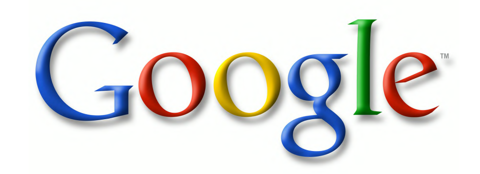
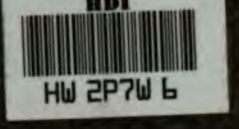
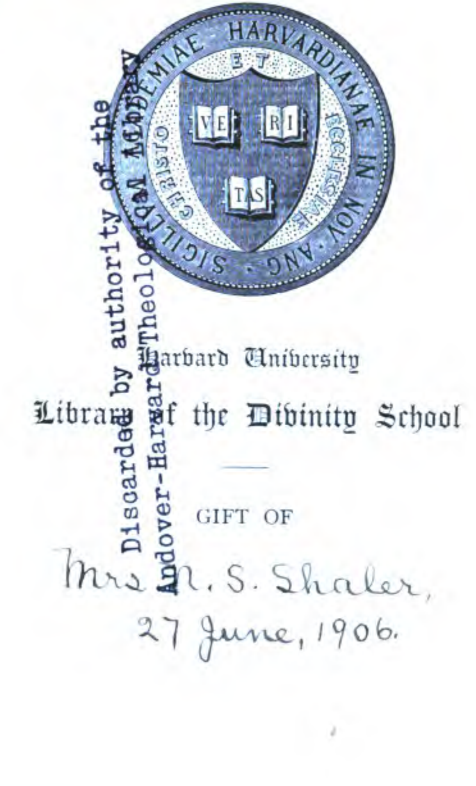



HW 2P7W 6


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV. ANG.
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

Grundlinien
der
Hodegetik
oder
Methodik
des
akademischen Studiums und Lebens.

Von

Dr. Karl Hermann Scheidler,
ordentlichem Honorar-Professor der Philosophie an der Universität zu Jena.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Jena,
in der Crökerschen Buchhandlung.
1839.

Den

Hochwohlgebornen, Hochzuverehrenden
sämmtlichen Herren Herren

Curatoren

der

protestantischen Universitäten Deutschlands,

insonderheit

Seiner Hochwohlgebornen

dem Herrn

Anton Freiherrn von Ziegesar

J. U. D.

Präsidenten des Großherzogl., Herzogl. Sächs. und Fürstl. Reuß. gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts und Curator der Universität zu Jena, Großherzogl. Sächs. Weimar-Eisenach. Kammerherrn, Komthur des Großherzogl. Weimar. Hausordens vom weißen Falken, ingleichen des Herzogl. Sächs. Ernestinischen Hausordens und Ritter des Kön. Preuß. St. Johanniter-Ordens u. s. w.

seinem verehrtesten und theuersten Freunde

ehrerbietigst und ergebenst zugeeignet

vom

Verfasser.

Quod enim munus reipublicae offerre majus meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus juventutem?

Cicero (de divin. II, 2.)

„Ich kenne kein belohnenderes Geschäft in der Welt, als Jünglingen zur nähern Bestimmung ihres Lebensweges zu dienen."

Herder (üb. Stud. d. Theol. Brief 24).

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Man kann mit Zuverlässigkeit annehmen, daß fast alle Studirende die Universität nicht bloß mit dem ganz natürlichen Wunsche, die schöne, nie wiederkehrende Periode eines freien, unabhängigen Lebens zu genießen, sondern auch mit dem ernstlichen Vorsatze beziehen, sich für ihren künftigen Beruf daselbst gehörig auszubilden. Nicht minder gewiß ist es jedoch, daß nur die bei weitem geringste Zahl derselben diesen Zweck so vollständig erreicht, als es seyn sollte und wohl auch geschehen könnte. Ein Hauptgrund dieses Mißlingens liegt in der Natur der Sache selbst, nämlich in dem Institut der akademischen Freiheit, indem hiernach der Studirende ganz Herr seiner Zeit und der Anwendung derselben ist, mithin von ihm allein die Wahl, Zahl und der Besuch der Vorlesungen, sein Privatstudium, sein Umgang u. s. w. abhängt; wobei es denn, da eigne Erfahrung noch fehlt und fremde Leitung wegfällt, natürlich nicht an mancherlei Mißgriffen fehlen kann. Darum die akademische Freiheit selbst anklagen und abschaffen oder beschränken wollen, würde ganz thöricht und zweckwidrig seyn; denn irgendeinmal im Leben muß doch der Mensch auf seinen eignen Füßen stehen, und sich selbstständig bewegen ler-

nen; die Universität ist aber wesentlich nicht bloß Anstalt für die Ausbildung des Geistes zu Wissenschaft, sondern auch zur Charakterfestigkeit. Das Einzige, was hier geschehen kann, ist, daß der Studirende, den man hier doch einmal der Gefahr des Irrens und den Versuchungen mannichfacher Art aussetzen muß, zugleich so ausgerüstet und vorbereitet werde, daß er der Prüfung getrost entgegen gehen kann, und sich selber helfen lernt. Dieß geschieht vornämlich dadurch, daß Derselbe eine gründliche, also wissenschaftliche Belehrung über das wahre Wesen der Wissenschaft und der Universität, somit richtige Begriffe und Grundsätze über das akademische Studium, (die Benutzung der Vorlesungen, die Lectüre, eigne Arbeiten u. s. w.), so wie über das ganze akademische Leben (die gesellige, körperliche, religiöse, politische Ausbildung u. s. w.) erhält. Eine solche Belehrung zu geben ist nun der Endzweck und Inhalt der Hodegetik, über welche daher auf allen Universitäten Vorlesungen gehalten zu werden pflegen, oder doch (und zwar von mehrern Docenten) gehalten, und von allen Studirenden besucht werden sollten, da von den richtigen oder unrichtigen Begriffen, die man sich vom Studiren, akademischer Freiheit u. s. w. macht, größtentheils die wahre oder falsche Richtung der für das ganze künftige Leben so wichtigen Universitätsepoche abhängt. Es ist in der That wunderbar, daß man in der neuern Zeit, mit gänzlicher Verkennung der wahren Idee der Universität, obwohl in löblicher Absicht, den Studenten eine ganze Menge sog. philosophischer Vorlesungen

zu besuchen zur unerläßlichen Pflicht gemacht, aber grade diejenige nicht, bei der einzig und allein eine solche Nöthigung aus dem Wesen der akad. Freiheit selbst sich rechtfertigen ließe, nämlich die über Hodegetik, die aus dem angegebenen (und in der Einleitung zu dem vorliegenden Grundriß weiter entwickelten) Gründen als die wichtigsten unter allen angesehen werden können, und für welche man eigene Lehrstühle errichten sollte. Nun fehlt es zwar nicht an vielen Schriften über diese Wissenschaft (s. den Abriß der Literatur) und es haben grade die ausgezeichnetsten unsrer Schriftsteller, z. B. Lessing, Kant, Herder, Fichte, Schelling, Jacobi, Garve, Lichtenberg, Schleiermacher, Fries, Steffens, Göthe, Schiller, Jean Paul und A. entweder in besondern Schriften über Universität und Wissenschaft, oder gelegentlich in ihren andern Werken fast alle für das zweckmäßige Studium und die richtige Lebensführung auf der Universität wichtigen Begriffe und Grundsätze dargelegt und entwickelt; allein diese Schriften befinden sich nicht (oder doch nur zum allergeringsten Theil) in den Händen der Studirenden, und selbst wenn dieß der Fall wäre, so fragt es sich noch, ob sie von denselben, und zwar in einer zweckmäßigen Ordnung, gelesen werden würden?

Diese Erwägungen haben mich nun bestimmt, vorliegenden Grundriß in seiner, von der gewöhnlichen allerdings abweichenden Form zu bearbeiten und herauszugeben. Zunächst ist derselbe für meine eignen Vorlesungen über Hodegetik bestimmt (daher ich auch den Abriß der Logik ihm voranschickte, zumal

da letztere die eigentliche *wissenschaftliche* Grundlage der Hodegetik ist); er wird jedoch seinem bei weitem größern Theile nach auch für sich, und, wie ich wünsche und hoffe, mit Nutzen, von den Studirenden, und nicht bloß von den in den ersten Semestern noch begriffenen, als ein Hand- und Hülfsbuch gebraucht werden können. Grade weil eine hodegetische Schrift zu den *παραινετικοῖς* und *προτρεπτικοῖς* gehört, und das „Antreiben" und „Ermuntern" zum eignen Nach- und Selbstdenken die Hauptsache alles akademischen Unterrichts ist und bleibt, hielt ich es für passend, die Hauptgedanken aus jenen Schriftstellern mit deren eignen Worten hier wieder zugeben. In der festen Ueberzeugung, daß Die, für welche diese Schrift bestimmt ist, es mir danken werden, sie auf manchen vielleicht für ihr ganzes künftiges Leben wichtigen Gedanken durch solche Hauptstellen oder Kernsprüche aufmerksam gemacht zu haben, werde ich mich darüber zu trösten wissen, wenn etwa Andere die gewählte Form mißbilligen und mein Verdienst bei dieser Arbeit noch geringer, als ich selbst es thue, anschlagen sollten.

— — Coenae fercula nostrae
Malim *convivis*, quam placuisse *coquis*!
(Martial.)

Jena, den 12. August 1832.

Dr. K. H. Scheidler.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Die gute Aufnahme, die meinem ersten Versuche der Bearbeitung der Hodegetik zu Theil geworden, namentlich das günstige Urtheil, welches mehrere ausgezeichnete und des Universitätswesens so kundige Gelehrte, wie Pölitz, Paulus, Friedemann u. A. [1]) über denselben öffentlich ausgesprochen haben, mußte mir natürlich Antrieb seyn, die neue Ausgabe ihrem Hauptzwecke so viel wie möglich noch entsprechender zu machen. Dieß suchte ich vornämlich dadurch zu bewirken, daß das Buch durch weitere Ausführung und Vervollständigung seines Inhaltes auch für sich zum Selbststudium besser sich eignete. Daß es übrigens auch bei diesem um das doppelte vermehrten Inhalte die Erläuterungen durch Vorträge keinesweges überflüssig macht, wird jeder Sachkundige leicht einsehen. Den der ersten Ausgabe beigefügten Abriß der Logik habe ich ganz weggelassen, theils weil er nur für meine Vorträge über diese Disciplin berechnet und geeignet war, mir aber die erfreuliche Kunde zu Theil ward, daß auch auf andern Hochschulen meine Hodegetik als Lehr- und Handbuch sich Eingang verschafft, theils weil ich selbst es jetzt für besser halte, die Hodegetik entweder allein für sich, oder in Verbindung mit Encyclopädie der Philoso-

1) Vgl. den im J. 1835 erschienenen Nachtrag: deducirter Plan zu Vorträgen über die Hodegetik und zu einem damit zu verbindenden hodegetischen Leseverein. Jena, Crökersche Buchhandl. S. 3.

phie vorzutragen (welches letztere ich fortan thun werde, so lange es nöthig seyn wird, die Hodegetik in das Schlepptau eines andern gangbaren Collegiums zu nehmen). Ich habe fast jeden einzelnen §. umgearbeitet und viele neue hinzugefügt [1]). Ungünstig war jedoch für diese Umarbeitung der Umstand, daß dieselbe zu sehr übereilt werden mußte. Ich erfuhr nämlich erst eine Woche vor dem (ohnehin zufällig sehr verspäteten) Anfange meiner Vorträge über die Hodegetik in diesem Semester, daß die erste Ausgabe bis auf ein Paar Exemplare vergriffen sey. Sonach mußte sogleich der Druck der zweiten beginnen, und unausgesetzt fortgesetzt werden, damit ich die einzelnen Bogen bei meinen Vorträgen benutzen konnte; bei welcher Eile natürlich hie und da mancherlei Mängel geblieben sind, die ich gewiß bei besserer Muße vermieden hätte. Im Ganzen glaube ich jedoch die gewählte Form, obgleich sie von der üblichen Compendienweise abweicht, rechtfertigen zu können, namentlich daß ich meine schwache Stimme durch die weit eindringlichere der großen Heroen der Litera-

1) Blos den Abschnitt über die politische Ausbildung habe ich ganz so gelassen, wie ich ihn im August 1832 schrieb, nicht etwa, weil es mir an Stoff zur Ergänzung gefehlt, sondern eben weil ich dessen zu viel hatte, den ich in einer eignen staatswissenschaftlichen Schrift demnächst zu veröffentlichen gedenke. So wie er ist, kann übrigens dieser Abschnitt als eine urkundliche Widerlegung einer der infamsten Calumnien des Dr. Diesterweg dienen, als hätten die akademischen Lehrer die Hauptschuld an dem revolutionären Geiste auf den Universitäten, weil sie nie und nirgends vor dem demagogischen Tollkraut gewarnt, und dessen Umsichwuchern ganz indifferent zugesehen, da doch den Studenten schon 1817 und 1818 die dringendsten Abmahnungen an's Herz gelegt wurden.

tur und besonders der Dichtkunst verstärkte. Die Hodegetik ist keine Disciplin, die für den künftigen bürgerlichen Beruf (oder gar nur für das Staatsexamen!) gelernt werden, sondern die unmittelbar und sofort in das akademische Leben selbst eingreifen, unausgesetzt dem Studirenden Führer auf der in gar mancher Hinsicht so schlüpfrigen akadem. Laufbahn seyn soll. Ein Lehrbuch derselben muß daher so eingerichtet seyn, daß es für die ganze akadem. Periode hinreichenden anregenden Stoff zum Nachdenken und zwar in einer allgemein ansprechenden Form enthält. Deshalb habe ich eine so reichhaltige Literatur und zwar so viel wie möglich die wichtigsten Citate in extenso mitgetheilt, und deshalb finden sich unter letztern so viele Stellen aus Dichtern, welche, wie schon Platon (im Lysis), Aristoteles (Metaphys. letzt. Capit.) und Seneca (ep. 38.) lehren, die ersten und besten Lehrer der Weisheit, so wie ihre Aussprüche die eindringlichsten sind [1]). Daß aber gerade die Hodegetik der paränetischen Form vorzugsweise bedarf, wird kein Sachverständiger in Abrede stellen. In dieser Hinsicht muß ich bedauern, daß der öfters im Buche erwähnte paränetische Anhang, den ich als eine sehr nothwendige Ergänzung desselben betrachte, nicht gleich jetzt mit erscheinen kann. Da das Buch aus dem oben angedeuteten Grunde für sich schon stärker

1) „Warum sagst du uns das in Versen?“ „„Die Verse sind wirksam!
„„Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu!““ Schiller.

ausfiel, als ich anfänglich berechnet hatte, und ich ohnehin die Gefälligkeit meines Herrn Verlegers zu rühmen habe, der sich zum Drucke von fast 6 Bogen über die eigentlich verabredete Zahl bereitwillig finden ließ, so blieb für diesen Anhang kein Raum. Jedoch hoffe ich, daß derselbe bald unter dem Titel Paränesen für studirende Jünglinge besonders wird erscheinen können.

Zu berichtigen habe ich einen Irrthum in der Vorrede zur 1sten Ausgabe, wo (S. VI.) gesagt wurde, es pflegten auf allen Universitäten Vorträge über die Hodegetik gehalten zu werden. Eine genauere Beachtung der Lectionscataloge hat mich belehrt, daß dieß auf den allerwenigsten der Fall ist. Dieß veranlaßt mich, zugleich noch einige Worte über diesen Umstand hinzuzufügen, der mir wenigstens als sehr wichtig vorkommt.

Zuvörderst wiederhole ich meine schon ausgesprochene Ueberzeugung, daß es das beste sey, für diese Disciplin auf jeder Universität einen eignen Lehrstuhl zu errichten, wie schon vor fast 90 Jahren vorgeschlagen worden (s. d. Literat. S. 63.), und worauf dieselbe wenigstens eben so gut Anspruch hat, als irgend eine andere einzelne Disciplin, namentlich als die Logik (welche letztere ohnehin eigentlich sich besser für die oberste Classe der Gymnasien paßte, wie schon E. Schmid allg. Encycl. u. Method. d. Wiss. S. 44. Fries Logik Vorr. S. VIII. Herbart Einl. in d. Philos. Vorr. u. A. gerathen haben). Ja das Studium der Hodegetik ist noch weit wichtiger, als das irgend einer andern Wissenschaft (ich wüßte nicht

eine einzige auszunehmen), wie ich vollständig in der (deshalb vielleicht etwas zu ausführlichen) Einleitung bewiesen zu haben glaube. Ist dieß richtig, so kann dieß Studium nur dann wahrhaft gedeihen, wenn seine Wichtigkeit vom Staate und der Universität durch eine solche Stiftung einer eignen Professur dafür anerkannt ist, wo dann es auch nicht an zur Concurrenz unerläßlichen Privatdocenten für hodegetische Vorträge und an dem nöthigen äußern Anlaß gute und immer bessere Lehr- und Handbücher darüber zu schreiben, so wie an Zuhörern für jene und Lesern für diese fehlen wird. Der Finanzpunkt kann doch wohl kein Hinderniß seyn? Wie viel thun heutzutage die Regierungen und Stände für die äußere Ausstattung ihrer Hochschulen, namentlich für die Anhäufung der an sich doch immer todten Bücherschätze und andern Sammlungen, was zwar recht schön und gut und nützlich (besonders für uns bücherschreibende Professoren!), aber im Vergleich mit der bis jetzt nur zu sehr hintangesetzten Sorge für das lebendige akad. Leben, namentlich für die sittliche und religiöse Ausbildung der Studenten, von untergeordnetem Werthe ist! Ich sollte meinen, es müßte z. B. jeder Ständeversammlung einleuchtend gemacht werden können, wie zweckmäßig es sey, das nöthige Geld zu einer solchen Professur (die ohnehin, weil sie in sich selbst wohl die belohnendste von allen ist, nicht so absonderlich hoch zu salariren wäre) zu verwilligen, da sicherlich Hunderte, ja Tausende von Familien ihre Söhne zur Akademie senden, und dieß nicht ohne gerechte Besorgniß thun, es möchten

dieselben die nun einmal schlechterdings zum deutschen Universitätswesen gehörige akademische Freiheit mehr oder weniger mißbrauchen, und im besten Falle doch nicht sich so ausbilden, wie sie könnten oder sollten [1]). Oder geben etwa die bestehenden Gesetze und Vorschriften eine sichere Garantie gegen solche Mißbräuche oder Mängel? Kann überhaupt auch die strengste Aufsicht, die schärfste Handhabung der akademischen Disciplin die Studenten auf den rechten Weg bringen und darauf erhalten? Hängt dieß nicht vielmehr in letzterer Instanz immer nur von dem eignen guten Willen der letztgenannten selber ab? Und läßt sich auf diesen anders auf würdige Weise einwirken, als durch Lehre? Kann dem Staate blos mit gelehrt dressirten, lediglich durch Furcht vor harter Strafe sich gesetzwidrigen Ausschreitungen enthaltenden Schulkindern (für welche der Name „Student" viel zu gut ist) gedient seyn? Lehrt nicht schon Platon, daß ein freier Mensch keine Wissenschaft mit sclavischem Zwange lernen müsse, und Seneca, daß jede Sache aufhört sittlich (honesta) zu seyn, sobald sie gezwungen geschieht? (s. u. S. 188.) Haben nicht selbst die Römischen Juristen es als ihren Hauptzweck erklärt, den Menschen nicht blos äußerlich gerecht (legal), sondern innerlich gut (moralisch) zu machen? (S. 473.) Und sollen wir Christen, denen doch so bestimmt und klar gesagt

1) Möchte doch das von dem seel. Blümner in Leipzig ausgesetzte bedeutende Capital zum Theil zu einer solchen Professur verwendet werden! Und möchte dieß schöne Beispiel auf jeder Universität Nachahmung finden!

ist, daß alles Sünde sey, was nicht aus dem Glauben kommt, uns gerade hierin von den Heiden beschämen lassen, wir Protestanten zumal, die wir todte Werkheiligkeit für ungenügend und verwerflich erklären?! Auf was anders aber, frage ich, gehen denn alle die vielen furchtbar drohenden, neuerdings in Hinsicht der Studenten ergriffenen Maaßregeln und erlassenen Gesetze (deren Prüfung nach den Principien der wahren Gerechtigkeit und ächten Staatsklugheit einem andern Orte vorbehalten bleiben muß) — auf was anders gehen sie an und für sich hinaus, oder was anders können sie zur Folge haben, als solche äußere Legalität und todte Werkheiligkeit? Ich will nicht weiter hier untersuchen, ob dieß nicht ein wahres Unrecht, eine Versündigung an dem Geiste der Menschheit, der Vernunft und des Christenthums ist, dessen man sich schuldig macht an der Blüthe der Nation, an den Jünglingen, die dereinst bestimmt sind, fast alle wichtigen Staats-Aemter in Staat und Kirche zu bekleiden und an der Spitze der ganzen intellectuellen, politischen, moralischen nnd religiösen Cultur unsers Volkes zu stehen, und deren edelste Keime, wissenschaftliche und sittliche Freiheit und Selbstständigkeit, die sorgsamste Schonung verdienen. Ich will auch nicht auf sofortige Abschaffung jener Maaßregeln und Gesetze, so weit dieselben diese Keime unterdrücken, hoffen oder antragen, da sie einmal bestehen; ich will sogar einräumen und annehmen, der Drang der Umstände rechtfertige sie vollkommen, und sie hätten doch auch ihr Gutes, wenn gleich sie nur äu-

ßerlich Gesetzlichkeit bewirken; immer bleibt noch die Anforderung, daß Diejenigen, die für das wahre Wohl der Universität zu sorgen berufen sind, sich nicht mit jener Legalität begnügen, sondern das Ihrige thun, damit Moralität an ihre Stelle trete. Das Hauptmittel ist, wie gesagt, die Belebung des Studiums der Hodegetik! Lassen sich nun keine besondern Lehrstühle hierfür errichten, so würde es doch überall möglich seyn, den einen und andern ausgezeichneten Lehrer aus dieser oder jener Facultät (denn diese Disciplin kann jeder tüchtige Gelehrte ohne viele sonstige specielle Vorbereitung lesen [1])) privatim oder von Staatswegen zu dem Entschlusse anzuregen, hodegetische Vorträge zu halten. Aber alles würde nichts helfen, so lange man nicht es allen Studenten zur Pflicht macht, Hodegetik zu hören, und zwar nicht sowohl von Seiten des Staates (der von seinem Rechte den künftigen Aspiranten seines Dienstes die Bedingungen vorzuschreiben, einen nur zu starken Gebrauch gemacht hat), als vielmehr von Seiten der Universität als Corporation. Indem diese die Studirenden in ihren Schooß aufnimmt und ihnen dadurch so viele und schöne Rechte, namentlich die akademische Freiheit verleiht, ist sie auch befugt, diese Aufnahme an Bedingungen zu knüpfen, die sich

1) Ich kann es mir nicht versagen, mich hierfür auf das Beispiel meines werthen Freundes und Collegen F. G. Schulze's, ord. Prof. d. Staatswirthschaft, zu berufen, der während seiner Anstellung als Director der staats- und landwirthschaftlichen Akademie in Greifswalde wiederholte Vorträge über die Hodegetik, und zwar nach der ersten, ihm gewidmeten Auflage des vorliegenden Lehrbuches gehalten hat.

nicht allein auf die mitgebrachten Kenntnisse, sondern auch auf die künftige Führung des ganzen akademischen Lebens, namentlich auf Verhütung der Mißbräuche jener Freiheit, beziehen müssen. Darum ist die Hodegetik das nothwendige Correlat dieser Freiheit. Entweder hebe man letztere völlig auf, führe ein englisches Tutorensystem, katholische Klosterzucht, russische oder französische Militärdisciplin u. d. m. ein, oder man sorge für das allgemeine Studium der Hodegetik; tertium non datur! Wenigstens ich sehe kein Drittes, und da ich fortan wie bisher für die Bewahrung der akad. Freiheit kämpfen werde, so oft dieselbe angegriffen werden wird, da ich ferner allen halben Maaßregeln abhold bin, so wird mein Catonisches Praeterea Censeo stets lauten: professionem hodegeticam esse instituendam!

Man wird dies hoffentlich nicht so deuten, als meinte ich, daß mit dieser Errichtung die Sache abgemacht, und daß das bloße Vortragen und Anhören der Hodegetik sofort die Studenten zu solchen machen könne und werde, wie sie seyn sollten! Vielmehr gilt gewiß auch hier (wie von aller Pädagogik), daß es in letzter Instanz nicht auf den ankommt, der da pflanzet und der da begeußt, sondern auf Gott, der das Gedeihen giebt! Sollen wir aber deshalb etwa das Pflanzen und Begießen unterlassen, und müssen wir nicht vielmehr gerade weil bloß hierin uns Wirksamkeit gestattet ist, und der Erfolg in einer höhern Hand steht, doppelt eifrig das „Unsere" thun? Kommt nicht der Glaube aus der Predigt? Und woher soll eine wahrhaft

richtige akademische Lebensführung kommen, wenn nicht aus einer richtigen und vollständigen akademischen Lebens-An- und Einsicht? Auf diese wird man doch wohl den Spruch „nicht anwenden wollen: „den Seinen giebt Er's schlafend"!, und wie viel dazu gehört, könnte Jeder, der's nicht schon weiß, hoffentlich aus dem bloßen Durchblättern der vorliegenden, die Sache noch lange nicht erschöpfenden und formell ebenfalls sehr unvollkommenen Grundlinien ersehen, die der Verfasser dem geneigten Leser mit Berufung auf den bekannten alten Spruch, daß er gethan, was er vermocht (II. Maccab. 15, 39.), und den Worten eines häufig in ihnen citirten Dichters hiermit zu nachsichtiger Beurtheilung übergiebt:

„Ich glaube nicht, daß ich viel eignes neues lehre,
„Noch durch mein Scherflein Witz den Schatz der Weisheit mehre.

„Doch denk' ich von der Müh' mir zweierlei Gewinn:
„Einmal, daß ich nun selbst an Einsicht weiter bin;
„Sodann, daß doch dadurch an manchen Mann wird kommen
„Manches, wovon er sonst gar hätte nichts vernommen.
„Und auch ein dritter Grund scheint werth nicht des Gelächters:
„Daß, wer dies Lehrbuch liest, derweil doch liest kein schlechters!"

Rückert Weisheit des Brahmanen III, 105.

Jena den 30. März 1839.

Dr. K. H. S.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Ueber Wesen und Studium der Hodegetik.

Erster Theil.

Allgemeine wissenschaftliche und akademische Propädeutik.

Erster Abschnitt.

Das Wesen der Wissenschaft und des Gelehrtenberufs überhaupt.

Zweiter Abschnitt.

Das Wesen der Universität.

Zweiter Theil.

Methodik des akademischen Studiums im engern Sinne.

Erste Abtheilung.

Wesen des akademischen Studiums überhaupt.

Erster Abschnitt.

Vom Studiren im Allgemeinen.

Zweiter Abschnitt.

Die nothwendigen Voraussetzungen des akademischen Studiums.

Zweite Abtheilung.

Methodik des öffentlichen Studiums.

Erster Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Anmerk. Der paränetische Anhang auf welche an mehrere Stellen verwiesen ist, wird als besondere Schrift unter dem Titel Paränesen für Studirende später erscheinen.

Bemerkte Druckfehler.

S. 24. Z. 9. v. u. l. dich st. doch.
S. 48. Z. 12. v. u. l. egoistische st. egotische.
S. 128. Z. 18. v. o. fehlt: Drobisch a. a. O. S. 14.
S. 272. Z. 11. v. o. l. 162. st. 126.
S. 471. S. 3. v. u. l. seist st. heist.

Grundlinien
der
Hodegetik.

„„Warum willst Du Dich von uns Allen
„„Und unsrer Meinung entfernen?““
„Ich schreibe nicht, Euch zu gefallen,
„Ihr sollt was lernen!“

Göthe (W. III, 241.)

„Weltweisheit lehr' ich Euch, nicht Weisheit dieser Welt,
„Doch Weisheit, die zu gut nicht für die Welt sich hält;

„Weltweisheit, die die Welt in allen Lebensweisen
„Euch zur Belehrung will, zur Unterhaltung weisen;

„Weltweisheit, die nicht sich beweisen will der Welt,
„Noch in Beweisen vor der Welt sich wohlgefällt;

„Weltweisheit, in der Welt Wegweiserdienst erweisend,
„Mild unterweisend hier, dort streng, wo's gilt, verweisend.“

Rückert (Weisheit d. Brahmanen III, 307.)

„Auf den Jünglingen ruht und wächst die Welt! Zu welchem ekelhaft faulenden Gemische der Völker und Zeiten würde jede Zukunft aufgähren, wenn nicht der Himmel an jedem Tage dem abgelebten Leben frische Jugend, frische Geistermorgen mit neuen unbefleckten Kräften zuschickte! Denn jede Jugend wirkt und ergreift, wenigstens früher, ideal und rein, ehe sie verdirbt und verderbt. So treibt auch auf dem alten schiefgebogenen Baume doch der neue Zweig gerade aufwärts dem Himmel zu." — „Eine Akademie ist die eigentliche innere Staatsmission und Propaganda, da sie eben die rüstige, leicht empfangende und lange fortgebährende Jugend mit ganzen Generationen befruchtet." — „Die akademische Zeit ist die schöne Zeit der ersten Liebe gegen die Wissenschaften — der kurze Durchgang eines erdigen Wandelsterns durch die Sonne des Sonnengottes — und das nicht einmal blos, sondern es ist das frische, dämmernde Leben vor dem Morgenstern, der wie dem Herzen, so dem Denken die schöne Aurora verkündigt, die später nichts verkündigt, als nur eine Alltags-Sonne. — Alle Fackeln des Wissens sind der Jugend nur Brautfackeln, die künftiges Leben bloß anzünden, nicht einäschern. — Ihr Glanz verbirgt dem Jünglinge die Handels-, Kriegs- und andere Stadt, die sich um seinen Musenberg mauert, und der Lehrstuhl reicht ihm über jede Höhe, sogar den Fürstenstuhl hinauf — und die politischen Sorge- und Weberstühle stehen und schnarren weit von ihm in der Heimath! — Von der Freiheit des Jünglings muß die des Mannes zehren, und ein gebogner Musensohn kann nichts werden als ein kriechender Beamter auf allen Vieren!"

Jean Paul.

Einleitung.

Ueber Wesen und Studium der Hodegetik.

I.

Begriff und Hauptprobleme; Stellung der Hodegetik in dem Gesammtgebiete der Literatur.

§. 1.

Die Hodegetik oder Methodik (Methodologie) des akademischen Studiums (auch Isagogik, allgemeine Propädeutik oder Vorbereitungswissenschaft genannt) ist der wissenschaftlich (zu einem organischen Ganzen, einem Systeme) geordnete Inbegriff der Grundbegriffe, Grundsätze und Maximen oder Regeln für die zweckmäßigste Art oder richtige Methode des Studirens, worunter verstanden wird: theils die wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität durch Benutzung der Vorlesungen u. s. w. (Studiren im engern Sinne), theils die Aneignung der gesammten Bildung, welche dem angehenden Gelehrten der Aufenthalt auf der Hochschule, oder das akademische Leben überhaupt darbietet (Studiren im weitern Sinn). Die Hodegetik soll dem Studirenden auf seiner akademischen Laufbahn als Führer dienen, ihm den rechten Weg zur Erreichung seines Zieles zeigen, sowie vor den Um- und Irrwegen, die er zu betreten versucht seyn könnte, warnen, worauf auch die be-

kannte Etymologie des Wortes Hodegetik, sowie ihre andern Bezeichnungen, als Isagogik, allgemeine Propädeutik der Wissenschaften und ihre kürzeste herkömmliche Definition: „Anweisung zum Studiren" hindeuten. Methodik oder Methodologie heißt sie, weil sie für das gesammte akademische Leben und Studium eine Methode, d. h. ein regel- und zweckmäßiges Verfahren nach einem vorher durchdachten, festen Plane und mit Befolgung technischer Regeln aufstellt, jenes Leben und Studium plan- und kunstmäßig und mit freier Selbstthätigkeit einzurichten lehrt, im Gegensatze alles ordnungs- und regellosen Treibens, des herkömmlichen Schlendrians, bloßen sog. Naturalisirens, tumultuarischen oder rhapsodistischen Experimentirens, Probirens oder Herumtappens beim Studiren; so daß sich ihre Wichtigkeit in der That schon aus ihrem Begriffe von selbst ergiebt.

Ueber den Begriff der Hodegetik (ὁδηγητικὴ sc. πραγματεία s. τέχνη, ἐπιστήμη, von ὅδος und ἄγω, also wörtlich: Weg-Weisung), vgl. Scheidler in Ersch und Grubers Allg. Encyklop. der Wissensch. und Künste s. h. v. IIte Sect. Bd. 9. S. 204. Ders. in v. Rottecks und Welckers Staatslexicon s. h. v. und die daselbst angeführte Literatur. — Ueber den Begriff und die Wichtigkeit der Methode (μέθοδος, via et ratio bei den ächt römischen Schriftstellern) besonders in Beziehung auf Wissenschaft, vgl. die Hauptschriften über Logik, z. B. Fries, System der Logik S. 546. G. E. Schulze, Grundsätze der allg. Logik §. 133. S. 217. ed. 4. Bachmann, System der Logik S. 358; ferner Kiesewetter Hodegetik §. 10 ff. Krug Handwörterbuch d. Phil. s. h. v. Das Methodische wird mit Recht als das rationelle Verfahren im Gegensatz gegen die blinde, instinctmäßige Empirie oder Routine, das gedankenlose Nachahmen, bezeichnet, weil die Be-

sonnenheit oder das höhere Selbstbewußtseyn, der Vorbedacht oder die Voraussicht, das nach eigenen, selbstgewählten Zwecken geleitete planmäßige Verfahren das Hauptmerkmal und Prärogativ der menschlichen Vernunft oder des (hier gleichbedeutenden) Verstandes ist, welcher (nach des Dichters Worten) „dem Menschen dazu ward, daß er im innern Herzen (Geiste) spürt (klar sich bewußt wird), was er erschafft mit seiner Hand" (oder überhaupt strebt und thut). — Auch wird die Methode, weil sie schneller und sicherer zum Ziele führt, als das plan- und regellose Verfahren, mit Recht als der kürzere Weg (via compendiaria bei Quintilian. Inst. orat.) bezeichnet. Daher die Anerkennung der Wichtigkeit der Methode für alle Lebensverhältnisse! „Das Beste ist Ordnung für den sterblichen Menschen, das Schädlichste aber Unordnung" lehrt schon Hesiod [1]). „Ordnung ist das halbe Futter", sagen die Oekonomen; „Ordnung führt zu allen Tugenden", Lichtenberg [2]). Selbst bei des verrückten Hamlet (II, 2.) Benehmen rühmt Polonius: „Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode!" L. Schefer [3]) räth:

„Du aber lerne: Wie der Geizige,
„Jedoch ein Beß'res, auch so stät begehren.
. . . . erlerne
„Von ihm Methode! daran ist er reich."

„Nichts ist über einen festen Plan, einen großen Zweck; er füllt alle Stunden, zerstreuet von Allem, und bringt, bei allem Hin- und Herwerfen der Umstände, in's Leben Einheit." Zschokke (dess. Leben v. E.

1) Tagewerke 471; vgl. *Xenophon* Oecon. VIII, 3.
2) Verm. Schriften II.
3) Laienbrevier I, 113.

Münch S. 259.). „Plan im Leben, ganz seyn, was man seyn will und seyn soll, und dann nichts andres seyn wollen, — fester Blick auf ein Ziel, das der Mühe werth ist, und dadurch Bestand und Kraft und Daseyn, und dadurch dem Daseyn Werth und Frucht — darauf kommt's an!" Morgenstern Joh. Müller od. Plan im Leben und Lesen 1808. S. 37. So auch Rückert [1]):

„Wer stets denselben Weg in gleicher Richtung hält,
Der kommt in Kurzem um die Welt;
Wer alle Windungen der Pfade will begleiten,
Wird nie sein Weichbild überschreiten!"

Wie sehr gerade dem Gelehrten das Methodische ziemt und nützt, ist leicht einzusehen und längst bemerkt; (velim virum literatum non perturbate, ut plerique solent, studiis incumbere, sed *accurata methodo* suos omnes labores dirigere; etenim dici non potest, quanta sint methodi compendia, et quantum ad scientias promovendas conferre queat [2]). „Ein guter Plan ist bei jedem Unternehmen Basis des Gelingens, ein schlechter untergräbt das Ganze in der Wissenschaft wie im Kriege" Lips (Staatswissenschaftslehre S. VIII.). Leider wird diese Wahrheit in der Wirklichkeit sehr wenig anerkannt, und auf die gewöhnliche Un = Methode des Studirens paßt nur zu sehr Göthe's Wort: „Vom Ziele haben viele Menschen einen Begriff; nur möchten sie es gern schlendernd auf irrgänglichen Promenaden erreichen!" [3])

1) Gedichte 1836. II, 388.

2) *Turretin.* orat. de stud. emend. et promov. (Dilucidat. Lugd. Bat. t. III. p. 258.).

3) Briefwechsel mit Zelter I, 242.

§. 2.

Die Hauptprobleme der Hodegetik lassen sich in folgenden Fragen übersichtlich zusammenstellen:

1) Was heißt Wissenschaft, was ist ihr Begriff und ihre Idee, ihr wahrer Zweck, ihr absoluter und relativer Werth (Würde und Nutzen), ihr Verhältniß zu den übrigen geistigen Aeußerungen, namentlich zur Gemüths- und Charakterbildung? wie unterscheidet sich Wissenschaft von bloßer Gelehrsamkeit (Erudition)? was ist die Schattenseite der Wissenschaft? was ihr Verhältniß zu den technischen Künsten und Handwerken, zur schönen Kunst, zur Sittlichkeit, Religion, zum Staat und zur Kirche und zum Leben überhaupt?

2) Was ist die Universität? ihre Idee oder ihr Wesen, ihr charakteristischer Unterschied von den Gelehrten-Schulen (Gymnasien), Special-Schulen für einzelne Wissenschaften und Akademieen im engern Sinn? Wie sind die Universitäten entstanden? Sind sie bloße Anstalten des Staats zur Bildung von Dienern desselben und der Kirche, oder haben sie noch andere selbstständige Zwecke zu verfolgen? Welches ist der Grundzug der deutschen, namentlich der protestantischen Universitäten? Was ihr Verhältniß zum Staate, zur Kirche und zur Menschheit? Worin besteht die wahre akademische Freiheit?

3) Was heißt studiren? Welches sind die nothwendigen Voraussetzungen des akademischen Studiums? Welches die innern und äußern Bedingungen und Hülfsmittel desselben? Wer soll studiren, wer nicht? Was (welches besondere Fach) soll man studiren? Giebt es besondere Kennzeichen, woraus man ersehen kann, ob man zu diesem oder jenem Berufe besser paßt, und welches sind diese Merkmale?

Welches sind die richtigen, welches die unrichtigen Motive zur Wahl des Lebensberufs?

4) Wie soll man studiren? Welche Universität soll man, wenn die Wahl frei steht, wählen? Soll man mehrere besuchen? Worin besteht das wahre Wesen und der Werth des öffentlichen Studiums, insbesondere der Vorlesungen? Welches sind die Vorzüge des Kathedervortrags? In welcher Ordnung soll man die Collegia hören? Welche Lehrer soll man wählen? Welche Erfordernisse gehören zur Benutzung der Vorlesungen? — Was ist ferner der Begriff, Zweck und Werth der öffentlichen Uebungsstudien (praktischen Collegia), der Examinatorien, Conversatorien, Disputatorien, Seminarien u. d. m.? — Wie soll man ferner sein Privatstudium einrichten? Welches sind seine allgemeinen Voraussetzungen, Bedingungen und Hülfsmittel? — Auf welche Weise und nach welchen Regeln muß man die Sinne, die Einbildungskraft und das Gedächtniß, den Verstand und die Vernunft durch selbstthätige Uebungen ausbilden? Welches sind die Hauptregeln der Lectüre in Hinsicht auf Maß, Auswahl, Excerpiren, Benutzung der Bibliotheken u. s. w.? Welches die Hauptregeln des eigenen Componirens oder Verfassens wissenschaftlicher Arbeiten?

5) Wie kann und soll der Studirende für seine körperliche Ausbildung sorgen, insbesondere durch Betreibung der ritterlichen Künste des Reitens und Fechtens? Welches ist die höhere Bedeutung dieser Uebungen?

6) Wie ist die für die Erholung bestimmte Zeit am besten anzuwenden, und wie sind namentlich die Ferien zu benutzen?

7) Welche Regeln sind zu befolgen, um das ökonomische Leben gehörig zu ordnen, und nicht in die unselige Schuldenmacherei zu versinken?

8) Wie ist das geſellige Leben oder der Verkehr der Studirenden theils unter einander, theils mit den Lehrern, theils mit den übrigen Bewohnern der Universitätsſtadt einzurichten? Warum ſind beſonders alle geheimen Verbindungen verwerflich und zu vermeiden?

9) Warum und wie iſt für die äſthetiſche und moraliſche Bildung des Geſchmacks und Charakters, ſowie für die politiſche und religiöſe Ausbildung die größte Sorge zu tragen?

Es ergiebt ſich aus dieſer Ueberſicht der Hauptprobleme der Hodegetik, daß hier dieſe Wiſſenſchaft in einem umfaſſendern Sinne aufgefaßt wird, als gewöhnlich der Fall, wo blos das Studiren im engern Sinne (die wiſſenſchaftliche Ausbildung auf der Hochſchule) ihren Hauptgegenſtand bildet. Eine ſolche Einſeitigkeit iſt gerade in unſrer Zeit doppelt ſchädlich, da der gegenwärtige Zeitgeiſt einer harmoniſchen, allgemein menſchlichen Bildung, namentlich der moraliſch-religiöſen, keineswegs günſtig iſt, und da in Beziehung auf die Gelehrtenbildung dem bloß wiſſenſchaftlichen Element ein zu großes Uebergewicht gegeben wird. Man wird zugeben müſſen, daß, was Wiſſen und Wiſſenſchaft betrifft, unſer modernes Europa den „Alten" überaus überlegen iſt, „aber wahr iſt auch, daß dieſe vielen Canäle des Wiſſens, von aller Welt Enden hergeleitet, unſer Grundſtück ſo durchfurchen, daß der feſtere Schritt und das gediegene Weſen leicht auf dieſem zerſtückelten Boden Schaden nimmt. Die Kluft zwiſchen Wiſſen und Können, Kraft des Verſtandes und Kraft des Charakters iſt ungeheuer groß geworden! Die am meiſten von Tapferkeit leſen und lehren, ſind ſie tapfer? bringen ſie wirklich dem Vaterlande Opfer? Iſt nicht die Mehrzahl der Wiſſenden mit ihrem

Wissen mehr äußerlich behängt, als davon durchdrungen, gehemmt dadurch in ihrer Bewegung, statt daß der Widerschein der edelsten Beschäftigungen sich in jeder That des wahrhaft Wissenden abspiegeln sollte? Wissen wir wirklich für uns selber, oder nicht bei weitem mehr für Andere? Und was kann man am Ende für Andere wissen? Alles bloß aufgenommene Wissen ist krank und macht Kranke. Wo ist darum Siechthum mehr zu Hause, als bei den Gelehrten? Wo fehlt häufiger jenes kräftige Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Thätigkeiten, das den gelungenen Menschen bezeichnet?" Dahlmann, (die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt I. S. 261.). — „Das Schwache ist ein Charakterzug unsers Jahrhunderts." — „Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem es sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung, oder durch schwächere Erziehung und Nahrung." — „Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Uebels unsrer neuesten Literatur." — „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth. Denn wodurch ist dieser so groß, als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten? So kluge, so gebildete Menschen giebt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter?" (Aussprüche von Göthe in den Gesprächen mit Eckermann I, 224. 226. II, 64, 268.). — Daß, wenn diese Einseitigkeit, dieser Mangel der Charakterbildung nicht gehoben oder entfernt wird, es mit der Entwicklung des politischen Lebens nicht vorwärts gehen kann, daß daher eine diesem Gebrechen entgegenwirkende Hodegetik vom staatspädagogischen Standpunkt aus höchst wichtig erscheint, ist klar. Vgl. die Worte des trefflichen Freiherrn v. Stein: „Unsere neueren Publicisten suchen die Vollkommenheit der Staats-Verfassung in der ge-

hörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung der Menschen, der Träger der Verfassung!! Die mit dem Praktischen des constitutionellen Lebens innig vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem Bestehen Religiosität und Sittlichkeit. Der Charakter, das Wollen, muß gebildet werden, nicht allein das Wissen!" (Briefe an v. Gagern S. 341.).

§. 3.

Die Hodegetik soll alle diese Fragen wissenschaftlich beantworten. Der Charakter des Wissenschaftlichen in der Erkenntniß besteht nun, wie später noch ausführlicher nachgewiesen werden wird, vornehmlich in folgenden Merkmalen:

1) Der Gegenstand der Erkenntniß wird in den Denkformen der Begriffe, Urtheile, Schlüsse aufgefaßt (das Wissen ist angewandtes Denken, Erkennen durch abstracte, allgemeine Vorstellungen).

2) Durch die wissenschaftlichen Formen der Erklärungen, Eintheilungen und Beweise wird möglichste Klarheit und Deutlichkeit in Hinsicht des Inhalts und Umfangs der Begriffe, so wie Evidenz oder Begründung der Urtheile und Schlüsse, und zwar alles dieß für die eigene Einsicht und Ueberzeugung, bewirkt.

3) Alle Erkenntnisse werden zu einem organischen Ganzen, d. h. zu einem solchen verknüpft, in welchem alle einzelnen Theile in einem nothwendigen und wesentlichen Zusammenhange mit einander stehen, oder mit andern Worten: das Systematische im Gegensatze des Fragmentarischen, Rhapsodistischen, des bloßen Aggregates einzelner Kenntnisse, ist eigenthümliches Kennzeichen der Wissenschaft.

4) Durch diese organische Verknüpfung der Erkenntnisse unter einander wird Einsicht in das Wesen der Dinge, in die Einheit oder die Gründe und Gesetze, unter denen das Mannichfaltige in dem Seyn der Dinge steht, erlangt; das Wesen der Wissenschaft ist Theorie, d. h. Erklärung der Erscheinungen (die Gegenstände der Natur oder Thatsachen der Geschichte) aus ihren Ursachen und Gesetzen.

5) Es werden die wissenschaftlichen Erfahrungen und Ergebnisse der Vergangenheit benutzt, indem zur Wissenschaft wesentlich sog. Gelehrsamkeit, d. h. historische Kenntniß des bisherigen Gewinnes an Erkenntniß, gehört.

Durch diese Merkmale der Wissenschaftlichkeit unterscheidet sich die Hodegetik von allen einzelnen Rathschlägen, Winken, Ermahnungen, Warnungen, Anweisungen, Lectionsplänen u. s. w., mit denen die sog. Abiturienten von Seiten ihrer Lehrer, Eltern, Vormünder, Freunde u. s. w. auf die Universität entlassen zu werden pflegen (desgleichen von den guten Rathschlägen älterer Commilitonen, namentlich in Betreff des Collegienhörens), welche zwar auch ihren Werth und Nutzen haben, jedoch nicht ausreichen und die Hodegetik nicht überflüssig machen, und dieß um so weniger, je häufiger sie nur Einzelnes, oft gerade das Unwesentliche betreffen, oft ohne specielle Sachkenntniß gegeben werden, meistens auf dunklen Vorstellungen oder vorübergehenden Gefühlen und Gemüthsstimmungen basirt sind und mehr als von Außen gegebene Vorschriften erscheinen, darum aber nicht genügend und nicht nachhaltig genug wirken. Die Hodegetik wendet sich mit Beseitigung alles bloßen Autoritätsglaubens an die eigene Einsicht und selbstständige Beurtheilungskraft des Studirenden selbst; sie will ihm zur eigenen, möglichsten Klarheit und Deutlichkeit in den Begriffen, zur Gewißheit und Consequenz in den Urtheilen, Grundsätzen und

Regeln, die sich auf das akademische Leben und Studium beziehen, verhelfen, will ihn also nicht überreden, sondern überzeugen, will ihn nicht mit einzelnen Vorschriften als solchen hofmeistern, sondern ihn nur anregen, selbstständig ein in sich organisch gegliedertes Ganzes aus seinem akademischen Studium und Leben zu machen, und benutzt endlich zu diesem Allen die reichen Schätze der gesammten Literatur dieses Faches.

Den gedachten Ermahnungen, Winken u. s. w. wird Niemand ihren Werth absprechen, und namentlich wird bei der feierlichen Entlassung der Schüler von dem Gymnasium, ferner in der Abschiedsstunde aus dem elterlichen Hause gewiß mancher gute Saame ausgestreut, aus dem treffliche Früchte erwachsen können. Allein damit sie wirklich daraus erwachsen werden, dazu reicht offenbar jenes Ausstreuen nicht hin. Ihrer Natur nach sind meistens dergleichen Winke u. s. w. unvollständig, ganz im Allgemeinen sich haltend, isolirt, häufig ohne Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Universitäten, oft auch dem minder Wesentlichen (z. B. Lectionsplänen) zu viel Gewicht beilegend und jedenfalls der Unterstützung durch die Schätze der Literatur entbehrend, die gerade in ihrem paränetischen Theile so treffliche Hülfsmittel darbietet. Hierzu kommt, daß namentlich die Eltern in dem allerdings gegründeten Vorgefühle oder Bewußtsein der Gefährlichkeit der akademischen Laufbahn leicht durch ihre zärtliche Sorge sich zu Uebertreibungen jener Gefahren verleiten lassen, was dann die Folge hat, daß dem Studirenden, der diese Uebertreibungen bald erkennt, die darauf sich beziehenden Lehren überflüssig und unnütz vorkommen, und er mit ihnen auch das Richtige und zu Beherzigende der übrigen sorglos bei Seite setzt oder verwirft. Ueberhaupt helfen bloße Vorschriften und Verbote als solche wenig,

wie bald noch näher gezeigt werden wird. Nitimur in vetitum! ist ein altes, wahres Wort, und gerade in dem Beginne der Universitätsperiode ist das erwachende Gefühl der geistigen und moralischen Selbstständigkeit und Freiheit am lebendigsten. Alle dergleichen Ermahnungen u. s. w. sind ferner als solche nicht auf deutliche Einsicht in bestimmten Begriffen, begründeten Urtheilen und consequenten Schlüssen, sondern auf Erregung von Gefühlen gerichtet und basirt. Alle dunkeln Vorstellungen führen aber leicht zu Mißverständnissen und Mißgriffen, bloße Gefühle, auch die edelsten, höchsten, innigsten lehren an und für sich nichts [1]), sind ohne eigentliche Dauer [2]), können nicht beliebig festgehalten oder zurückgerufen werden, wechseln nach den Umständen, ja ihre Stärke steht oft mit ihrer Dauer im umgekehrten Verhältnisse [3]), und es ist nur zu wahr, was einer unserer ersten Psychologen in dieser Hinsicht sagt, daß „gerade auf solche Stunden, in denen die Seele von ihren erhabensten und göttlichsten Gefühlen durchdrungen war, am leichtesten andern folgen, in denen sich ihr ganz entgegengesetzte Gefühle aufdringen!“ [4]).

Hier ist es nun Sache der Wissenschaft, nämlich der Hodegetik, ergänzend und vermittelnd einzutreten, indem sie dem Studirenden zu eigener Einsicht und Ueberzeugung über das, was ihm auf der Hochschule zu thun obliegt, verhilft, und zwar durch bestimmte, deutliche

---

1) Vgl. Baumgarten-Crusius Einleit. in d. Dogmatik. S. 64. Vgl. Ammon Fortbild. des Christenth. I. 47. (ed. 2.)

2) „Begeisterung ist keine Heringswaare,
„Die man einpökelt auf lange Jahre!“
Göthe.

3) G. E. Schulze Psychol. Anthrop. S. 294 ff. (ed. 3.)

4) Schubert Geschichte der Seele. S. 465. (Vgl. Rückert's Weish. d. Brahman. III, 132. 133.)

Begriffe, Ableitung aller Folgesätze aus den höchsten Principien, und durch die Verknüpfung aller ihrer Lehren zu einem Organismus, in welchem sich Alles gegenseitig stützt und trägt, und der einem keinen Feind einlassenden makedonischen Phalanx zu vergleichen ist. Dadurch wird ihm die moralische Autonomie gewährt [1]), von der allein wahrer Erfolg zu erwarten, und seiner Vernunft die ihr gebührende und für das Leben entsprechende Oberherrschaft eingeräumt [2]).

§. 4.

Die Hodegetik gehört zu den philosophischen Wissenschaften im weitern Sinne, namentlich zu den anthropologisch-pragmatischen, d. h. zu denen, die sich auf das Menschenleben und dessen freie Gestaltung beziehen. Im Gegensatz gegen die bloß theoretischen Naturwissenschaften, die nur das Seyn der Dinge als ein Gegebenes, Nothwendiges, und seine sich von selbst realisirenden Gesetze erforschen und aufstellen, und in diesem Be-

---

1) „Passive Angewöhnungen erziehen den Menschen bloß zum nützlichen Hausthier. Active, wenn er sich freiwillig entschließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, sind die eigentliche Entwickelung seiner höhern Natur. Der Mensch kann sich also nie zu sehr gegen alle die Freiheit seines Geistes beschränkende Gewohnheiten des Denkens, Empfindens und Handelns sträuben; im Gegentheil kann er nie zu eifrig sich bemühen, auf dem Pfade freier Wahl und eignen Entschlusses das Ziel zu erringen, wovon alle Heerstraßen automatischer Richtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den bequemen Wanderer entfernen. Hier ist der Fall, mit Homers Achill auszurufen: „„Lieber ein Bettler unter den Lebendigen, als ein König unter den Schatten!““ Fr. H. Jacobi (Woldemar I, 101, 135.)

2) „Gefühle sind Sterne, die bloß bei heiterm Himmel leuchten; aber die Vernunft ist ein Compaß, der jederzeit die rechte Richtung angiebt!“

Jean Paul (Flegeljahre).

greifen und Wissen, ihren letzten Endzweck haben, sollen die pragmatischen oder practischen Disciplinen auf das Seyn der Dinge selbst einwirken, weil der Mensch, „der erste Freigelassene dar Natur" (wie ihn Herder nennt), als Vernunftwesen von den übrigen uns bekannten Naturwesen den Vorzug hat, sein Leben nach seinen Vorstellungen frei zu gestalten und zu vervollkommnen, und der Trieb und die Fähigkeiten der Vervollkommnung (Perfectibilität), ebenfalls dem Bewußtsein und der Erfahrung zufolge, Prärogativ der Menschheit ist. Der letzte Zweck der Hodegetik ist demgemäß keineswegs etwa nur, theoretisch das Wesen der Wissenschaft und Universität, wie dieß Alles geschichtlich sich entwickelt hat, zu begreifen, oder alle die oben genannten hodegetischen Probleme wissenschaftlich beantworten zu können, sondern diese Erkenntniß praktisch zu machen, sie in Saft und Blut zu verwandeln, das akademische Studium und Leben überhaupt ihr gemäß zu bilden, umzugestalten und zu vervollkommnen. Sie hat es daher nicht sowohl mit dem, was da ist, sondern vornehmlich mit dem, was da seyn und werden soll, mit der Idee oder dem Ideale des akad. Studiums und Lebens zu thun. Insofern nun die Philosophie überhaupt vorzugsweise Wissenschaft der Ideen, und der Hauptgegenstand der practischen Philosophie die Aufstellung und wissenschaftliche Begründung der Ideale der Tugend, der Rechts- und Staatsverfassung u. s. w. sind, und dieselbe am füglichsten als die Wissenschaft von der rechten Welt- und Lebensansicht und Lebensführung bezeichnet werden kann, gehört offenbar die Hodegetik in das Gebiet dieser practischen Philosophie.

Dieß Praktische oder Pragmatische mit seinem auf die Zukunft gerichteten Blicke ist neuerdings durch einige allerdings unläugbare Mißbräuche und Mißgriffe in dem

Staatsleben sehr in Mißcredit gerathen; namentlich gilt dieß von der praktischen Philosophie und den praktischen Ideen und Idealen, die sie aufstellt, welche als nichtige, vergebliche und selbst gefährliche Chimären bezeichnet werden. Mit Unrecht! Denn der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf, und es ist und bleibt des Menschen ihm von Gott nun einmal verliehenes Vorrecht, selbstständig und zwar nach Ideen sein Leben zu gestalten, welche letztere durchaus nicht leere Gedankendinge und keineswegs im eigentlichen Widerspruch mit der Wirklichkeit, sondern in dieser eben sich verwirklichend und das wahrhaft wirkliche sind [1]); und wenn gleich diese Verwirklichung nicht vollkommen möglich ist, so hat doch das Streben danach seinen Werth schon in sich selbst [2]). — So redet denn auch die Hodegetik von der Idee des akademischen Studiums und Lebens überhaupt, von der Idee der Wissenschaft, der Universität u. s. w., von der anschaulich gemachten Idee oder dem Ideal des angehenden Gelehrten (dem Studirenden, wie er seyn soll), um dieser Idee oder diesem Ideale das wirkliche akademische Leben immer mehr annähern zu helfen; sie hat in diesem praktischen Einwirken ihren wahren, höchsten Zweck, und würde selbst mithin ein leeres, nichtiges, überflüssiges Bemühen

1) Vgl. über die Ideen und Ideale Fries Metaphysik S. 2 ff. Thilo d. Staat S. 16. Scheidler Hdb. d. pract. Philos. I. S. 150 ff.

2) „Zwar ist Vollkommenheit ein Ziel, das stets entweicht;
„Doch soll es auch erstrebt nur werden, nicht erreicht."

„Daß unerreichbar hoch das Vorbild alles Guten
„Und Schönen ob Dir steht, das sollte Dich entmuthen?
„Ermuthen sollt' es Dich, ihm ewig nachzustreben;
„Es steht so hoch, um Dich stets höher zu erheben."
Rückert Weish. d. Brahm. I. 164. II. 46.

seyn, wenn jene praktische und auf die bessere Gestaltung der Zukunft gerichtete Tendenz etwas Vergebliches wäre! Sie selbst kann übrigens einen praktischen Beleg oder ein argumentum ad hominem für die Falschheit der Ansicht liefern, welche die Wahrheit nur in der Vergangenheit sucht, bloß historisches Wissen kennt, nur von der „guten alten Zeit“ hören will, und diese sehnsuchtsvoll zurückwünscht. Was eine nach diesem historischen Princip bearbeitete Hodegetik für ein nicht Muster- oder Ur-, sondern Un- oder Zerrbild des akademischen Lebens liefern würde, weiß jeder Gelehrte aus den bekannten geschichtlichen Schriften über die Universitäten von Lottichius, Conring, Meiners u. s. w.; und die meisten könnten wohl noch aus eigener Erfahrung oder durch Hörensagen sichs denken, da noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so viel Unwesen sich auf unsern Hochschulen fand [1]). In dieser Hinsicht können die jetzigen Studirenden allerdings wie Stehnelos dem Agamemnon sagen: „Wir rühmen uns, viel besser zu seyn denn unsre Väter!“ Wie viel jedoch noch jetzt für die Zukunft zu thun und zu bessern übrig bleibt, wird sich bald aus der nähern Bezeichnung der noch herrschenden Mängel der Gegenwart ergeben.

§. 5.

Ihrem Hauptinhalte nach kann daher die Hodegetik als auf das Universitätsleben angewandte praktische Philosophie bezeichnet werden. Was diese letztere für den geistig mündigen Menschen überhaupt seyn oder leisten soll, nämlich Anleitung, sich eine richtige Welt- und Lebensansicht durch selbstständiges, wissenschaftliches Nachdenken zu verschaf-

1) Vgl. Leo's Streitschrift gegen Diesterweg (am Schlusse).

fen, und diese Ansicht dann im eigenen wirklichen Leben darzustellen und geltend zu machen — dieß soll die Hodegetik für den besondern Lebensabschnitt der Universitätsperiode dem Studirenden seyn oder leisten. Daher läßt sich alles Wesentliche, was von der Veranlassung, den Voraussetzungen und Hauptzwecken, und sonstigen Eigenthümlichkeiten der Philosophie überhaupt und der praktischen insbesondere gilt, unmittelbar auch von der Hodegetik sagen.

Der Begriff der Philosophie kann natürlich hier nicht ausführlich entwickelt, hier aber wohl (aus der Bekanntschaft mit der classischen Literatur) schon als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Philosophie zum Hauptprobleme das Räthsel des Daseyns der Dinge, oder der Welt überhaupt, und der Bestimmung des Menschen insbesondere hat; ferner daß sie in die theoretische und practische Philosophie eingetheilt wird, wovon jene (nach Schleiermachers treffendem Ausdrucke [1])) den Menschen lehrt, was die Welt für ihn seyn, diese, was er für die Welt seyn und wirken soll.

Veranlaßt ist die Entstehung der praktischen Philosophie durch die Wahrnehmung, daß sehr vieles, wo nicht das meiste Uebel und Elend durch die Menschen selbst, ihr thörichtes und verkehrtes Wollen und Handeln, entsprungen, und diese Quelle also durch Belehrung über die wahren Zwecke und Mittel des Lebens verstopft werden müsse [2]). Ebenso die Hodegetik durch die Wahrnehmung der tausendfachen Thorheiten und Verkehrtheiten im akademischen Studium und Leben überhaupt.

1) In den Reden über die Religion.

2) Platner philos. Aphorism. II. S. 3. G. E. Schulze Princip. d. bürg. u. peinl. Rechts S. 49.

Vorausgesetzt wird von der praktischen Philosophie in subjectiver Hinsicht, eine Empfänglichkeit für das Höhere, Erhebung über gemeine Lebensansicht, Selbstständigkeit und Reife des Urtheils, Begeisterung für Ideen und Ideale. Die Philosophie überhaupt ist, wie schon Platon sagt, nicht für den Pöbel [1]) (den es unter allen Ständen giebt), nicht für geistig Unreife (wie auch Aristoteles behauptet) [2]), nicht für solche die nicht Energie und Selbstvertrauen genug haben, um alle Vorurtheile und auf bloße Autorität angenommene Meinungen einer strengen Prüfung zu unterwerfen, und (mit Schiller zu reden) nicht Muth und Kraft genug besitzen, „mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen!" — Auch die Hodegetik hat den Wahlspruch: odi profanum vulgus et arceo! Auch sie will nichts mit solchen zu thun haben, die keiner Erhebung, keiner Begeisterung für das Ideal und die Schönheit des akademischen Lebens an sich fähig, oder eines Gängelbandes bedürftig sind; namentlich nichts mit denen, die bloß um der dereinstigen „Versorgung" willen studiren [3]), die sie vielmehr auf der Weide ihrer Brodstudien ruhig — weiter grasen lassen wird!

Hauptzweck der praktischen Philosophie ist, aus dem Stoffe des Lebens ein Ganzes, das seinen Werth und Zweck in sich selbst habe, zu machen, und so das eigene Leben mit der gewonnenen Weisheit zu durchdringen, wie noch näher (s. den folg. §.) gezeigt werden wird; so wie sie auch nicht, wie etwa Mathematik, Naturgeschichte u. a. m. gleichsam nur äußerliches Besitzthum seyn kann. Die Philosophie muß nicht bloß Lebenselement

1) *Plato* de rep. lib. VI. p. 71. Bip.

2) *Aristot.* Ethic. X, 10.

3) Den „Brod- und Butterstudenten." (F. A. Wolfs Leben v. Körte. Th. I. S. 236.)

überhaupt werden, sondern dem ganzen Leben die gehörige Schwungkraft ertheilen [1]), alles, was im Leben und in dem Wechselspiele desselben von Glück und Unglück vorkommt, als bloßen Stoff für die Entwickelung des eignen Geistes ansehen und benutzen [2]), alles aus Einem großartigen Gesichtspunkte betrachten, Einer großen Idee unterwerfen, und, alles Halbe verschmähend, dabei aber das Gute der eignen Individualität wahrend, aus dem Leben ein Ganzes bilden, wie schon Cicero richtig sagt: Omnino, si quidquam est decorum, nihil profecto magis, quam aequabilitas *universae vitae*, tum singularum actionum; quam conservare non possis, si *aliorum* naturam imiteris, ommittas tuam (de off. I. 3.) [3]). „Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch, denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an dem andern arbeitet." Kant Anthrop. S. 269.

— Alles dieß gilt unmittelbar von der Hodegetik! Auch sie ist keine bloße Wissenschaft, die nur an den Studirenden zu bringen wäre, sondern die in ihn eingegangen, Bestandtheil seines Lebens geworden seyn und die

1) „Philosophiren ist dephlegmatisiren, vivificiren." Novalis (Schrift. II. 115.) Vgl. Schelling philos. Schrift. I. S. 292. Fries Syst. d. Metaphys. S. 4. Dess. Handb. d. pract. Phil. I. Einl.

2) „Alle Zufälle oder Verhältnisse unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben." Novalis (II, 233.). Vgl. Schleiermacher Monolog. passim.

3) „Das Leben sey ein Ganzes, wo Ein Augenblick dem andern in richtigster Folge entspricht." Rahel III, 333.

„Des Menschen Hauptwerk ist das Dasein ganz,
„Und alles Einzelne ist Nebenwerk,
„Das Beste, Schönste selbst, und daur' es auch
„Ein halbes Leben" u. s. w.

L. Schefer Laienbrevier I, 259.

ses im Ganzen gestaltet und resp. umgestaltet haben muß, die deßhalb auch nur denjenigen als ihren wahren Schüler anerkennt, der den von ihr gezeigten Weg einschlägt und darauf bleibt [1]), und aus seinem akademischen Leben ein seinen Werth in sich selbst habendes Ganzes bildet [2]).

§. 6.

Die Hodegetik ist daher, wie die praktische Philosophie als Lebenswissenschaft oder Lebenskunst, als Weisheitslehre, mehr als irgend eine andere Disciplin eine praktische, unmittelbar für die Anwendung bestimmte, im eminenten Sinne, da sie nicht etwa, wie andere s. g. praktische Disciplinen, z. B. praktische Theologie, Jurisprudenz und Medicin, erst später, nach beendigter Universitätszeit, sondern sofort noch während derselben zur Anwendung kommen soll. Sie wird nicht etwa für das Staatsexamen gelernt (was eigentlich ohnehin bei keiner Wissenschaft seyn sollte, aber freilich nur zu oft geschieht!), sondern ihre Lehren müssen unmittelbar in Saft und Blut verwandelt, im akademischen Leben selbst sofort angewandt werden. Ihr Wahlspruch ist in dieser Hinsicht daher das Horazische: Sapere aude! incipe!

Die Philosophie ist nach ihrem sog. Weltbegriffe (d. h. in Hinsicht auf ihren praktischen Einfluß auf das wirkliche Leben der Einzelnen und selbst der Völker [3]), im Gegensatz ihres bloßen Schulbegriffs als einzelne

1) „Unschuldig irrt nur, wer den rechten Weg nicht kennt;
„Nicht wer den Richtweg sieht, und doch ins Dickicht rennt."
Rückert a. a. O. I, 169.

2) „ . . . . Causa studendi
„Ipsis in studiis; ut studeam, studeo!"

3) Vgl. die treffliche Schrift von Goluchowsky: Die Philos. in ihr. Verh. zum Leben d. Völker u. s. w. 1822.

Wissenschaft) Weisheitslehre[1]); Weisheit aber ist nicht bloß vorzüglicheres Wissen, Einsicht oder Kenntniß der wahren, höchsten Zwecke des Lebens (sowie Klugheit Kenntniß der besten Mittel für irgend welche Zwecke), sondern sie besteht vornämlich in der Anwendung dieser Einsicht im wirklichen Leben, indem nur der den Namen eines Weisen verdient, der unter allen Umständen unverrückt stets das wahre, höchste Ziel des Menschenlebens zu erreichen sucht. Daher ist ein der praktischen Philosophie (oder Weisheitslehre) Kundiger (auch wenn er Professor der Moral wäre!) darum noch kein praktischer Philosoph! (Exempla sunt in promptu!) Wohl aber soll die praktische Philosophie wahre Lebenswissenschaft seyn (wie dieß schon die Alten anerkannten, vgl. *Plato* de rep. V. Bip. p. 476, 484. *Cic.* tusc. quaest. III, 5, 13. V, 2. acad. quaest. I, 10. *Seneca* ep. 16, 20, 80: „philosophia non in *verbis*, sed in *rebus* est; *facere* docet philosophia, non dicere; philosophia est studium virtutis, sed per ipsam virtutem"); vgl. Delbruck Gelehrsamkeit und Weisheit, Bonn 1834.

„Nur weise leben, das ist weise seyn.
„Doch leben mußt Du, mußt Dich in die Reihen
„Der Menschen mit der vollen Seele mischen,
„Die Schlacht des Lebens tapfer mit gewinnen!
„Von eitler Warte nur herunter schauend
„Erfährst Du Wunden, Kampf und Schmerz und Feind
„Und Freund und Hülfe, Freud' und Segen nicht u. s. w."

Leop. Schefer Laienbrevier II. S. 362.

So verhält es sich auch mit der Hodegetik, die keine todte, abstracte Wissenschaft, bloße Wissenslehre

1) Kant Krit. d. prakt. Vern. S. 188. (ed. 5.); vgl. Kant Tugendlehre, Vorr. S. IV. (ed. 4.)

(doctrina scientiae) seyn soll und darf, und welche keinen als ächten Schüler oder Jünger anerkennt, der nicht in seinem akademischen Leben selbst ihre Lehren bethätigt. Dazu ists übrigens nie zu spät, und so wünschenswerth es auch erscheint, daß gleich vom Beginn des akademischen Studiums die rechte Richtung eingeschlagen wird, so lasse sich Niemand, habe er auch in dieser Hinsicht schon viel geirrt und versäumt, stände er auch schon im letzten Semester, abhalten, wenigstens in dieser ihm noch übrigen Zeit sein akad. Leben der wahren Idee gemäß zu gestalten zu suchen. Niemand ist verloren, außer wer sich selbst aufgiebt! Wie von Staaten das Wort gilt: numquam de republica desperandum! so von Individuen: nil desperandum Teucro duce et auspice Teucro! sowie auch der tröstende Spruch: daß über Einen Sünder, der sich bekehrt, im Himmel mehr Freude ist, denn über hundert Gerechte! — „Kann man mehr thun, als sich ändern, reinigen, bessern?" (Rahel II, 31.)

„Nie ruhe, bis du gut das, was du schlecht gemacht
An dir, und was du falsch gemacht, hast recht gemacht.
Dazu ists nie zu früh, dazu ists nie zu spät,
Denn stets im Werden, bist du nie geworden stät."
Rückert, Weisheit des Brahmanen II, 79.

„Du kannst nach jeder Schuld der reinste Mensch seyn,
„Wenn du sie alt, doch selber jung empfindest,
„Als diesen Guten, der du heut nun bist.
„Du bist die frische Kraft, die Kinderreinheit,
„Das Götterzürnen eben bist du selbst,
„Die das Gethane, die das Abgethane
„Mit solcher Himmelskraft aus dir verworfen!
„So tief und schwer du meinest zu bereuen
„So tief bescheiden ja auch freust du dich,
„Daß in dir ein so reines Wollen lebt

„Und solche Macht, daß du so wie die Sonne
„In jeder Stunde neu und göttlich bist.
„Versteh' das Wort nun: „„Gott vergiebt die Sünde.““
(Schefer Laienbrevier II, 136. vgl. 209.)

§. 7.

Wie alle pragmatischen oder praktischen Disciplinen und namentlich die praktische Philosophie, eine Kunstseite haben, oder als wissenschaftliche Kunstlehren (Künste im engern Sinn) anzusehen sind, so ist dieß auch mit der Hodegetik der Fall. Hieraus folgt, daß auch bei ihr das bloße Wissen oder die Theorie nicht hinreicht, und daß sie keineswegs sich darauf beschränken darf, bloße Vorschriften zu geben, wenn gleich auch diese, sowie überhaupt die Berichtigung der auf das akad. Leben sich beziehenden Begriffe auch für die Hodegetik, als akad. Lebenskunst betrachtet, von entschiedener Wichtigkeit sind. Darauf beruht es ferner, daß die Hodegetik nicht allein in streng wissenschaftlicher Form sondern zugleich auch in paränetischer vorgetragen werden muß, sowie überhaupt die Paränesen eine nothwendige Ergänzung derselben sind.

Schon Aristoteles hat das Unzureichende der bloßen Theorie in Beziehung auf einige der wichtigsten dieser praktischen Wissenschaften, der Ethik, Staats- und Arznei-Wissenschaft, welche bekanntlich ihrer pragmatischen Beziehung wegen zugleich als Künste angesehen und bezeichnet zu werden pflegen, bestimmt anerkannt und ausgesprochen, indem derselbe lehrt, daß es in Absicht der Tugend keineswegs genug sey, sie theoretisch zu kennen, sondern man sie in seinen Besitz zu bekommen und zu brauchen, mit einem Worte, ein guter Mensch zu werden streben müsse, wozu der bloße Unterricht nicht hinlange, der nur bei den schon von Natur mit besonders glücklichen sittlichen Anlagen Begab-

ten eine anregende Wirkung äußern könne [1]). Eben so verhalte es sich mit der Politik, in welcher nur durch natürliches Talent und häufige Uebung die gehörige praktische Geschicklichkeit erlangt werde, und ebenso könne Niemand ein Arzt bloß aus Büchern werden, obgleich die Schriftsteller über die Medicin nicht bloß die Heilmittel angeben, sondern auch die Art und Weise zu lehren versuchen, wie die Kranken nach ihrer verschiedenen Lebensbeschaffenheit behandelt und geheilt werden müssen." Auch ist es unbestreitbar, daß man durch bloße Wissenschaft, d. i. Mittheilung abstracter Erkenntniß, oder durch bloße Lehre ebenso wenig einen Tugendhaften zu Stande bringen kann [2]), als durch bloße Aesthetik ein Kunstwerk [3]). — Dieß gilt auch von der Hodegetik, denn auch das Studiren ist (wie Ernesti [4]) richtig bemerkt) eine Kunst, die, wie alle andern Künste, gewisse Handgriffe hat, welche so gut erlernt werden müssen, wie die des Malers, Bildhauers u. s. w., wobei aber der eigentliche Erfolg zuletzt immer von der angebornen Naturanlage abhängt. In diesem Sinne sagt Fichte sehr richtig [5]): „Es ist nur in einem beschränkten Sinne und nur von einem niedrigeren Standpunkte der Einsicht aus wahr, daß der Mensch durch Vorschriften gebildet werden und sich

---

1) Ethic. ad Nicomach. X, 10. (p. 185. ed. Duval.)

2) „Was ist denn Wissenschaft?
„Sie ist nur des Lebens Kraft.
„Ihr erzeuget nicht das Leben,
„Leben erst muß Leben geben."

Göthe IV, 341.

3) „Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftgen Discurse
„Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor!"

4) Analecten aus der Sprachenkunde S. 27.

5) Wesen des Gelehrten S. 4.; vgl. Schleiermacher Monologen I.

selber nach ihnen bilden könne; hingegen vom höchsten Standpunkte der absoluten Wahrheit aus, in welchen wir uns hier stellen wollen, muß innerlich im Wesen des Menschen liegen, und sein Wesen, Sein und Leben selber ausmachen, was in seiner Denkart und in seinen Handlungen sich äußern soll; was aber im Menschen innerlich ist, tritt nothwendig auch äußerlich in ihm hervor, stellt sich dar in allem seinen Denken, Wollen und Handeln, und wird ihm unwandelbare und unveränderliche Sitte. — Der beständige Charakter und die Handlungsweise, oder mit einem Worte, die Sitte des wahrhaften Gelehrten, läßt sich vom höchsten Standpunkte aus eigentlich nur beschreiben, keineswegs aber verordnen und befehlen." (Diese Wahrheit drückt auch die lehrreiche Erzählung von dem Jüngling im Evangelium aus, der die Gebote gehalten hatte von Jugend auf, aber doch sehr gut fühlte, daß ihm dennoch die Hauptsache zur Seligkeit abginge; wie es denn bekanntlich der Grundgedanke des Christenthums ist, den Menschen vom bloßen Gesetzesdienst zu erlösen).

Gleichwohl hat die Theorie auch für das Praktische hohen Werth, da von der Berichtigung und Verdeutlichung sittlicher Begriffe und Grundsätze (der moralischen Aufklärung) offenbar die Vervollkommnung des Lebens abhängt. Vgl. Schulze Principien des bürgerl. und peinl. Rechts S. 80. Auch macht schon Aristoteles an der angeführten Stelle, sowie anderwärts [1]) die ebenfalls sehr richtige und hierher gehörige Bemerkung über das Verhältniß der Theorie zur Praxis, oder der Wissenschaft zur Kunst, daß bei aller Unzureichenheit der erstern dieselbe doch von der letztern nicht entbehrt werden könne; daß vielmehr die Kenntniß der Sache

1) Polit. IV, 1.

im Allgemeinen, also die Wissenschaft (wenn sie nur sonst rechter Art ist) oder die Kenntniß des (absolut und relativ) Besten für jedwede Kunst höchst nützlich und unentbehrlich sey, weil ohne dieselbe das Gegebene der Erfahrung nicht richtig aufgefaßt und behandelt werden könne. — Wenn ferner schon von der eigentlichen schönen Kunst Lessings bekanntes Wort gilt: „Der denkende Künstler ist noch Eins soviel werth", sowie der Göthe'sche Ausspruch:

„Die Kunst ist Kunst!
„Wer sie nicht durchgedacht,
„Der darf sich kein Künstler nennen!"

so muß dieß nothwendig noch bei Weitem mehr von allen praktischen Disciplinen oder „Lebens-Künsten", mithin auch von der Hodegetik gelten, auf deren Nothwendigkeit hinsichtlich der erwähnten „Handgriffe" sich das Wort Göthe's beziehen läßt: „Würde der Musiker einem Schüler vergönnen, wild auf den Saiten herumzugreifen oder sich gar Intervalle nach eigener Lust und Belieben zu erfinden?" (Werke XXII, 160.)

Anmerk. Ueber die Wichtigkeit paränetischer Schriften vgl. die Vorrede von Friedemann's trefflicher Sammlung von Paränesen für studirende Jünglinge. Braunschweig 1827 ff.

II.

Eintheilung, Quellen und Hülfskenntnisse der Hodegetik.

§. 8.

Dem aufgestellten Begriff der Hodegetik (§. 1.) gemäß zerfällt dieselbe in zwei Haupttheile, von denen der erstere das akademische Studium umfaßt, der zweite das (übrige)

akademische Leben überhaupt zum Gegenstand hat. Das specielle über die einzelnen Probleme dieser beiden Haupttheile ergiebt sich leicht aus der §. 2. gegebenen Uebersicht. Zu bemerken ist nur noch, daß der Aufstellung des Systems der Hodegetik, die, wie bemerkt, ihrem eigentlichen Wesen nach eine durchaus practische Disciplin ist, ein vorbereitender theoretischer Theil, welcher in Erörterungen über das Wesen der Wissenschaft und der Universität besteht, vorausgeschickt werden muß, so wie ein ergänzender paränetischer Theil aus den §. 7. angegebenen Gründen als ein nothwendiger Anhang erscheint.

§. 9.

Die Hodegetik ist eine sog. resultirende Wissenschaft, indem sie ihre Lehren aus verschiedenen andern Disciplinen entlehnt; die sich zu ihr theils als Quellen, theils als Hülfswissenschaften verhalten. Dahin gehören zunächst: die allgemeine Geschichte der Wissenschaften oder Literatur, sowie die der Universitäten, ferner die allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften; sodann die Philosophie im weitern Sinne überhaupt, insbesondere die Logik, Psychologie, die Ethik oder praktische Philosophie überhaupt (die philos. Tugend-, Rechts- und Religionslehre), sowie die allgemeine Pädagogik.

Die Geschichte der Literatur kommt für die Hodegetik nur in Betracht, in wiefern sie das Wesen der Wissenschaft und deren Bedeutung für das Leben als welthistorische Thatsache kennen lehrt. Die Geschichte der Universitäten ist unerläßlich, um die Idee oder das Wesen dieses in seiner Art einzigen Instituts gehörig zu verstehen. Die allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften dient als eine Generalcharte des wissenschaftlichen Gebiets dazu, eine allgemeine Uebersicht über die einzelnen Wissenschaften und ihren innern Zusam-

menhang zu geben, und so sich auf demselben gehörig zu orientiren. Die Logik ist als allgemeine Wissenschaftslehre vorzugsweise als wichtige Quelle und resp. Hülfsdisciplin der Hodegetik anzusehen. Die praktische Philosophie, als die Lehre von der Bestimmung des Menschen, muß nothwendig vorausgesetzt werden, wenn von der Bestimmung des Gelehrten, und zwar des angehenden Gelehrten oder des Studirenden geredet wird. „Der Gelehrte ist nur in sofern ein Gelehrter, in wiefern er andern Menschen entgegengesetzt wird, die das nicht sind; sein Begriff entsteht durch Vergleichung, durch Beziehung auf die Gesellschaft; die Bestimmung des Gelehrten, insofern er das ist, ist demnach nur in der Gesellschaft denkbar, und also setzt die Beantwortung der Frage: welches ist die Bestimmung des Gelehrten? die Beantwortung einer andern, der folgenden: welches ist die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft? und diese wiederum die Beantwortung einer andern, noch höhern voraus — die: welches ist die Bestimmung des Menschen an sich? Auf die Beantwortung dieser letztern zweckt die ganze Philosophie ab, sie ist die letzte Aufgabe für alles philosophische Forschen." Fichte, einige Vorles. über die Best. des Gelehrten, 1794. S. 3 ff. vgl. Tittmann die Bestimmung des Gelehrten 1838.

Was die Pädagogik betrifft, so kann die Hodegetik als eine angewandte (und erweiterte) Pädagogik, und zwar als akademische Selbsterziehungslehre angesehen werden, indem der Student durch den Eintritt in das akademische Leben kraft des (später näher zu erörternden) Instituts der akademischen Freiheit von der bisherigen Zucht und speciellen Aufsicht im elterlichen Hause und auf der Gelehrtenschule (dem Gymnasium) emancipirt wird, und ihm daher die weitere Führung seines Lebens im Ganzen fortan selbst überlassen bleibt. („Universitäten sind solche Schulen der Selbsterziehung, auf denen Jeder

durch Selbstbestimmung das Maß zu erringender Freiheit sich selbst zu erwerben aufgefordert wird." Steffens Idee d. Univ.

§. 10.

Eine besondere Erwähnung verdient als Hülfskunde für die Hodegetik die Geschichte überhaupt und die Gelehrtengeschichte insbesondere, namentlich die Biographien und Briefsammlungen der ausgezeichnetsten Gelehrten, indem Beispiele oder Muster im wirklichen Leben offenbar die vorzüglichste Anleitung geben. Verba movent, exempla trahunt! Oder wie Göthe treffend sagt:

„Glaube dem Leben, es lehrt besser, als Redner und Buch!"

Die praktische Wichtigkeit der Geschichte und namentlich der Biographik in dieser Hinsicht ist längst anerkannt. Vgl. Livius proem. (Hoc illud est praecipue in cognitione rerum salubre et frugiferum, omnis te exempli documenta in illustri posita monumenta intueri, inde tibi tuaeque reipublicae, quod imitere, capias; inde, foedum inceptu, foedum exitu, quod vites). Aehnlich Luther (Werke Bd. 20. S. 555.): „Die allerbeste Weise zu lehren ist, wenn man zu dem Wort Exempel oder Beispiel giebt. Denn dieselben machen, daß man die Rede klärlicher versteht, auch viel leichter behält; sonst wo die Rede ohne Exempel gehört wird, wie gerecht und gut sie immer ist, bewegt sie doch das Herz nicht so sehr, ist auch nicht so klar, und wird nicht so fest behalten, darum ist es ein sehr köstlich Ding um die Historie. Denn was die Philosophie, weise Leute, und die ganze Vernunft lehren und erdenken kann, das zum ehrlichen Leben nützlich sey, das giebt die Historie mit Exempeln und Geschichten gewaltiglich, und stellt es vor die Augen, als wäre man dabei. — Und wenn mans gründlich

besinnet, so sind aus den Historien und Geschichten fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Dräuen, Schrecken, Trösten, Stärken, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit, somit alle Tugenden und so ferner, als aus einem lebendigen Brunnen [1]) gequollen."

Unter allen Theilen der Geschichte ist aber offenbar keiner lehrreicher, als die Biographie. „Wenn irgendwo in der Geschichte unmittelbar ans Herz geredet, und Lehre, Bestrafung, nützliche Demüthigung oder begeisternde Ermunterung gefunden wird, so ist es hier, wo wir das Leben einzelner Menschen, die in der gleichen Welt lebten und vom gleichen Stoffe wie wir gebildet waren, vor unsern Augen in der Kürze vorbeigehen sehen. Wie das Schicksal den Menschen bilde; wie unser Zeitalter uns Glanz oder Kleckse anwerfe; wie erstaunlich viel man mit fleißiger Uebung seiner Kräfte auch in einem kleinen Kreise ausrichten könne; wie Kampf mit äußern Umständen die Kräfte übe und Erfahrung die geilen Sprossen derselben beschneide; wie Redlichkeit immer die zuverlässigste Klugheit sey; wie die Vorsehung selbst sich rechtschaffener, wohlmeinender Menschen, auch wenn sie lange verkannt werden, am Ende anzunehmen pflege: — Diese und hundert andere wichtige, zum täglichen Gebrauch nutzbare Lehren lehrt keine Moral und Philosophie so gut, als möglichst treue Lebensgeschichten ausgezeichneter Personen, besonders wenn sie von ihnen selbst beschrieben wurden; ich wenigstens erinnere mich nicht, je eine solche in meinem Leben ohne vielfachen mittel- oder unmittelbaren Nutzen gelesen zu haben." J. G. Müller Briefe über d. Studium der Wissenschaften S. 307. Vgl. Scheffner's Autobio-

---

1) „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt."
Göthe (in d. Wanderjahren. W. XXII, 231.)

graphie S. 327. Dahin gehört auch Senecas Spruch: „Aliquis vir bonus nobis eligendus est, ac semper ante oculos habendus, ut sic tanquam illo spectante vivamus, et omnia tanquam illo vidente faciamus.“ Ep. II. — Ferner Göthes Wort:

„Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet!“ (Iphigenia II, 1.).

So auch Leopold Schefer (Laienbrevier I, 120.):

„Die edlen Todten leben immer! Nah!
Der nächste Nachbar, wenn Du ihn nicht siehst,
Ist dir ein Geist, und so nur kann er wirken.
Bedarfst du guten Rath, den eben jetzt
Kein Freund dir geben kann, so wende dich
An jene großen Todten, die wie lebend
Allgegenwärtig in der Welt noch schweben,
Die auch in dir treu gegenwärtig harren —
Und einsam, ruhig hörend, frage laut:
„Was räthst du mir, Sanct Paulus, oder was
„Räthst du mir, Sanct Johannes?“ — Und du wirst
Dann alterweise Stimmen in dir hören,
Auch Sokrates mischt sich in ihren Rath,
Mark-Antonin meint auch, und Epiktet;
Und in dem Sinn, wie sie dereinst geschrieben,
Und mit der Weisheit, wie sie einst gesprochen,
Nun fahren sie mit deinem Munde fort
Zu sprechen, wie aus abenddunkler Halle
Des Traumes, oder in verschwiegner Stoa,
Sie werden selbst in sanften Streit gerathen —
Die Wahrheit geht hervor aus Streit der Weisen!
Du hörst dann, weißt, was du begehrt! Du drückst
Zum Dank die Hand der Freunde aller Welt —
Und wahrlich, wenn du thust, was sie gerathen,
Wird glücklich dir gerathen, was du thust!“

Anmerk. Den Autobiographien stehen in dieser Beziehung am nächsten die Briefsammlungen ausgezeichneter Gelehrten, welche nach Göthes richtiger Bemerkung (Winkelmann und s. Jahrhundert. B. 37. S. 9.) unter die wichtigsten Denkmäler gehören, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. („Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmahl einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam"). Auch sagt schon Bacon sehr richtig: Plus habent *Epistolae* nativi sensus quam Orationes, plus etiam maturitatis, quam colloquia subita (de Augm. Sc. lib. II, 12.) vgl. Zschokke's Leben v. E. Münch S. 336.

III.

Studium der Hodegetik.

§. 11.

Der Werth oder die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Studiums der Hodegetik ergiebt sich im Allgemeinen schon aus den bisherigen Erörterungen ihres Begriffs und Wesens von selbst; im Besonderen aus folgenden Momenten:

A. Aus den in der Natur der Sache selbst liegenden Gründen, und zwar

1) aus der vorauszusetzenden Unbekanntschaft des angehenden Studirenden mit dem wahren Wesen der Wissenschaft, Universität, dem akademischen Studium und Leben überhaupt.

Schon Schröckh (Reformat. Gesch. Bd. VI.) sagt: „Es ist ein trauriges, aber nur zu wahres Geständniß, daß die meisten Studirenden gar nicht deutlich und bestimmt wissen, was sie eigentlich auf Universitäten, und wie sie es sich erwerben müssen. — Die ächte Methode in Erlernung der Wissenschaften, das wichtigste und nothwendigste, was sie von denselben mitnehmen sollen, bleibt einem großen Theil von ihnen ganz unbekannt." — Dieses bestätigen die Selbstgeständnisse vieler ausgezeichneten Gelehrten, z. B. Descartes (Fülleborn Beitr. z. Gesch. d. Phil. III, 105.); C. Geßner (s. dessen Leben v. Hanhart S. 32.); F. Junius (J. G. Müllers Bekenntnisse merkwürd. Männer von sich selbst II, 195.); Reiske (Selbstbiogr. S. 61.); Reinhard (Geständnisse S. 47 ff.). — Aehnlich äußert sich Morgenstern in d. Rede Joh. Müllers u. s. w. S. 6.: „Der Jüngling auf den meisten deutschen Universitäten besucht nach eignem Gefallen, oder nach Gutdünken eines und des andern Commilitonen, mancherlei Collegia: selten nach reiflicher Ueberlegung, welche und in welcher Folge ihm für seinen Lebenszweck am meisten frommen möchten; liest, was ihm gerade in die Hand fällt: mehr fliegende Blätter des Tages und lose Hefte des Augenblicks, als classische Werke aller Zeiten; letztere wenigstens, wenn er ja nach ihnen greift, selten in der natürlichen Ordnung und nach dem innern Zusammenhange; vertändelt, verspielt, verträumt seine Nebenstunden; ist unversehens am Ende der akademi-

schen Laufbahn; reist wohl in fremde Länder, wenn er Geld hat, aber wieder, weil er ohne ganz bestimmten, wohl beschränkten Zweck reist, ohne rechten Vortheil; bekommt, wenn es an Verbindungen und an Gewandheit nicht fehlt, Titel und Amt; treibt das Amt, das Hauptsache seyn sollte, als Nebensache; geht Zerstreuungen nach, Arbeiten aus dem Wege; heißt, was er nicht ist, betrügt um einen nützlichen Bürger den Staat, und, da die Ansprüche seines bessern Selbst nicht immer schlafen, um einen glücklichen Menschen sich selbst." Noch neuerdings sagte Prof. Beneke (Allgem. Einleit. in d. akad. Studium 1826. S. 10.): „Keiner fast, ja ich darf wohl ohne Uebertreibung sagen, kein Einziger, der nicht bei dem Austreten aus der Vorbereitungszeit der akademischen Jahre, dieselben noch einmal durchleben und dieses oder jenes darin anders anordnen zu können wünschte! Und glücklich, wo sich dieser Wunsch nur auf Einzelnes, nur auf minder bedeutendes Nebenwerk richtet; glücklich, wo derselbe nicht zu einer tief schmerzenden Reue wird, die auf das Ganze des akademischen Lebens mit Mißfallen und bittern Vorwürfen zurückblickt; glücklich selbst, wo nur diese Reue nicht fehlt, nicht aller Sinn für das Höhere in geistiger Erstorbenheit untergegangen ist, wovon die Beispiele leider! ebenfalls nicht selten sind." Vgl. Nösselt Anweis. zur Bildung junger Theologen Th. I. Vorr. S. XIII. (ed. 3.)

§. 12.

2) Aus der Wichtigkeit der Universitätsperiode fürs ganze Leben.

Schon Plato sagt richtig, daß Meinungen oder Maximen, die sich in der Jugend festsetzen, unvertilgbar bleiben (de rep. II, p. 250. Bip.). Seneca giebt den Rath:

„halte deine Zeit zu Rathe, und mache frühzeitig den Anfang damit; denn, wie unsere Vorfahren sagten; die Sparsamkeit kommt zu spät, wenn das Faß bis auf den Boden ausgeleert ist, indem nicht nur das Wenigste, sondern auch das Schlechteste auf dem Boden sitzen bleibt." (Ep. 61. in fine) [1]). — Daß nun die Universitätsperiode die Zeit der Aussaat ist, durch welche die künftige Ernte im ganzen Leben bestimmt wird, bedarf keines weitläufigen Beweises, so wenig, als daß gerade diese Periode die Zeit der Prüfungen und Versuchungen ist (Hercules am Scheidewege!); vgl. Tegner Schulreden, aus dem Schwedischen übers. v. Mohnike S. 35.: „Ein Theil von euch geht zur Akademie ab, um dort fortzusetzen und zu vollenden, was ihr hier angefangen habt. Rechtfertigt die Hoffnung, welche wir uns von euch gemacht haben; haltet aufrecht das alte Ansehen der Lehranstalt, machet euern Lehrern und Angehörigen und Freunden Freude durch eure Fortschritte. Ihr seid in dem glücklichen Alter, da die Erinnerung am heitersten und die Hoffnung am reichsten ist. Die Zukunft liegt vor euch wie lichtgrüne Haine, wenn das Laub im Frühlinge hervorschießt. Es kommt eine Zeit, da die Haine dunkel und nachher gelb werden. Es kommt eine Zeit, da das Spiel des Lebens vorbei ist und der Ernst desselben kämpfend auf euch eindringt. Habt ihr euch dann nicht einen Panzer von Kenntniß und Tüchtigkeit geschmiedet, seid ihr dann unbewaffnet, so ist eure Niederlage bald da; denn des

1) „Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben dir!
Auf! und waffne dich mit der Weisheit!
Denn Jüngling, die Blume verblüht!" Klopstock.

(Vgl. Herders herrliches Gedicht: Lebensregeln an einen Jüngling (W. z. L. u. K. 1829. XII, 17.)

Jünglings Versäumniß ist des Mannes Schwäche. — Kenntniß ist viel, aber sie ist doch nicht Alles, ist nicht einmal das Wesentlichste. Das Wesentlichste liegt links in der Brust; der Menschenwerth sitzt im Herzen. Bewahret es rein und unbefleckt. Ihr stehet fertig da in eine Welt zu treten, die euch noch unbekannt ist; manche Schlange lauert dort unter Blumen, und Sirenen singen auf den blauen Wellen. Wachet über euch, ihr Jünglinge, denn der Fall ist leicht und die Reue ist gewiß. Ich nehme heute Abschied von euch im Namen der Lehranstalt, eurer Heimath, eurer Angehörigen. Ihr höret nicht mehr ihre freundlichen Warnungen in der Fremde, und wir können nur unsere Segenswünsche euch als Wächter mitschicken. Wir flehen zu dem Geber des Guten, daß er seine Hand halten möge über die Unerfahrnen, und euch dereinst heimsenden möge in das Vaterhaus weiser, reifer, erfahrener, aber mit der Wahrheit, noch weilend auf unverfälschten Lippen, mit dem Frieden, noch weilend in reinen Herzen. Gehet in Frieden und kehret in Frieden zurück!"

§. 13.

3) Aus der Kürze dieser Periode, welche letztere zugleich einzig in ihrer Art ist.

Die Klage über die **Kürze des menschlichen Lebens** ist bekanntlich sehr alt, aber in mehr als einer Hinsicht unpassend und unphilosophisch, da es ja nicht auf die **Länge** oder Quantität, sondern auf den innern **Gehalt** oder die Qualität dabei ankommt[1]), und das

1) „Man hat immer gelebt und genug gelebt, man sterbe, wenn man will!" **Jean Paul.** Vgl. **Schleiermacher** Monologen V. **Rückert** Weish. d. Brahm. II, 31.

„vitam extendere factis“ Jedem freisteht [1]). Gegründeter erscheint die Klage über die Kürze des akademischen Lebens, dieser schönsten Periode, dieses wahren Silberblicks des Gelehrtenlebens, zumal jetzt, wo alle Wissenschaften so große Erweiterungen erhalten haben, und weit mehr Anforderungen an den Gelehrten gemacht werden, als sonst [2]), so daß bloße Mittelmäßigkeit der gelehrten Bildung nicht einmal mehr für den niedern Zweck der Versorgung hinreicht. Bekannt ist auch, daß in dieser Beziehung manche Regierungen theils dringend anempfohlen, theils zur Pflicht gemacht haben, statt der üblichen drei, lieber vier oder fünf Jahre zu studiren. Indessen möchte doch das gewöhnliche sog. triennium allerdings hinreichen, wenn es nur gehörig, so wie die Hodegetik lehrt und angiebt, angewendet würde. Vgl. §. 1. Anm. Das geschieht aber eben nicht, und nur zu spät lernt der Studirende die Wahrheit des Göthischen Wortes verstehen:

„Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man Alles zweimal verrichten!“ [3])

§. 14.

4) Aus der zu großen Kostspieligkeit eigner Erfahrungen, sowie aus der großen Schwierigkeit und selbst Un-

---

1) „Jeder Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nützen weiß.“ Göthe (in v. Müllers Schrift über Göthes prakt. Wirksamkeit. 1833. S. 33.)

2) „Man muß heutzutage sehr viel wissen, sonst weiß man gar nichts!“ Rahel (I. 112.)

3) „Der Meister hat gesagt: Es ständen unsre Sachen
„Viel besser, könnte man nur alles zweimal machen.
„Im Kleinen magst du das am einzelnen probiren,
„Im Großen geht es nicht, du wirst die Zeit verlieren!“ Rückert Weish. d. Brahm. III, 123.

möglichkeit, das in der Universitätsepoche Versäumte je nachzuholen.

Es ist sicher, daß sehr Viele die Hodegetik für überflüssig halten, weil sie meinen, die eigene Erfahrung müsse das Jedem selber lehren. Allein daß das bekannte Sprüchwort: „Erfahrung macht klug", wie so viele andere keineswegs wahr ist, beweist eben die tägliche Erfahrung selber zur Genüge [1]; sie ist nur ein gegebener Stoff, ein Material, woraus der Geist, wenn ers sonst schon versteht, etwas machen kann; um aber dieß Verständniß der Erfahrung zu erlangen, bedarf es des eigenen Nachdenkens und der Benutzung des Nachdenkens Anderer; das vollständige und die Forschungen Vieler enthaltende Nachdenken ist aber eben in der Wissenschaft enthalten. Um mithin Erfahrungen im Betreff des akademischen Lebens richtig zu beurtheilen und zu benutzen, ist die Hodegetik unentbehrlich. — Daß man in der Schule der Erfahrungen ohnehin ein oft nur zu starkes Lehrgeld zu bezahlen hat, ist bekannt genug (vgl. Börne's Schriften III, 237.) Und was hilfts, wenn Einer wirklich durch vieles Fallen endlich dann Stehen und Gehen gelernt hat, wenn's nicht mehr Zeit ist, bloß diese Uebungen vorzunehmen, und er sofort in eine andere Sphäre eintreten soll, worin ihm schon das Laufen angemuthet wird? Fragt doch nur alle diejenigen, die in den letzten Semestern ihres Universitätsstudiums stehen, ob sie nicht sehnlichst wünschen, auch abgesehen von den Annehmlichkeiten des akademischen Lebens, wieder von vorn anfangen, oder doch noch

---

1) „Am Abend wird man klug
Für den vergangnen Tag;
Doch niemals klug genug
Für den, der kommen mag!"
Rückert (Gedichte II, 412.)

länger auf der Universität bleiden zu können, um das vielfach Versäumte nachzuholen? Gewiß werden sie, wenn sie ehrlich sind, Alle dieß bejahen; aber vergeblich ist ihr Wunsch! [1]).

Zu beachten ist auch, daß Manches schlechthin gar nicht, oder nur mit sehr wenigem Erfolge nachzuholen ist, war es in jener Epoche versäumt; z. B. die körperliche Ausbildung, insbesondere durch die ritterlichen und übrigen gymnastischen Künste, welche eine gewisse Geschmeidigkeit des Körpers voraussetzen, die mit den Jünglingsjahren verschwindet. Noch mehr gilt dieß von der sittlichen Reinheit und Unschuld, und es ist eine gefährliche und verderbliche Lehre, als müsse Jeder in der Jugend, namentlich in der Universitätszeit „ein gewisses Quantum dummer Streiche machen", sich die „Hörner ablaufen", „sich austoben" u. s. w. Sehr richtig sagt in dieser Hinsicht Niemeyer (Grundsätze der Erziehung I, 30.): „Man hat neuerlich den an sich wahren Satz: durch Gleiten und Fallen lerne der Mensch gehen, hier und da weiter ausgedehnt und lauter gepredigt, als für junge Leute, und selbst für die warmen Köpfe unter den Erziehern nützlich war. An sich ist nicht zu läugnen, daß selbst Verirrungen, Thorheiten und Laster für den Menschen höchst lehrreich werden, und durch die vielen traurigen Erfahrungen, die sie ihn machen lassen, seinem Charakter nach und nach Selbstständigkeit und Festigkeit geben können. Aber sie bleiben allemal eine mißliche Probe, und sehr Viele erliegen in dieser Probe. Thorheit und Laster wird ihnen zur andern Natur. Selbst die Züchtigungen der härtesten Schicksale bringen sie nicht davon zurück. Auch die, welche von der moralischen Krankheit geheilt scheinen, gelangen doch

1) O praeteritos si referat Juppiter annos!

nicht leicht zu der vollen Gesundheit; es bleibt Schwäche und oft Krankheitsgift in ihnen zurück. Es giebt daher keine gefährlichere Behauptung, als die, welche gleichwohl so oft und von so vielen Eltern, sogar in Gegenwart junger Leute geäußert wird: „Man müsse die Jugend austrasen lassen. Die Wildesten würden gemeiniglich die Besten.“ Bei vielen Vätern scheint diese Maxime nur deßhalb so viel Eingang zu finden, weil sie ihnen die Verschuldungen ihrer eignen Jugendjahre in einem erträglichen Lichte zeigt, daher auch manche Philosophie, welche die Wege der Tugend breit und bequem macht, vielen so willkommen ist. Des Wahren in jener gemeinen Maxime ist sehr wenig. Es sollte bloß auf die Bemerkung eingeschränkt werden, daß 1) die Erziehung nie ängstlich seyn, daß erzwungene Tugend nie für wahre Tugend gehalten werden müsse; 2) daß, wenn Menschen von außerordentlichen Körper- und Geisteskräften diese zu guten Zwecken anwenden, wie sie ihrer vorher zu bösen mißbrauchten, solche allerdings weit mehr als gutmüthige Schwachköpfe leisten können. — Uebrigens aber sollte man jener Behauptung lieber aufs stärkste widersprechen, und so oft sie vorkommt, alle Beredsamkeit aufbieten, um zu zeigen, was zartes und sittliches Gefühl, was reine und edle Sitte, gleichsam die Jungfräulichkeit der Seele, auch in den brausenden Jahren des Jünglings, was überhaupt Schuldlosigkeit des Gewissens, was früh bewährte Tugend — nil conscire sibi, nulla pallescere culpa — was dieß alles dem Menschen für einen hohen Werth gebe, welche unaussprechliche Freuden es bereite, auf welche wenigstens der spät klug gewordene Wüstling Verzicht leisten muß.“ Trefflich sagt unser „deutscher Platon“ Fr. H. Jacobi (Woldemar Th. I.): „Sollte das wahr seyn, daß die Erfahrung des Lasters den,

der glücklich durchkommt, zu einem desto besseren und weiseren Menschen mache? Ich glaube beobachtet zu haben, daß der volle Abscheu, welchen die Unschuld vor dem Laster fühlt, mit dieser Unschuld unwiederbringlich verloren gehe. Ebenso die volle Liebe zum Guten und Schönen. — Die bezaubernden Reize des Lasters verderben die Einbildung, verwirren durch die Einbildung den Verstand, und lassen in dem Herzen, das sich ihnen hingab, eine unheilbare Schwäche zurück. Die reinste Seele, wenn übrigens keine zu große Verschiedenheit der Kräfte vorhanden ist, wird sich immer auch als die stärkste beweisen. Ich weiß auch kein Beispiel, daß ein Lasterhafter, durch Erfahrungen belehrt, bloß aus sich selber andern Sinnes geworden wäre; immer hatte er seine Veränderung einer glücklichen Begebenheit zu verdanken, wo ihm Unschuld in den Weg trat, ihn anblickte, oder ihren unbefleckten Mund gegen ihn aufthat. — Zuverlässig liebt der am meisten das Gute als Gut, der es nie verließ. Kein Licht leuchtet so hell, als das Licht einer Seele voll Unschuld, und der Friede aus der Höhe übertrifft alle Vernunft und Erfahrung.“ (Vgl. eine ähnliche Nachweisung in Desselben Allwill's Briefsammlung (letzter Br. Werke. I, 201.) und eine vortreffliche Stelle in Jean Pauls Briefen und bevorstehendem Lebenslaufe S. 90. (der doppelte Schwur und die Neujahrsnacht eines unglücklichen Jünglings.) Vgl. Scheidler Hdb. der Psychol. I. S. 418. Auch L. Schefer's Laienbrevier II. S. 334. Rückert Weish. d. Br. I, 150. Ingleichen Herder's Gedicht: Lebensregeln an einen Jüngling, worin es unter andern heißt:

„Meide Schuld! Sie verflicht mit tausend Dornen
„Dich in Strafe“ u. s. w.

Und natürlich unterliegt der Gelehrte, der Wissende, ei-

ner doppelten Zurechnung („wer den Willen seines Herrn weiß und nicht thut, ist zwiefacher Streiche werth"!), wie ebenfalls Herder treffend sagt (Zerstr. Blätt. Bd. IV. S. 33.):

„Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen das Laster;
„Du, ein gewaffneter Mann, willst sein Gefangener seyn?
„Irrt der Blinde, so zeigt mitleidig jeder den Weg ihm;
„Stürzet der Seher hinab, wird er von Allen verlacht!"

Und an einer andern Stelle (a. a. O. S. 74.):

„Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß und den Flügel
„Vor dem Hange der Lust, oder du klebest daran!"

Jedem Gelehrten, also auch dem angehenden, dem Studenten, ist somit Rückert's Wort gesagt (Weish. d. Br. I, 139.):

„Ei schäme dich, daß dir noch immer ganz der Zügel
„Nicht fest ist in der Hand, noch fest der Fuß im Bügel.
„Ei schäme dich, daß dich im Sattel wankelhaft
„Noch immer wirft umher das Roß der Leidenschaft!"

§. 15.

5) Aus der Unrathsamkeit und Verwerflichkeit der blinden Nachahmung fremden Beispiels in Hinsicht des Studirens.

Denen, die da meinen, sie könnten die rechte Methode des Studirens ja den Bessern unter ihren Commilitonen absehen und ablernen, ist zu Gemüthe zu führen, theils daß sie ja, ohne sich über jene Methode selbst anderwärts schon aufgeklärt zu haben, gar nicht wissen und beurtheilen können, ob Andere sie praktisch inne haben und als Muster oder Vorbilder dienen können

(wer kann wohl ohne Maßstab messen?) [1]), theils daß fremden Beispielen ohne eigene innere Ueberzeugung zu folgen, eines freien, selbstständigen Menschen ganz unwürdig ist [2]).

§. 16.

6) Aus dem Begriff der drei Hauptmerkmale alles ächt menschlichen (vernünftigen) Thätigseins oder Handelns, nämlich des höhern Selbstbewußtseins oder der Besonnenheit, der Selbstbestimmung oder Willensfreiheit, und der Bildungs- oder Vervollkommnungsfähigkeit, welche Merkmale der wahre Gelehrte, als Vorbild und Erzieher der Uebrigen zur Humanität, und somit auch der angehende Gelehrte oder der Studirende seinem ganzen Leben und Weben stets aufzuprägen und als Grundzug seines Daseins überall und immer geltend zu machen hat.

„Wenn wir handeln, z. B. dieß oder jenes Geschäft betreiben oder Werk ausführen, so geschieht dieß nicht durch einen blindwirkenden, uns inwohnenden, unwiderstehlichen Drang, sondern nach Zwecken, d. h. Vorstellungen von dem Werthe oder Interesse, welches das Resultat unsers Thätigseins für uns hat. Selbstbewußtsein oder Besonnenheit ist daher das erste und wesentlichste Merkmal, wodurch sich das menschliche Thun oder Handeln [3]) von dem blinden Wirken

---

1) „Wo du den Weg nicht weißt, folg' einem Führer du;
Doch, ob der Führer auch den Weg weiß, siehe zu!"
Rückert Weish. d. Brahm. I, 165.

2) Nihil magis praestandum est, quam ne *pecorum* ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes, non qua eundum est sed qua itur!
Seneca de vita beata c. I.

3) Eberhard, Maaß und Gruber Synonymik B. III. S. 297. Fries N. Kritik d. Vernunft III. S. 9.

der Naturkräfte und des thierischen Triebes unterscheidet. Vgl. §. 1. S. 5. Scheidler Psychol. I. S. 40. 58. 461.

Auch läßt sich in dieser Hinsicht auf die Hodegetik anwenden, was von der Philosophie als allgemeiner Welt- und Lebensansicht gerühmt werden kann, nämlich daß diese allseitige Uebersicht des Lebens, die der Mensch vor dem Thiere voraus hat, zu vergleichen ist mit einem geometrischen, farblosen, abstracten, verkleinerten Grundriß seines Lebensweges; und daß er sich damit zum Thiere verhält, wie der Schiffer, welcher mittels Seecharte, Compaß und Quadrant seine Fahrt und jedesmalige Stellung auf dem Meere genau weiß, zum unkundigen Schiffsvolk, das nur die Wellen und den Himmel sieht. Vgl. Schopenhauer die Welt als Welle und Vorstellung S. 127.

Ebenso ist die Perfectibilität oder die einer unberechenbaren Steigerung fähige Vervollkommnungsfähigkeit der körperlichen und geistigen Anlagen und Kräfte ein wesentliches Unterscheidungszeichen des Menschen von den Thieren, welche, so wie sie noch jetzt sind, in das Paradies und den Kasten Noä und aus einem Jahrtausend ins andere wanderten, ohne sich je durch sich selbst auch nur den geringsten Grad emporzuschwingen [1]). Dasselbe gilt von der Freiheit oder Selbstbestimmung, indem dem Menschen seine Handlungen nicht durch einen unwiderstehlichen Instinct vorgeschrieben sind, wie den Thieren, sondern das Vorrecht verliehen ist, sein Leben nach den von ihm selbst ge-

1) „Was unterscheidet dich, o Mensch, von der Natur?
„Du bist ein Werdender, sie ist geworden nur.
„Sie ist geworden, was sie werden sollt' und kann,
„Du aber bist ein Kind, das werden soll ein Mann" u. s. w.
Rückert Weish. d. Brahm. III, 134.

setzten Zwecken zu gestalten und seine Geschichte selbst zu machen. „Der menschliche Geist lebt in fortschreitenden Entwickelungen, wie Pflanze und Thier — aber dieses sein Leben hat unter den Wesen an der Erde allein eine selbstbewußte Entwicklungsfähigkeit, und der Mensch kann mit dem Willen seine Entwickelung selbst leiten, sein Leben zu seinem eigenen Werke machen — er kann sich selbst erziehen." (Fries Handb. der prakt. Phil. Th. I. S. 23.) — „Freiheit, eigenes Urthel, Selbstbestimmung, ist der Charakter des Menschen, und es ist ihm besser, sogar dem Tiger und dem Löwen in der Wildniß, als dem Mast- und Lastvieh im Stalle zu gleichen?" F. H. Jacobi, (Woldemar I, 135.) Vgl. oben S. 15. Note 1.

Hieraus ergiebt sich nun, daß, wie überall, so auch beim Studiren aller sogenannte Schlendrian ganz verwerflich ist; daß auch hier nicht Jeder immer wieder von vorn anfangen, sondern die Erfahrungen Anderer und überhaupt die ihm durch den bisherigen Stand der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel benutzen soll, weil nur dadurch wahres Fortschreiten und Vervollkommnung derselben möglich ist.

„Wann von dem Punkt, wo Einer still gestanden,
Ein Andrer würde weitergehn,
So wär' am Ende bald die Wissenschaft vorhanden,
Statt daß wir immer neu am Anfang stehn."

(Rückert Ged. II, 388.)

Gleichergestalt soll nicht Jeder wie der Andere alle Um- und Irr-Wege selbst laufen, in welcher Hinsicht folgende Worte Göthes gewiß eine passende Anwendung auf die Vermeidung jener auf der akademischen Laufbahn gestatten: „Thut man denn, was wir Alten sagen? Jeder glaubt, er müsse es doch selbst am besten wissen, und dabei geht Mancher verloren und Mancher

hat lange daran zu irren. Es ist aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen, und was hätte uns all unser Suchen und Irren geholfen, wenn Ihr jüngeren Leute wieder dieselbigen Wege laufen wolltet. Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zu Gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortschreiten. Es soll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll Ziel seyn und als Ziel gelten." (Gespräche mit Eckermann I, S. 53.)

§. 17.

B. Hierzu kommen noch viele Gründe, die in dem Wesen des jetzigen Zeitgeistes liegen, dessen Einseitigkeiten, Vorurtheile und Verkehrtheiten besonders in Hinsicht des Studirens ein Katharktikon oder eine medicina mentis nöthig machen. Zu diesen durch die Hodegetik zu beseitigenden Uebeln gehören namentlich folgende:

1) Die gemeine, egotische, bloß auf Erwerb sinnlicher Genußmittel (Industrie) gerichtete moderne Lebensansicht überhaupt.

„Giebt es eine Erbsünde, so ist es unter den germanischen Völkern die Selbstsucht, welcher man diesen Namen beyzulegen hat. Sie ist die Pandorabüchse, aus welcher die größere Zahl der Uebel der modernen Welt ausgeschüttet wurden und werden. — Im Alterthum wußte der Einzelne gar nicht anders, als daß er für das Ganze, also für seine Mitmenschen da sey. Im modernen Abendlande hält sich jeder Einzelne für den Mittelpunkt des ganzen europäischen Staatslebens, wenigstens be-

trachtet jeder Einzelne die Dinge und Begebenheiten immer nur in Beziehung auf sich. — Nur Reichthum allein, wenn er gehörig zur Schau gestellt wird, giebt Ansehen. Ein Mensch ohne Geld oder Vermögen ist im modernen Abendlande ein Körper ohne Seele, ein wandelnder Leichnam, ein schreckendes Gespenst. Die Weiber behaupten, er habe ein schlechtes Aeußere, und die Männer, es fehle ihm an Talent und Fähigkeiten." Vollgraff Syst. d. Polit. Th. III. S. 31, 108. „Die Haupttendenz unsers Zeitalters ist ein sinnlicher Materialismus." Ancillon Zur Vermittelung der Extreme. Th. I. S. 74. — „Der gewaltige Nahrungstrieb unseres Jahrhunderts wird immer unersättlicher, und wer nicht ein Märtyrer der Gemeinnützigkeit werden will, muß in unsern bürgerlichen Verhältnissen zuerst an die Besoldung und dann an das Amt, das die Besoldung einträgt, denken. Daher sind alle Staats- und Amtsverhältnisse so gemein merkantilisch geworden, daß Jeder, der in dieselben eintritt, zunächst und unmittelbar aus keiner andern Absicht ein Amt sucht, als um sich bequemer zu nähren!" Bouterweck neues Mus. d. Philos. I. H. 2. S. 100. — Aehnlich äußert sich Fries (N. Krit. d. Vern. Th. III. S. 107. 126.): „Unter uns hat das Gedränge der steigenden Cultur die wahre Liebe zum Schönen und Großen und Erhabenen im Leben fast bis zum Unkenntlichen versteckt und schlägt fast nie in Thaten aus, weil Jeder sich individualisirt bis ins Einzelnste, und Eigennutz und Habsucht sich eines Jeden so bemeistert hat, daß keiner mehr mächtiger werden kann, als sein Bedürfniß; — weil uns die laute öffentliche Meinung zwingt, einen jeden gesellschaftlichen Verkehr im Leben, betreffe er auch, was er wolle, mehr oder weniger als ein unehrliches Handelsgeschäft zu betreiben, wo Jeder den Andern zu übervortheilen sucht; weil bei uns nach eben

diesem Vorurtheil Niemand sich benügen darf mit Armuth, wenn er auch noch so gern wollte. Will er der bürgerlichen Verachtung entgehen und in der Gesellschaft gelten, so ist es nicht genug, daß er ein Denker sey, ein Künstler, ein gerechter Richter, oder ein Feldherr, sondern brav muß er seyn, nach der Sprache der Kaufleute, und ein Haus machen. — Wir nehmen gar zu gern das Leben selbst für eine Arbeit, die unausstehlich wäre, wenn nicht etwas damit verdient würde; zu einer freien Ansicht seiner reinen Schönheit erhebt sich fast Keiner. Sogar mit der schönsten Erscheinung des Lebens, mit der Tugend, gehen wir auf Tagelohn aus, und meinen, wir wollens wohl bleiben lassen, uns darum zu bemühen, wenn uns die Gottheit nicht später Zahlung dafür leistete; wir sind tugendhaft auf Speculation der ewigen Seligkeit!" — Ueber das Grundverderbliche dieser gemeinen und jetzt so allgemein herrschenden materialistischen Ansicht vgl. Tittmann die Bestimmung d. Gelehrten S. 1 ff. 54 ff. Desselben Blicke auf die Bildung unsrer Zeit. 1835. Man sehe auch den trefflichen Aufsatz von Pölitz in dessen Neuen Jahrbüchern f. Gesch. u. Staatsk. 1838. Jan. Vgl. Scheidler die Lebensfrage d. Europäischen Civilisat. u. s. w. 1839. I. S. 61 ff.

§. 18.

2) Die hieraus hervorgehende einseitige Beurtheilung der Wissenschaft aus dem Standpunkte der Artolatrie oder Brodanbetung nach dem bloßen sog. Nutzen oder relativen Werth, insbesondere als Erwerbszweig für den Einzelnen, mit Verkennung ihres absoluten Werthes, oder ihrer Würde: desgleichen die hieraus folgende Ansicht der Universitäten als bloßen Dressuranstalten für den Staatsdienst, auf denen man (mit Klinger zu reden, s. dess.

Weltmann und Dichter, Werke B. IX. S. 50.) „nur das Handwerkszeug zum künftigen Gewerbe zusammensucht", und auf denen man möglichst kurze Zeit verweilt, um nur möglichst bald an die „Krippe des Budgets" und in die Spalten des Staats- und Adreßkalenders zu gelangen!!

Schon Cicero charakterisirt treffend die Verschiedenheit der Ansichten über Würde und Nutzen: „Hoc intelligamus, hominum duo esse genera, alterum indoctum et agreste, quod anteferat semper *utilitatem* honestati, alterum humanum et politum, quod rebus omnibus *dignitatem* anteponat (Orat. part. c. 15.) Aehnlich Keppler: „Quamquam quod necesse est, divinarum rerum usus instar obsonii nummo aestimare? Nam quid quaeso prodest ventri famelico cognitio rerum naturalium, quid tota reliqua Astronomia? Neque tamen audiunt cordati homines illam barbariem, quae deferenda propterea ista studia clamitat. Pictores ferimus, qui oculos, symphoniacos, qui aures oblectant: quamvis nullum rebus nostris emolumentum afferant. Et non tantum humana, sed etiam honesta censetur voluptas, quae ex utrorumque operibus capitur. Quae igitur inhumanitas, quae stultitia menti suum invidere honestum gaudium, oculis et auribus non invidere? Rerum naturae repugnat, qui cum his pugnat recreationibus etc. Myster. cosmograph. (dedicat. antiq.) Frkft. 1621. p. 3. — Wie oft findet sich unsers Dichters Xenie auf die Wissenschaft bestätigt!

„Einem (unter 100) ist sie die hohe, himmlische Göttin, den Andern (99)
Eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt!"

Ebenso hat schon Cicero richtig bemerkt, welchen schädlichen Einfluß eine solche Ansicht für die Wissenschaft selbst hat: „Omnes artes aliter ab iis tractantur, qui eas ad *usum* transferunt, aliter ab iis, qui ipsarum artium tractatu delectati, nihil in vita aliud sunt tracturi.“ Vgl. hierüber besonders Tittmann Bestimmung d. Gelehrten S. 67. Ferner Mohl Polizeiwissenschaft Bd. I. S. 476. Leo in d. Jahrbüchern f. wissensch. Kritik 1829. S. 555. Scheidler die Idee d. Univers. S. 370 ff. Wie nach dieser Ansicht die Wissenschaften geschätzt werden, macht Lichtenberg anschaulich (verm. Schriften Th. I. S. 266.), indem er von einem solchen Artolatristen oder Brodanbeter sagt: „So viel ich hören und schließen konnte, so war seine Tafel der menschlichen Erkenntniß so getheilt:

Wissenschaften bringen:

Brod und Ehre:	Kein Brod und keine Ehre:	Ehre und kein Brod:	Brod und keine Ehre:
Theologia	*Logica*	Poesis	Advocatia
Jurisprudentia	*Metaphysica*	Belles lettres	Oeconomia
Medicina	*Critica*	Mathesis pura.	Anat. et Chir.
Astronomia.	*Philosophia practica.*		Ars scribendi et computandi.

In Tiek's geistreichem Drama: die verkehrte Welt (Phantasus II, 305.) kommt folgende Scene vor:

König Skaramuz: Giebt's heut was Neues?

Grünhelm: Nichts eben, als daß mehrere Studenten von der Universität gekommen sind, die den Wunsch hegen, sich examiniren zu lassen, um brauchbar zu werden.

K. Skaramuz: Laßt sie vorkommen!

(Löwe, Tiger und die übrigen wilden Thiere werden hereingeführt).

K. Skaramuz: So ein Student hat doch immer ein ungezwungenes Wesen! — Ihr Herrn wollt also nützlich seyn?

Der Wolf: Ja, mein König, wir spüren eine unendliche Begierde nach einer guten Besoldung! u. s. w.

§. 19.

3) Die hiermit zusammenhängende sog. Studiersucht.

Als Gründe derselben sind vornehmlich folgende zu nennen:

a) Falsche Anwendung des an und für sich betrachtet ganz richtigen Gedankens oder Wunsches jedes Vaters:

„daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein beſſ'rer!"

wie Göthe sagt (in Hermann und Dorothea, Thalia W. B. 40. S. 258.), und schon Homer Il. L. VI, v. 476. (Aehnlich Göthe an einer andern Stelle: „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nützen wollte." W. B. XXIV. S. 44.) — Aber muß denn darum der Sohn des einfachen Bürgers nun gerade studiren, kann er nicht ebenso gut in seinem Lebenskreise würdiger und tüchtiger werden?

„Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger!
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff."
Göthe.

Aehnlich Rückert (Ged. II. S. 392.):

„Der Zweck der thätigen Menschengilde
Ist die Urbarmachung der Welt,
Ob du pflügest des Geists Gefilde,
Oder bestellest das Ackerfeld."

b) Nichtigkeit des bisherigen politischen Lebens in Deutschland und daraus entstandene Verachtung des einfachen Bürgerstandes. („Civis romanus sum!" mit welchem Hochgefühle sprach der Römer dies aus! Aber was denken wir unter dem „Bürgerrecht" meistens anderes, als die Befugniß — einen Kramladen zu eröffnen oder Bier und Branntwein zu schenken? Ed. Platner Beitr. z. att. Recht. Vorr. S. XX.) Vgl. Jean Paul Fastenpredigt. S. 45.

c) Lächerliche Titelsucht der Deutschen, sogar der Gelehrten! (die „Hofraths-" ꝛc. Manie). Diese Albernheit geht in der That bei den Deutschen über alle Grenzen, denn es giebt keine Nation und keine Sprache, die, wie die deutsche, demjenigen, der keinen Titel hat, geradezu die Existenz abspricht: „Er ist Nichts!" [1]).

Bekanntlich haben sich die Regierungen neuerdings selbst genöthigt gesehen, gegen diese Studiersucht offiziell zu warnen, weil bereits alle Aemter übersetzt sind. Vgl. Schön Statistik d. Civilisation S. 185. Dr. Münch im Hesperus 1826. Septbr. Bran's Minerva 1836. April. S. 169.

§. 20.

4) Die Beschränkung auf das sog. Brodstudium. Gewöhnliches Motiv des Studirens: ad panem lucrandum et Martham alendam!

---

1) Und was ist man denn, trotz des zu aristophanischer Länge sich streckenden bandwurmartigen Titels, wenn man's zu einem „Geheimenoberregierungsarchivs-Actenheftersupernumerarius", einem „Kriegsoperationskostenperäquationscassenschreiber", einem „Kreisschocksteuerundcavallerieverpflegungsgeldereinnehmer", oder gar zu einem „Hofrauchfangkehrmeisteradjunct" u. d. m. gebracht?

„Nicht Liebe zu den Wissenschaften an sich, Streben nach Selbsterkenntniß, sondern Hab- und Ruhmbegierde trieb die Modernen zu den Brodwissenschaften. Dat Galenus opes et Iustinianus honores, und die Theologie gab gar den ersten Platz! Philosophie wurde nur zwangs- und befehlsweise betrieben. Bei solchen Motiven zur Kultur der Wissenschaften konnte daher auch durch sie nicht auf Herz und Charakter gewirkt werden, denn nur Uneigennützigkeit ist Sittlichkeit. — Klein, äußerst klein ist die Zahl derjenigen, welche die Wissenschaften nur um ihrer selbst willen, aus reiner Liebe für ihre Weiterbildung treiben. Vorzugsweise muß dem 19. Jahrhundert der Vorwurf gemacht werden, daß sein ganzes Treiben dem Institut der Eilwagen zu vergleichen ist; Alles will mit den geringsten Kosten und der kürzesten Zeit zum gewinnreichen Ziele gelangen. Auf Universitäten sind nur die Brodcollegia besucht, und solche Vorlesungen, wovon sich keine Procente unmittelbar berechnen lassen, läßt man als taubes Gestein zur Seite liegen, so daß es am Ende (— dieß Ende ist leider! schon da! —) wird zwangsweise befohlen werden müssen, welche Collegia ein Aemter-Aspirant gehört haben müsse." (Vollgraff Pol. III, 376.).

„Amandae sunt literae propter se, non modo tanquam instrumentum panis lucrandi. Computatores in doctrina raro proficiunt, neque perveniunt ad aliquem eruditionis gradum." Gesner Isagoge §. 34. — „Der Zweck alles Brodstudiums ist, daß man die bloßen Resultate kennen lernt, entweder mit gänzlicher Vernachlässigung der Gründe, oder daß man auch diese nur um eines äußern Zwecks willen, z. B. um bei angeordneten Prüfungen nothdürftige Rechenschaft geben zu können, historisch kennen lernt. Man kann sich dazu entschließen, einzig weil man die Wissenschaft zu einem bloß empirischen Ge-

brauche erlernen will, d. h. sich selbst bloß als Mittel betrachtet. Nun kann gewiß Niemand, der nur einen Funken von Achtung für sich selbst hat, sich gegenüber der Wissenschaft selbst so niedrig fühlen, daß sie für ihn nur als Abrichtung für empirische Zwecke Werth hätte. Die nothwendigen Folgen einer solchen Art zu studiren sind diese: Erstens ist es unmöglich, sich auch nur das Empfangene richtig anzueignen, nothwendig also, daß man es falsch anwende, da der Besitz desselben nicht auf einem lebendigen Organ der Anschauung, sondern nur auf dem Gedächtniß beruht. Wie oft senden Universitäten aus ihren Schulen solche Brodgelehrte zurück, die sich alles, was sich in ihrem Fach von Gelehrsamkeit da vorfindet, vortrefflich eingeprägt haben, denen es aber für die Aufnahme des Besondern unter das Allgemeine gänzlich am Urtheil fehlt. Lebendige Wissenschaftlichkeit bildet zur Anschauung; in dieser ist aber das Allgemeine und Besondere immer Eins. Der Brodgelehrte dagegen ist anschauungslos; er kann im vorkommenden Falle nichts construiren, selbstthätig zusammensetzen, und da er im Lernen doch nicht auf alle möglichen Fälle vorbereitet werden konnte, so ist er in den meisten Fällen von seinem Wissen verlassen. Zweitens: Eine andere nothwendige Folge ist, daß ein Solcher gänzlich unfähig ist, fortzuschreiten; auch damit legt er den Hauptcharakter des Menschen und des wahren Gelehrten insbesondere ab. Er kann nicht fortschreiten; denn wahre Fortschritte sind nicht nach dem Maaßstab früherer Lehren, sondern nur aus sich selbst und nach absoluten Principien zu beurtheilen, höchstens faßt er auf, was selbst keinen Geist hat, angepriesene Mittel, diese oder jene fade Theorie, die eben entsteht und die Neugier reizt, „oder einige neue Formeln, gelehrte Novitäten" u. s. w. Schelling über d. Methode des akad. Stud. S. 68 ff. Auf ähnliche Weise

äußert sich Delbrück (Gelehrsamkeit und Weisheit. Bonn 1834 S. 11.) über die, „welche, ihre Berufswissenschaft mit dem Namen Brodstudium, und Anstellung im Kirchen- oder Staatsdienste mit dem Namen Versorgung belegend, peinlichst beflissen sind, ja nicht mehr zu lernen, als schlechthin von nöthen wäre, um einst ein Aemtchen davon zu tragen, welches sie vor Nahrungssorgen schütze, oder, wenn sie höher strebten, ein Amt, welches ihnen ein bequemes und reichliches Auskommen gewähre, und außerdem ihren Namen vorn oder hinten mit einem Titel behänge. Der hierbei zum Grunde liegenden Denkart erweist man völlig unverdiente Ehre, wenn man sie eine handwerksmäßige nennt. Denn, überlegt es nur selbst: Ein ehrlicher Handwerker, der es gar kein Hehl hat, daß er von früh bis spät arbeite, einzig und allein, um sich und die Seinigen je länger, desto besser zu nähren und zu kleiden, Haus und Hof allmälig zu erweitern und zu verschönern, der dabei die Pflichten eines braven Bürgers gewissenhaft erfüllt, seine Steuern pünktlich entrichtet, seine Kunden redlich bedient; ist nicht ein solcher ein ganz untadeliger Mann, und wird er nicht selbst ehrenwerth, wenn er durch Fleiß und Geschicklichkeit Handel und Gewerbe fördert? Wie weit steht hinter ihm ein Kirchen- oder Staatsdiener, welcher unter dem Deckmantel der Besorgung öffentlicher Angelegenheiten lauter persönliche Zwecke verfolgt, indem er sein Amt an sich als Nebensache betrachtet, die damit verknüpfte Einnahme als Hauptsache, und mehr ängstlichen Bedacht nimmt, daß sein Gehalt sich mehre, als daß seine Wirksamkeit gediegener werde. Beide, der handwerkliche und der beamtete Gewerbsmann, handeln eigennützig, nur mit dem Unterschiede, daß jener die öffentlichen Cassen füllen, dieser leeren hilft, daß jener Niemanden wehrt, neben ihm eine Werkstatt zu errich-

ren, und es ihm, wenn er vermag, zuvorzuthun, dieser dagegen auf dem Posten, den er einmal auf Zeitlebens eingenommen hat, Jedem Trotz bietet, der ihn etwa davon verdrängen wollte, auch wenn er zehnmal tüchtiger dazu wäre. Kurz! des Einen Eigennutz ist gemeinnützig, des Andern gemeinschädlich — gemeinschädlich: denn aller schweren Krankheiten, die einen Staat befallen können, schwerste und lebensgefährlichste, ist lohndienerische Aemterverwaltung!" — (Was das „handwerkmäßige Studiren" betrifft, so könnte man übrigens oft versucht seyn, der Klage darüber (mit einem wackern Gelehrten [1])) den Seufzer entgegenzusetzen: ach, wenn es doch nur handwerksmäßig betrieben würde! d. h. mit dem anhaltenden Fleiße, der unverdrossenen Emsigkeit, der Genauigkeit und Sorgfamkeit im Ausarbeiten des Geringfügigsten u. s. w. u. s. w.)

§. 21.

5) Die falschen Motive und die Voreiligkeit in Betreff der Wahl des besondern Fachs.

Geld-, Ehrgeiz und Bequemlichkeitsliebe! (Dat Galenus opes et Iustinianus honores. „Geistlich studirt's sich so leicht, geistlich giebt so bald Brod und so bequemes Brod und wenn man einmal drinnen ist, so sicheres Brod, und so anständiges, so ehrwürdiges Brod!!") In den allermeisten Fällen entscheidet über diese Wahl der Stand der Eltern, häufig auch die Eitelkeit oder zufälligen Launen und Capricen derselben: (wie selten studirt z. B. im (protestantischen) Deutschland ein Edelmann Medicin oder Theologie!); oft auch eigene phantastische

1) Dem Philologen Spalding, in einer von Gedike herausgegebenen Schulrede. Berlin 1797. b. Unger.

Vorstellungen der Studirenden; (dieß ist z. B. oft bei den Theologen der Fall, die schon sehr frühzeitig sich das Leben als Landpfarrer idyllisch ausmalen und denen in dieser Hinsicht eine neuerdings erschienene Schrift anzuempfehlen seyn möchte, worin diese Illusionen in ihrer Nichtigkeit aufgewiesen sind: Telckens Dorfbilder, Berlin 1834.). Auch kommt es oft vor, daß einer die Jurisprudenz wählt, weil er auf dem Gymnasium das (für dieses Fach irriger Weise für entbehrlich gehaltene) Griechische gar nicht oder nur schlecht gelernt hat, oder, was noch ärger ist, daß einer, der auch das Lateinische auf der Schule sehr vernachlässigt hat, sich doch für fähig genug hält, die sog. Cameralia zu studiren, also Staatswissenschaften, die schwierigsten und practisch einflußreichsten von allen!! Ueberhaupt ist es eine ganz falsche Methode, sich schon auf dem Gymnasium für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, von welchem man offenbar noch gar keine richtige Vorstellung haben kann; daher die vielen Mißgriffe zum großen Nachtheil der Studirenden, wie auch der Wissenschaft selbst [1]). „Das alte Unwesen, die Knaben in der Wiege für ein gewisses Geschäft zu bestimmen, ist immer noch nicht ausgerottet; denn für das wissenschaftliche Leben ist die gelehrte Schule nur die Wiege. Was für Vorstellungen von seinem künftigen Beruf, von dem Verhältniß desselben zu dem großen Gebiet der Wissenschaften und des durch sie unmittelbar befruchteten Lebens, kann der angehende Jüngling wohl von dort mitbringen?

---

1) „Falscher Studirtrieb."

„O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
„Seh ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt!"

Schiller.

Die allgemeinen Uebersichten, theologische, juristische u. s. w., mit welchen man hie und da die Abgehenden zu versehen pflegt, sind nur *eine* Huldigung, welche man verkehrter Weise jener Verkehrtheit der voreiligen Bestimmung darbringt, und ein Raub, der schwerlich ungestraft an den Universitäten begangen wird." **Schleiermacher**, über Universit. S. 70. Ueble Folgen des verfehlten Berufs: „Es giebt für den Mann eigentlich nur **ein** Unglück: im Zwiespalte leben zwischen innerm Berufe und äußeren Zwangspflichten." **Immermann** Reisejournal S. 348.

„Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht.
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht."

Göthe.

„Unglücklich, wer, bestimmt für Kanzeln und Altäre
Sich Wall und Mauern zu erstürmen sehnt;
Unglücklich, wer, voll Durst's nach Bardenehre,
In einer Aktenkammer gähnt. —
Doch dreimal selig, welchem zum Geschäfte,
Dem er — weil doch Geschäftigkeit
Des Lebens Triebrad ist — auf gutes Glück sich weiht,
Der Himmel auch das volle Maas der Kräfte
Und Lust, die alles übersteigt, verleiht."

Engel. (Philosoph. für die Welt. I. 109.)

§. 22.

C. Hierzu kommen endlich noch mancherlei andere, bei den Studirenden herrschende falsche Ansichten und Meinungen oder Vorurtheile. Dahin gehören namentlich die irrigen Begriffe

1) **über Wissenschaft und Gelehrsamkeit überhaupt.**

a) Verwechselung derselben mit bloßer Erudition (Belesenheit).
b) Ueberschätzung der Gelehrsamkeit.
c) Unbekanntschaft mit der Schattenseite der Wissenschaft überhaupt und der einzelnen Disciplinen insbesondere.
d) Unbekanntschaft mit dem wahren Verhältniß der Wissenschaft zum Leben überhaupt, und zum Staat, zur Kirche u. s. w.
e) Verkennung des absoluten Werthes der Wissenschaft.

2) Ueber das akademische Studium.

A. Als ganz falsche Ansichten sind zu bezeichnen, die jetzt herrschenden

a) über Studiren überhaupt;
b) über Wesen und Zweck der Universität. (Gewöhnlich gänzliche Unbekanntschaft mit der Geschichte der Universitäten überhaupt). Hieraus entspringen dann
c) die gewöhnlichen Verirrungen derer, welche
  aa) das akad. Studium nur auf die Besuchung und Abwartung der Lehrstunden beschränken;
  bb) eben so derer, welche das Privatstudium zur Hauptsache machen, oder
  cc) auf sog. Nebenstudien zu viel Zeit verwenden;
  dd) die allgemeinen Vorbereitungswissenschaften versäumen.

B. Dunkle oder nur halbwahre, meistens schiefe Ansichten finden gewöhnlich Statt

a) über Wahl, Zahl und Folge der Collegien;
b) über Wahl der Lehrer und Erfordernisse des Kathedervortrags.
c) Ueber Nachschreiben und Repetiren.
d) Ueber Benutzung der Bibliotheken u. s. w.

e) Ueber Privatlektüre und die Nothwendigkeit eigner Ausarbeitungen.

f) Ueber die Benutzung der Seminarien u. s. w.

g) Ueber Wesen und Bedeutung der Ferien.

3) Ueber das akademische Leben. Hierher gehört vornämlich:

a) gewöhnlicher Mißverstand der akademischen Freiheit.

b) Einseitigkeit der bloßen Ausbildung und Uebung des Erkenntnißvermögens oder der Intelligenz, mit Vernachlässigung der moralischen, religiösen, ästhetischen, politischen, sowie der körperlichen Ausbildung.

Anhang.

Abriß der Literatur der Hodegetik.

I. Eigentlich hodegetische Schriften.

Lud. Vivis de disciplinis libri XII. Lugd. Bat. 1632.

Hugo Grotii et aliorum dissertationes de studiis bene instituendis. Amst. 1645.

Th. Crenius tractat. de philol. etc. Lugd. Bat. 1696.

G. J. Vossii et alior. diss. de stud. bene instit. Traj. ad Rhen. 1658.

J. M. Gesneri primae lineae Isagoges in erudit. univers. Goett. 1756.

N. Z. Schade, Vorschlag zur Errichtung einer neuen Profession, Hodegetica u. s. w. Helmstädt 1753.

H. A. Mertens hodegetischer Entwurf. Augsb. 1779.

(J. M. Miller) Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn auf der Akademie. Ulm 1785.

G. F. Reuß Abriß der Universitätsstudien. Tübing. 1785.

Wohlgemeinte Erinnerungen eines Vaters an seinen Sohn auf Akademien. Lübeck 1785.

J. Chr. König, akademisches Lesebuch für studirende Jünglinge aus allen Facultäten. Nürnberg 1785.

Kurzer Abriß der Universitätsstudien für Studirende. Lübeck. 1785.

J. Fortii, Ringelbergii et alior. comment. de ratione studii. Harderov. 1786.

G. Schlegel, Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien u. s. w. Riga 1790.

J. Ph. Voit, Rath eines Vaters an seinen studirenden Sohn. Jena 1791.

E. J. Koch, Hodegetik. Berlin 1792.

K. Heun, Vertraute Briefe an edelgesinnte Jünglinge, die auf Universitäten gehen wollen. Leipz. 1792.

Witte, akademische Encyclop. und Methodologie. Gött. 1793.

J. F. Reitemeier, Notiz der Wissenschaften und der Vorlesungen u. s. w., Frankf. a. d. O. 1794.

T. L. Bechers Versuch einer Propädeutik der Universitätsstudien. Laub. 1795.

Der Genius auf d. akadem. Laufbahn. Leipz. 1795.

H. Th. L. Schnorr, der Mentor für Jünglinge auf Universitäten. Quedlinb. 1796.

J. G. Fick, der treue Führer auf der akad. Laufbahn. Erlangen 1797.

K. L. Müller, Worte an einen edlen Jüngling, der die Akademie beziehen will. Leipz. 1798.

G. R. Brehm, akad. Propädeutik zu Vorlesungen. Leipz. 1799.

Bl. Nienhof de ratione studii recte instituenda. Harderov. 1800.

J. D. Schulze, Plan f. Vorlesungen u. d. zweckmäß. Führung des akad. Lebens. Leipz. 1800.

Witte, von der Literatur. Rostock 1794.

F. C. A. Heydenreich, über die zweckmäßige Anwendung der Universitätsjahre. Leipz. 1804.

G. Fr. Pöschmann, über die zweckmäßige Führung des akad. Lebens. Riga 1805.

Ch. D. Beck, Grundriß zu hodeget. Vorlesungen. Leipz. 1808.

J. A. H. Tittmann, epistola de reb. academicis. Lips. 1805.

J. N. Brehm, Einleit. in d. gesammt. akad. Studien. Leipz. 1809.

Fr. W. J. Schelling über d. Methode des akad. Studium. 1802. 2te Ausg. Tübingen 1813.

Kiesewetter, Lehrbuch der Hodegetik. Berlin 1811.

v. Ziemitzki, das akad. Leben im Geiste d. Wissenschaft. 1812.

Briefe über ökonom. u. wiss. Leben eines Studir. Braunschweig 1828.

Crasselt, Winke für stud. Jünglinge. Meißen 1831.

Beneke, Einleit. in d. akad. Studium. Göttingen 1826.

II. Schriften über das Studium der Wissenschaften.

Fr. Bacon. de dignitate et augm. scientiarum, libri IX. Lugd. Bat. 1645.

Ch. D. Lehmus Versuch über den Werth der Wiss. Rothenburg 1785.

J. G. Müller, Briefe über d. Studium d. Wiss. Zürich 1798.

Joh. Müller, Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Tübingen 1812.

Joh. Müller, od. Plan im Leben u. Lesen, von Morgenstern. 1806.

Joh. Wyß Vorlesungen über d. höchste Gut. Th. I. Bern 1806

Fichte, Vorlesungen über d. Bestimmung des Gelehrten. Jena 1794.

Dess. Wesen des Gelehrten, Berlin 1806.

Schaller, Encyclop. und Method. der Wiss. für angehende Studir. Magdeburg 1812.

Siebelis, vier Schulschriften. Budissin 1815.

Friedemann, Paränesen für studirende Jünglinge. Braunschweig 1827.

III. Allgemeine Encyclopädien der Wissenschaften.

K. G. Sulzer's kurzer Begriff all. Wiss. Frankf. 1759.

D'Alembert Syst. figuré des connoiss. humain. (vor d. größ. französ. Encycl. u. in seinen Melanges de lit. et philos. I. p. 206.); übersetzt von Wegelin. Zürich 1762.

Adelungs kurzer Begriff menschl. Fertigk. u. Kenntnisse. Leipz. 1778.

Reimarus und Büsch Encyclop. Hamb. 1775, 1795.

G. S. Klügels Encyclop. Berlin 1782, 1792, 1806.

K. H. Schmid, Abriß d. Gelehrsamkeit. Berlin 1783.

G. F. Reuß, Encycl. u. Method. Tübingen 1783.

J. F. H. Meinecke, synopsis eruditionis universae. Quedlinb. 1783.

J. G. Buhle, Grundsätze einer allg. Encycl. d. Wissens. Lemgo 1790.

K. F. Zöllners allg. Uebersicht d. menschl. Wissens. Berlin 1790.

K. J. Eschenburg, Lehrb. der Wissenschaftskunde. Berlin 1792, 1809.

J. C. F. Habel, Critik all. Wiss. Götting. 1793.

W. J. Krug, Syst. Encycl. d. Wiss. Wittenb. 1796.

Dessen Versuch ein. neuen Einth. d. Wissensch. Züllich. 1805.

K. Ruef, Allg. Encycl. Ulm 1795.

Straß, Versuch ein. allg. Einl. in d. Wissenschaftsk. Magdeburg 1806.

Hefter's philos. Darst. und Syst. all. Wiss. Leipz. 1806.

Töpfer's Generalcharte d. Wiss., nebst Commentar dazu. Leipzig 1808.

Burdach, Organism. menschl. Wiss. u. Kunst. Leipz. 1809.

Kraus, Encyclop. Ansichten. Königsberg 1809.

Wild, Encycl. d. Wiss. Gött. 1809.

L. Simon, tabell. Uebersicht u. s. w. Bremen 1810.

E. Schmid, Allg. Encyclop. u. Meth. der Wissenschaften. Jena 1810.

IV. Schriften über das Wesen der Universitäten.

(J. D. Michaelis), Räsonnement über die protestant. Universitäten. Frankf. 1768.

J. G. Gedike, de finibus institutionis juvenis in studio scholastico et academ. recte instit. Bud. 1792.

L. J. Billerbeck, Comm. de fin. intra stud. lit. gymnas. et acad. regundis. Götting. 1800.

J. Kant, der Streit der Facultäten (Verm. Schrift. Th. III.).

(v. Jacob), Ueber die Universitäten in Deutschland. Berlin 1798.

J. B. Ehrhard, üb. Einrichtung u. Zweck d. höheren Lehranstalt. Berlin 1802.

L. Wachler, Aphorismen üb. Universitäten. Marb. 1803.

J. B. Weber, Versuch üb. d. Erricht. u. Einricht. d. Universitäten. Berlin 1804.

Chr. Meiners, üb. d. Verfass. u. Verwalt. der deutsch. Universitäten. Göttingen 1804.

F. Schleiermacher, gelegentliche Gedanken über Universitäten. Berlin 1808.

H. Steffens, die Idee d. Universit. Berlin 1809.

Derselbe, über Deutschl. protest. Universitäten. Breslau 1819.

J. G. Fichte, deducirter Plan u. s. w. Tübingen 1817.

Fr. Thiersch, über gelehrte Schulen. Tübingen 1827. 2te Abth.

Die mancherlei neuerlich vorgekommenen Angriffe auf die Universitäten und die Vorschläge zu ihrer Reform haben

die Entstehung vieler Schriften oder einzelner Abhandlungen über das deutsche Universitätswesen zur Folge gehabt. Wir machen folgende besonders namhaft:

Niebuhr in s. Schrift gegen Schmalz, 1815.
v. Rotteck, für die Erhaltung der Univ. Freiburg 1817.
Kieser, das Wartburgsfest 1818. S. 67.
Bernhardi, üb. d. Organisation der gelehrten Schulen. Jena 1818.
v. Jacob, über akad. Freiheit und Disciplin. Halle 1818.
Steffens, über Deutschlands protest. Univers. Bresl. 1819.
Köppen, offne Rede über Universitäten. Leipz. 1819.
J. J. Wagner, System des Unterrichts. 1821. S. 300.
Pfaff u. Dahlmann, in den Kieler Blättern 1820. No. 1. u. 2.
Niemeyer, Antiwilibald. 1825.
Baumgarten-Crusius, über wissenschaftliche Freiheit. Jena 1826.
Paulus, Sophronizon, 1828. Bd. X.
Scheidler, über die Abschaffung der Duelle unter den Studirenden. Jena 1829.
Leo, in den Jahrb. f. wiss. Kritik. 1829. S. 548 ff.
Thiersch, über den gegenwärtigen Zustand der Universität Tübingen. Stuttgart 1829.
Troxler, Basel als Gesammthochschule der Schweiz. Basel 1830.
P. Pfizer, Briefe zweier Deutschen, 1831. (ed. 2.)
Scheidler, Apologie des deutschen Universitätswesens in Bran's Minerva 1832. April- und Juliheft.
v. Savigny, Wesen und Werth der deutschen Universit., in Ranke's historisch-polit. Zeitschrift 1832. Sept.
Jac. Grimm, in d. Gött. gel. Anzeigen 1833. No. 15.
Pölitz, über die Universitäten, in seinen Jahrbüchern. 1834. Jan.

Scheidler, staatsrechtl. und politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform der deutschen Univ., nebst einer Apologie der kleineren Univ. Jena. 1834.

Worte eines Studirenden über die Reform der Universität. Leipzig. 1834.

Heeren, in den Gött. Anzeigen 1834. St. 1. 1836. St. 1.

Huber, Zweifel und Bemerk. gegen eine Ansicht üb. d. d. Univ. Hamburg 1834.

Rehberg, die Erwartungen der Deutschen von dem Bunde ihrer Fürsten. Jena 1834. S. 65 ff.

Die höchst übertriebenen und ungerechten Angriffe des Seminardirectors Diesterweg (über das Verderben auf den deutschen Univ. Essen 1836.) sind am gründlichsten abgewiesen und widerlegt in folgenden Schriften:

Alschefski, über das angebl. Verderben auf den deutschen Univ. Berlin 1836.

Leo, H. Dr. Diesterweg u. d. d. Univers. Halle 1836.

Beneke, unsere Univers. u. was ihnen Noth thut. Berlin 1836.

Mayerhoff, die deutschen, insbesondere die preuß. Hochschulen. Berlin 1836.

Thiersch, über die neuesten Angriffe auf die deutschen Univ. Stuttgart 1837.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der Universitäten in staatspädagogischer Beziehung und ihr Verhältniß zur Staatsgewalt, sind besonders zu vergleichen:

L. Wachler, Aphorismen über das Verhältniß der Univ. zum Staat. 1803.

Welcker, Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre. 1829. I. 517.

Mohl, Polizeiwissenschaft. Th. I. S. 470 ff.

Wurm, krit. Versuche über die öffentl. Rechtsverhältnisse in Deutschland. 1835. S. 222.

Dahlmann, Politik I. S. 277.

Bülau, Staatswirthschaftslehre. S. 65.

Scheidler, die Idee der Universität und ihre Stellung zur Staatsgewalt, nebst einer Abhandlung über die Bedeutung der Cölner und Göttinger Amtsentsetzungen. Jena 1838.

Anmerk. Die in Beziehung auf Hodegetik wichtigsten Biographien und Briefsammlungen ausgezeichneter Gelehrten sind in dem in der Beilage mitgetheilten Verzeichnisse von Büchern für den hod. Leseverein nahmhaft gemacht.

Erster vorbereitender Theil.

Allgemeine wissenschaftliche und akademische Propädeutik.

Erster Abschnitt.

Das Wesen der Wissenschaft und des Gelehrtenberufs überhaupt.

I.

Begriff der Wissenschaft [1]).

§. 23.

Das Wort Wissen und Wissenschaft bezeichnet im weitesten Sinne so viel wie Vorstellung, Kenntniß oder

---

1) Vgl. über den Begriff der Wissenschaft überhaupt Fries Syst. d. Logik, S. 340. 2. Ausg. 1819.; G. E. Schulze Grundsätze d. allg. Logik, S. 161. 4. Ausg. 1822.; v. Calker Denklehre 1822. S. 503 ff.; Bachmann Syst. d. Logik, S. 368. 1828. — Ueber die Idee oder das wahre Wesen der Wissenschaft findet man vollständigere Auskunft in folgenden Schriften: Erh. Schmid allg. Encycl. und Methodologie der Wissenschaften, Einl.; Lambert neues Organon I, 13. 30. 386. Tetens philos. Versuche I, 429. 442. 453. 517. 577. Harris Hermes übers. v. Everbeck und Wolf S. 295 ff.; Fries polem. Schrift. Th. I. S. 9.; Weiß Untersuchungen über die Seele S. 173 ff.; Schopenhauer die Welt als Wille und Vorstellung S. 95 ff. 194.; Derselbe üb. d. vierfache Wurzel des Satzes v. zureichenden Grunde S. 7.; Heinroth Anthropologie S. 163.; G. E. Schulze Psych. Anthropolo-

Kunde von etwas, so daß dasselbe selbst von der Erkenntnißthätigkeit der Thiere gebraucht wird. Im engern Sinn bezeichnet es jedoch nur das menschliche Erkennen, in noch engerm eine vorzüglichere Beschaffenheit des menschlichen Erkennens, indem schon der gemeine und noch mehr der wissenschaftliche Sprachgebrauch dem Wissen einen höhern Grad von Klarheit, Bestimmtheit, Gewißheit und Umfang beilegt. Darauf bezieht sich der bekannte logische Gegensatz der verschiedenen Arten des Fürwahrhaltens im Wissen und Glauben, wonach das Wissen das auf klaren, fest bestimmten und richtigen Begriffen oder auf eigener Anschauung oder eigenen Urtheilen und vollständigen Schlußfolgerungen beruhende Erkennen (mit einem Worte: Ueberzeugung aus objectiv zureichenden Gründen) ist, das Glauben dagegen das aus nur auf dunkeln Vorstellungen und Gefühlen oder bloßem Zeugnisse Anderer (auf Zuversicht auf fremde Autorität) oder auf bloßen Wahrscheinlichkeitsschlüssen beruhende Erkennen (Ueberzeugung aus nur subjectiv zureichenden Gründen); eine Unterscheidung, welche auch durch die Etymologie der Wörter Wissen und Glauben bestätigt wird.

Wissen (gothisch vitan, althochdeutsch wizssan, wizsan, plattdeutsch weten, isländisch vita, schwedisch weta, angelsächsisch vitan, englisch weet [1])) ist offenbar mit

---

gie, 3. Ausg. S. 207.; Schleiermacher üb. Universitäten S. 1 ff.; Fichte Wesen des Gelehrten S. 4.; Tittmann Bestimmung des Gelehrten S. 50.; Wyß Vorles. über d. höchste Gut, Th. I, 201 ff.; Delbrück Gelehrsamkeit und Weisheit, 1836.; vgl. Welker Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre, I, 453 ff.; Scheidler die Idee der Universität. 1828. S. 119.

1) Vgl. *Wachter* Glossar. sub v. vit. Adelung Wörterbuch sub Wissen. K. Schwenk Wörterb. 1834. S. 728.

videre und εἴδω desselben Stammes, indem alles unser Erkennen und Wissen von den äußern Sinnen ausgeht, und namentlich vom Gesicht, dem wichtigsten Sinne für die Erkenntniß. Vgl. Fichte philos. Journal. VII. H. 3. S. 216, 236.; Fries Naturphilosophie S. 605.; Clodius allgem. Religionslehre S. 96.; Carus Geschichte d. Psychol. S. 110. Ueber die Etymologie von video aus εἴδω vgl. *Macrobius* (Saturn. I, 15.) und *Ger. Voss* (Etymol. lat. s. video).

Glauben ist aus Gelauben zusammengezogen, und kommt, wie Geloben, her von dem celtischen Law, Lauw, die Hand. Glauben oder Geloben, mittels Handschlag versichern, ist also eine Versicherung als wahr annehmen, dann überhaupt auf Aussage eines Andern hin etwas für wahr annehmen. Der Andere hat mir Wahrheit „gelobet", ich „gelobe" ihm wieder, stelle ihm Glauben zu. Vgl. Herder Metakritik. Bd. II, 157. Eberhard — Maaß — Gruber Synonymik II, 55. —

Wissen ist ursprünglich nur überhaupt so viel wie erkennen, bemerken (auch das Thier weiß seinen Weg, sein Lager u. s. w.), sodann genau bemerken, mit dem Geiste sehen, daher Witz so viel wie Schnellblick, feines Vergleichungsvermögen (im altdeutschen wurde Weisheit auch durch Spahin bezeichnet, von spähen, s. Adelung sub Weisheit). Ein „Weiser" hieß sonst Jeder, der mehr wußte, als der große Haufen, und noch jetzt ist in der Sprache des Volks ein „weiser" Mann, eine „weise" Frau so viel als ein in übernatürlichen Dingen Erfahrner, ein Schwarzkünstler, eine Hexe. So auch im Englischen; vgl. *Shakspeare* What you will III, 4. (carry his water to the *wise* women). Wenn es von Moses (Apostelg. 7, 22.)

heißt, er sey in der „Weisheit“ der Aegypter gelehrt worden, so bedeutet dieß die der Priesterklasse eigenen höheren Kenntnisse der Naturkräfte u. s. w.; vgl. Monboddo Urspr. d. Sprache I, 415. (d. Rigaer Uebersetz.) — Der Gesichtssinn ist der objectivste, insofern wir beim Sehen gar nicht (wie beim Schmecken, Riechen und selbst beim Gehör) auf den subjectiven Empfindungszustand oder Eindruck des Angenehmen oder Unangenehmen bei der Reizung dieses Organs achten; vgl. Fries Logik S. 46.

Ueber den logischen Gegensatz von Wissen und Glauben, das Subjective des „Glaubens“ und das in diesem Begriffe enthaltene wesentliche Moment des Vertrauens, sich Verlassens, Zutrauens vgl. Dav. Schulz die Lehre vom Glauben S. 67 ff. Bachmann Logik S. 542. Fries Logik S. 450. Schulze Grundr. der Logik S. 177. E. G. Fischer mechanische Naturlehre. Vorr. S. XIII. — Uebrigens wird das Wort Glauben in der Metaphysik und Religionsphilosophie nach einem andern höhern Sinne genommen (namentlich von Jacobi, Fries, Ancillon, Schulze, Bouterwek), wonach es die religiösen, nicht durch Wissenschaft oder wissenschaftliche Beweise gestützten, sondern mit dem Bewußtseyn innerer unwiderstehlicher Nöthigung gegebenen, unmittelbar durch das Gefühl oder Gemüth beglaubigten Ueberzeugungen von der Wirklichkeit einer höhern übersinnlichen Ordnung der Dinge bezeichnet. Vgl. Jacobi Dav. Hume üb. d. Glauben. Fries N. Kritik d. Vern. Th. I. S. 405. Ancillon üb. Glauben u. Wissen. Beneke d. Philos. im Verhältn. z. Erfahr. 1833. Vorr. S. VIII. — Interessant sind auch die Erörterungen über Platons Begriff der Wissenschaft; vgl. Ackermann d. Christliche im Plato S. 210 ff.

§. 24.

In demselben Sinne wird das Wissen oder wissenschaftliche Erkennen dem gemeinen, unwissenschaftlichen, oder dem des sog. gemeinen Menschenverstandes entgegengesetzt. Hiernach bedeutet Wissenschaft zunächst einen geordneten Inbegriff einer Menge von gleichartigen Kenntnissen, die nur durch ausschließlich fortgesetzte, plan- und kunstmäßige Beschäftigung mit Einer Art von Gegenständen gewonnen werden können, deren Besitz daher nicht Jedermanns Ding, überhaupt nicht bloß Sache eines Einzelnen, sondern des vereinten und sich ergänzenden Forschens Vieler ist, die sich diese Art von Erkenntniß zum Lebensberuf machen, und auch innerhalb dieses Berufs das Gesetz der Theilung der Arbeit befolgen. Die Wissenschaft in diesem Sinne ist sonach Sache eines besondern Standes, des Gelehrtenstandes; daher auch Wissenschaft und Gelehrsamkeit oft gleichbedeutend genommen werden. Die übrigen, näher zu erörternden einzelnen Merkmale des Wissens oder Momente des Unterschiedes zwischen dem wissenschaftlichen und gemeinen Erkennen beziehen sich theils auf die Form, theils auf den Inhalt des Erkennens.

Ueber den gemeinen Menschenverstand (κοινὸς νοῦς, sensus communis, bon sens) und sein Verhältniß zur Wissenschaft vgl. Lambert Neues Organon I, 365, 357. Tetens philos. Versuche üb. d. menschl. Natur I. S. 320 ff. Bouterweck Lehrb. d. philos. Vorkenntnisse. 1810. S. 9. Hase Anti-Röhr S. 70, 90. (ed. 2.) — Sehr richtig ist Forcellinis Definition des sensus communis: judicium, existimatio, opinio, quam *omnes* habent, aut habere solent, de rebus, quae existimatio tum

a natura ipsa est, tum usu rerum et consuetudine perficitur, worin zugleich der Unterschied angedeutet ist, der zwischen dem allgemeinen Menschenverstand s. str., der bei allen Menschen vorkommt, indem er bloßes Product des von Natur allen Menschen gemeinen oder angebornen Denkvermögens ist, und dem gemeinen Menschenverstand civilisirter Nationen sich findet. Jedes im Schooße irgend eines Staats geborne und erzogene Kind bekommt nämlich eo ipso eine Reihe von Vorstellungen, Kenntnissen und Künsten zum Angebinde mit, die das Ergebniß jahrhundertlangen Nachdenkens gewesen sind, wie denn überhaupt die Summe der Einsichten der Einzelnen als ein ihnen von der Gesammtheit zukommendes Gut angesehen werden muß; vgl. Schön Gesch. u. Statistik d. Europäischen Civilisation S. 3. Tetens a. a. O. S. 525. Beispiele des erst genannten sind die von allen Menschen angenommenen Sätze: daß es Dinge oder eine Welt überhaupt giebt, daß keine Wirkung ohne Ursache ist (oder: aus nichts wird nichts!), welcher Satz nicht (wie Hume meint) ein Product der Gewohnheit, sondern in der menschlichen Natur selbst mit Nothwendigkeit gegründet ist; vgl. Tetens S. 503 ff. G. E. Schulze psych. Anthrop. S. 193 ff. (ed. 3.). Beispiele des civilisirten g. M. V. sind die richtigern kosmo- und geographischen Begriffe von dem Himmel und Weltganzen, von der Figur und Bewegung der Erdkugel u. d. m. — Der g. M. V. wird auch oft als das natürliche Wahrheitsgefühl bezeichnet, d. h. das Vermögen Wahres zu erkennen, ohne sich der zureichenden vernünftigen Gründe (in abstracto) bewußt zu seyn, im Gegensatz der künstlichen Ueberzeugung durch Schlüsse oder Beweise. Insofern letztere oft eine verkünstelte, einseitig blos zu Gunsten eines Systems angenommene ist, wird der g. M. V. als der

gesunde M. V. bezeichnet (obwohl er in anderer Hinsicht ebenfalls nur zu oft an Vorurtheilen und Irrthümern krank ist), und mit Recht hochgeachtet. Dahin gehört auch der Gegensatz zwischen Mutterwitz und Schulwitz. — Eine wohl zu beachtende Folgerung aus Obigem ist, daß auch der selbstständigste Denker keineswegs seine Ueberzeugungen bloß sich selber (seinem eignen Speculiren oder Forschen) allein verdankt, sondern größtentheils dem g. M. V. seines Volkes, dem Geiste seiner Zeit, dem Ergebniß der bisherigen gelehrten Forschungen u. s. w. Daher die Pflicht der Pietät gegen das s. g. Positive in der Erkenntniß!

§. 25.

Das Wissen s. str. ist seiner Form nach angewandtes Denken, Erkennen in den Formen und nach den Gesetzen des Denkens. Das Denken ist (im Gegensatze gegen das unmittelbare Anschauen des Einzelnen durch die Sinne, sowie gegen das unbestimmte, nur relativ allgemeine durch die Bilder oder sog. Schemate der Einbildungskraft) das Erkennen durch abstracte, allgemeine, nach Inhalt und Umfang bestimmt ausgemessene Vorstellungen, welche Begriffe heißen, und durch deren Verknüpfung unter einander oder Beziehung auf Gegenstände Urtheile, sowie durch Ableitung eines Urtheils aus andern Schlüsse entstehen. Das Denken (Begreifen, Urtheilen, Schließen) ist immer ein Erkennen durch allgemeine Vorstellungen, und immer auf das Allgemeine oder die Einheit im Mannichfaltigen, die Verbindung des Besondern mit dem Allgemeinen, die Ableitung oder Erklärung des Falls aus der Regel gerichtet.

Ueber den Begriff und die Natur des Denkens vgl. die Hauptschriften über die Logik und Psychologie; auch Bouterweck Lehrb. d. philos. Wiss. I. S. 19., und Desselben neues Museum d. Phil. I. 1. („was heißt denken?") auch die Platonischen Dialogen Theaetet., Soph., Phaedr. — Richtig bezeichnet schon Platon das Denken als ein Fragen, und als das Anerkennen des Einen im Vielen und des Vielen im Einen. Das Eine im Vielen (das Uebereinstimmende im Mannichfaltigen) ist das Allgemeine, alle Verstandesvorstellungen oder Begriffe sind ursprünglich allgemeine Vorstellungen, und das Einzelne, und dessen Summation das Viele ist nur denkbar durch Unterordnung unter das Allgemeine. Ueberhaupt setzt die Beantwortung jeder Frage: was ist das? immer irgend einen, wenn auch noch so engen allgemeinen Begriff voraus, dem das Object der Frage untergeordnet wird, indem wir antworten: es ist dieß oder jenes, d. h.: es gehört in diese oder jene Classe, Gattung, Art von Objecten. Was wir also auch immer als Etwas begreifen oder durch Denken in Begriffen erkennen mögen, nie erkennen wir von dem Etwas im Begriffe mehr, als ein Classenverhältniß unter den Objecten nach den Abstufungen der Allgemeinheit. Also können wir durch Denken in Begriffen nichts an sich erkennen, sondern immer nur Eines in dem Andern und aus dem Andern. Bouterweck Lehrb. d. ph. W. I. S. 19. (der das. zugleich auf Platons Irrthum aufmerksam macht, wonach der weitere oder höhere Classenbegriff immer dem engern oder untergeordneten zum Grunde liegend angenommen wird, weshalb alles abstracte oder discursive Erkennen von angebornen höchsten Classenbegriffen ausgehen soll, dergleichen angeborne Vorstellungen es gar nicht geben kann). Auf diesen charakteristischen Merkmalen des Denkens als des

abstracten Erkennens beruht doch die bekannte Eintheilung der Erkenntniß in der Sinnen- oder empirischen und Verstandes- (Vernunft-) Erkenntniß, oder rationalen.

Daß wirklich ein Unterschied zwischen diesen beiden Arten ist, ergiebt sich z. B. schon daraus, daß jeder vorgetragene oder gelesene Satz mit den Ohren gehört oder dem Auge gesehen, aber nur mit dem Verstande eingesehen wird, und daß dieses zwei verschiedene Richtungen sind, zeigt das Beispiel derer, welche die Töne hören oder die Buchstaben sehen, ohne die Sprache zu verstehen.

Die verknüpfende Richtung des Geistes, vermöge welcher er Eines in Vielen sieht, ist es, welche nicht nur den undurchdringlichen Nebel zerstreut, der die Gegenstände des Verstandes den niedrigern Fähigkeiten unsichtbar macht, sondern ohne welche auch selbst die Sinnenwelt trotz der Hülfe aller äußerer Empfindungen ohne Zusammenhang erscheinen würde, wie die Wörter eines Registers oder Lexicons. (Es ist z. B. nicht das Getast, der Geruch oder das Gesicht allein, wodurch die Vorstellung einer Rose entsteht, sondern erst durch die Verknüpfung aller dieser durch die Sinne wahrgenommenen Attribute zusammengenommen; und noch mehr gilt dieß natürlich, wenn wir die Sinnenwelt oder Natur überhaupt als ein Ganzes zusammenfassen). Noch deutlicher erscheint jedoch diese verknüpfende Kraft bei den höheren Erkenntnissen oder den Gegenständen der reinen Wahrheit, in denen der Geist vermöge dieser Kraft Eine allgemeine Idee in mehrern Individuen, Eine Wahrheit in mehrern allgemeinen Ideen, Einen Schluß in mehrern Sätzen sieht u. s. f., bis er endlich durch Wiederholung der Schlüsse zu den hellen und sichern Regionen der Wissenschaft hinaufsteigt. Vgl. Fries Logik S. 48.

Die andere Verrichtung des Verstandes, wodurch er nicht Eins in Vielen, sondern Vieles in Einem sieht, und diese demnach als der eben beschriebenen gerade entgegengesetzt erscheint, beruht auf der Fähigkeit zu abzustrahiren, (abzusondern, absehen), permittelst deren wir jedes besondere Attribut eines Dinges für sich festhalten, wie es zu einem besondern Gegenstand der Betrachtung machen können. Hierdurch werden wir dann in den Stand gesetzt, den Ursachen und Gründen der Dinge und Erscheinungen nachzuspüren, und es ist mit Recht gesagt worden, daß diese Fähigkeit zu abstrahiren das menschliche Erkennen charakteristisch vor dem thierischen unterscheidet, und sodann die wissenschaftliche Erkenntniß bedingt und vermittelt. Das Thier schaut an, wie der Mensch, aber immer nur in concreto, es kann sich nicht Farbe, Figur, Größe für sich oder abgesondert, in abstracto, vorstellen. Wie könnte es ferner eine Wissenschaft, wie die Optik, geben, wenn wir Farbe und Figur nothwendig mit einander verbunden betrachten müßten, zwei Attribute, die das Auge nie anders als beisammen sieht? Ebenso beruht Arithmetik und Geometrie darauf, daß wir die Größe für sich oder in abstracto vorstellen können. Wenn wir von den unendlichen Individuen, die uns umgeben, die unendlichen Accidenzen, wodurch sie sich alle von einander unterscheiden, abtrennen, so bleibt nichts Anderes übrig, als jene einfache und vollkommen ähnliche Einheiten, die mit einander verbunden, eine Zahl geben, und der Gegenstand der Arithmetik sind. Ferner, wenn wir von dem Körper alle mögliche niedrigere Accidenzen trennen, und nichts als dessen dreifache Ausdehnung, Länge, Breite und Dicke, übrigbleibt (ohne die er nicht mehr Körper seyn würde), so gelangen wir zu der reinen und ungemischten Größe, deren Eigenschaften die

Geometrie in Erwägung zieht. Vgl. über die Abstraction und abstracte Erkenntniß Harris Hermes, S. 294. Monboddo V. Urspr. d. Sprache I. 58. Locke Versuch üb. d. menschl. Verstand II. C. 11. §. 10. Leibnitz philos. Schrift. II. 487. Schulze Logik. S. 96 ff. Eberhard = Gruber Synonymik I. 64. Fries Logik. S. 96 ff. Dess. psych. Anthrop. I. 150, 170 ff. Kritik d. Vern. I. 280.

§. 26.

Das Wissen oder wissenschaftliche Erkennen unterscheidet sich demnach als Erkennen in den Formen des Denkens dadurch von dem gemeinen, daß dieses letztere die Dinge in concreto, d. h. mit allem demjenigen, was in der unmittelbaren sinnlichen Erscheinung mit ihnen zufällig verbunden ist, jenes dieselben dagegen in abstracto erkennt, d. h. absehend von jenen Zufälligkeiten, und nur das Wesentliche, Gemeinsame, die Einheit im Mannichfaltigen, d. h. dieses im Begriffe auffassend. Daher wird das Wissen oder die Wissenschaft erklärt als ein Fixirthaben der Erkenntniß in Begriffen. Die Elemente jeder Wissenschaft bestehen immer aus Begriffen. Die Wissenschaft handelt nicht von Einzeldingen als solchen und von den immer nur individuell bestimmten Eigenschaften oder Kräften derselben, sondern sie klärt die Natur ganzer Classen von Dingen und die gemeinsamen Beschaffenheiten derselben auf. Daher steht auch an der Spitze jeder Wissenschaft ein Begriff, durch welchen derjenige Theil aus dem Ganzen der Dinge gedacht und ausgeschieden wird, von welchem eine vollständige Erkenntniß in abstracto, d. h. eben eine Wissenschaft, aufgestellt werden soll. Das Wissen oder die Wissenschaft ordnet die Erkenntnisse nach dem Gesetze des Grundes und der Folge, macht das Ganze in seinen Theilen, so wie die Theile

in dem Ganzen kenntlich, und sein Geschäft ist ein beständiges Hinauf- und Herabsteigen auf der Stufenleiter der Begriffe, vom Besondern zum Allgemeinen und von diesem zu jenem. Durch diesen Gebrauch der Begriffe ist das wissenschaftliche Erkennen dem gemeinen offenbar schon in sofern unendlich überlegen, als nur dadurch Vollständigkeit und Uebersicht oder Beherrschung des Erkenntnißstoffs (z. B. in der sog. Naturgeschichte) möglich, indem kein menschliches Gedächtniß die unendliche Menge der Einzeldinge mit ihren individuellen Merkmalen fassen und behalten könnte. Eben so beruht auf diesem Fixirthaben der Erkenntniß in Begriffen alle Mittheilbarkeit (weder Anschauungen, noch Gefühle lassen sich Andern unmittelbar mittheilen), somit auch alle praktische Anwendung derselben, sofern dazu das planmäßige Zusammenwirken Mehrerer erforderlich ist.

Begriffe sind, mit Recht als Vorstellungen von Vorstellungen, oder Vorstellungen einer höhern Potenz bezeichnet worden, enthalten übrigens eben wegen ihrer abstracten Allgemeinheit weniger, als die Vorstellungen oder Anschauungen selbst, daher auch kein Begriff das Individuelle vollständig oder erschöpfend darstellen kann, wogegen man andrerseits durch das Allgemeine, (den bloßen Begriff) doch immer auch wenigstens etwas vom Besondern (nämlich die ihm mit andern gemeinsamen Merkmale) erkennt. — Daß auf dem Gebrauche der Begriffe alles sichere Aufbewahren und alle Mittheilbarkeit und weitreichende Anwendbarkeit der Erkenntniß beruht, ist leicht einzusehen. Kein menschliches Gedächtniß würde vermögend seyn, die unendliche Menge der Einzeldinge (z. B. Thiere, Pflanzen, Steine) zu behalten, wogegen ihre Auffassung in Begriffen (die Zoologie, Botanik, Mineralogie) dieß möglich macht. Gleichergestalt beruht alle Mittheilbarkeit und die Möglich-

keit der Anwendung der Erkenntniß darauf, daß sie Erkenntniß in abstracto oder Wissen geworden ist. Es kann Jemand vom kausalen Zusammenhange der Veränderungen und Bewegungen natürlicher Körper eine unmittelbare anschauliche Erkenntniß im Verstande (s. lat.) haben und in derselben völlige Befriedigung finden, aber zur Mittheilung wird sie erst geschickt, nachdem er sie in Begriffen fixirt hat. Selbst für das Praktische ist eine Erkenntniß der erstern Art hinreichend, sobald er ganz allein auch die Ausführung übernimmt, und zwar in einer, während noch die auschauliche Erkenntniß lebendig ist, ausführbaren Handlung, nicht aber wenn er fremder Hülfe oder auch nur eines zu verschiedenen Zeiten eintretenden eigenen Handelns und daher eines überlegten Planes bedarf. So kann z. B. ein geübter Billardspieler eine vollständige Kenntniß der Gesetze der elastischen Körper auf einandar haben, bloß im Verstande, bloß für die unmittelbare Anschauung, und er reicht damit vollkommen aus; hingegen hat nur der wissenschaftliche Mechaniker ein eigentliches Wissen jener Gesetze, d. h. eine Erkenntniß in abstracto davon. Selbst zur Construction von Maschinen reicht jene bloß intuitive Verstandeserkenntniß hin, wenn der Erfinder der Maschine sie auch allein ausführt, wie man oft an talentvollen Handwerkern ohne alle Wissenschaft sieht; hingegen sobald mehrere Menschen und eine zusammengesetzte, zu verschiedenen Zeitpunkten eintretende Thätigkeit derselben zur Ausführung einer mechanischen Operation, einer Maschine, eines Baues nöthig sind, muß der, welcher sie leitet, den Plan *in abstracto* entworfen haben, und nur durch Beihülfe des Verstandes und seiner Begriffe ist eine solche zusammenwirkende Thätigkeit möglich. Vgl. Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung. S. 83. — Uebrigens darf man nicht vergessen, daß durch alle allgemeine Begriffe

als solche, die an die Spitze der Wissenschaft gestellt werden, der Beobachtungsgeist nur auf bestimmte Punkte concentrirt, aber durch sie noch nichts erklärt wird. Daher dürfte man (mit E. Schmid Physiol. I. S. 24.) z. B. den Physiologen, welche durch die Ausdrücke Irritabilität, Lebenskraft u. d. m. bestimmte Phänomene erklärt zu haben glaubte, mit jenem praktischen Arzte vergleichen, der, über die Ursache der Schmerzen eines Kranken befragt, den sehr gelehrten und scharfsinnigen Aufschluß ertheilte: ja ja, das machen die dolores!

§. 27.

Das Wissen ist ferner ein Erkennen nicht bloß in den Formen, sondern auch nach den Gesetzen des Denkens. Unter diesen Gesetzen des Denkens werden theils die schon erwähnten allgemeinsten oder höchsten logischen Gesetze oder Principien des Widerspruchs, zureichenden Grundes u. s. w. (die sog. Gesetze der Denkbarkeit der Dinge, oder die nothwendigen Formen, in denen der Menschengeist das Seyn der Dinge denkend auffassen muß, die daher auch für das gemeine, unwissenschaftliche Erkennen im Denken gelten), theils die besondern Gesetze für die Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, verstanden. Das Denken in Begriffen ist (wie die Logik oder Denklehre weiter nachweist) gesetzmäßig und vollständig, wenn jeder Begriff im Zusammenhange mit seinen höhern oder Gattungsbegriffen bis zu den höchsten oder einfachen Begriffen hinauf; das Denken in Urtheilen und Schlüssen, wenn jedes Urtheil und mithin jede Voraussetzung eines Schlusses aus ihrem zureichenden Grunde erkannt und gedacht wird. Höchste und einfache Begriffe heißen nun Grundbegriffe, und diejenigen Urtheile, die den letzten Grund für alle übrigen enthalten, Grundsätze oder Principien So bildet sich die wissenschaftliche Er-

kenntniß zu einem **organischen** Ganzen, d. h. einem solchen, dessen Theile alle in einer nothwendigen Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu einander stehen, so daß jeder den andern trägt und hält, wie er von ihm wieder getragen und gehalten wird; oder mit Einem Worte, die Wissenschaft ist ein **System** von Erkenntnissen, im Gegensatz gegen bloße Aggregate oder principienlos zusammengereihte Erkenntnißmassen. Daher wird die **Wissenschaft** auch definirt als die **Erkenntniß** aus **Grundbegriffen** und **Grundsätzen**, im Gegensatze gegen die gemeine Erkenntniß, die nicht zu jenen höchsten Begriffen und Principien aufzusteigen vermag.

Es muß hier beiläufig noch eines andern häufig vorkommenden Mißverständnisses gedacht werden, welches aus Verkennung ganz einfacher Regeln der Logik hervorgegangen, und zu sehr folgenreichen Irrthümern, namentlich in der Philosophie, verleitet hat. Wissenschaft ist Erkenntniß aus höchsten oder Grundbegriffen und Grundsätzen, und in ihr sucht die Vernunft die Befriedigung für ihr Bedürfniß nach **Einheit** der Erkenntniß (dem Streben, aus Einem Vieles abzuleiten, z. B. aus einer Ursache, einer Naturkraft viele Wirkungen u. d. m.). Dieß hat man häufig neuerdings (und zwar in der Philosophie seit und durch **Reinhold** und **Fichte**) dahin gedeutet, daß alles Wissen zuletzt auf **ein einziges** oberstes Princip sich zurückführen, und **seinem Inhalte nach** wieder aus diesem einen obersten Puncte müsse sich ableiten lassen, was eine ganz irrige, widersinnige Forderung, eine baare Unmöglichkeit ist. Denn da jeder eigentliche Schluß wenigstens zwei Prämissen fordert, so kann schon darum (was auch schon die Scholastiker lehrten [1])) keine Wissenschaft von nur

1) *Suarez* disput. metaphysic. III. sect. 3. tit. 3.

Einem höchsten Obersatze ausgehen, und ferner ist die Wahrheit der Untersätze, die aus der Erfahrung geschöpft werden, nicht schon in der der Obersätze enthalten [1]).

§. 28.

Als ein wesentliches Merkmal der Wissenschaft muß ferner das historische oder traditionelle Element angesehen werden, welches das Wort Gelehrsamkeit bezeichnet, wodurch alles umfaßt wird, was von Andern gelernt werden muß. Die Wissenschaft ist nicht Sache des Einzelnen, sondern des vereinten Wirkens aller derjenigen, die sich dieselbe zum ausschließlichen Lebensberufe machen und sie von Individuum zu Individuum, von Geschlecht zu Geschlecht durch mündliche oder schriftliche Ueberlieferung fortpflanzen und weiter bilden, d. h. sie ist wesentlich Sache der eigentlichen Gelehrten, und wenn auch Nichtgelehrte einzelne geniale tiefe Blicke (appercus) und Erfindungen oder Entdeckungen machen können, so ist das doch nur Ausnahme von der Regel, und wohin bloße Dilettanten in der Kunst wie in der Wissenschaft gehören, wissen wir von einem in beiden sehr competenten Richter [2])!

Die Wichtigkeit dieses Elements oder des sog. gelehrten Apparats bedarf keines weitläufigen Erweises, da es zu offen daliegt, wie sehr der mit den Erfahrungen und

---

1) Fries Logik S. 538.; N. Kritik der Vernunft I. 369.; Schulze Logik S. 169. (ed. 4.); Schopenhauer Welt als Wille und Vorstell. S. 94.; Beneke Kant und die philos. Aufgabe unserer Zeit S. 46.; Dess. Philos. im Verhältniß z. Erfahrung S. 84.

2) „Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find ich gut, denn da gehört ihr hin!"
Faust.

Kenntnissen der frühern Jahrhunderte bekannte Gelehrte, der, wie man dieß auch ausdrückt, auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht, dem Ungelehrten oder bloßen Selbstgelehrten (Autodidaktos), der auf seine eigene Hand immer erst von vorn anfangen muß, überlegen ist. Hierher gehört die richtige Bemerkung eines der größten Naturforscher unserer Zeit, Herschels, daß man schon um deswillen mit dem, was zur Zeit in einer Wissenschaft bereits gethan ist, bekannt seyn muß, weil für den, der sich mit eigenen Untersuchungen beschäftigt, nichts entmuthigender ist als der Gedanke, daß alles, was er thut, möglicherweise vergebliche Arbeit sey, indem es vielleicht bereits gethan und besser gethan worden, als er es mit seinen Hülfsmitteln auszuführen vermag; so wie umgekehrt nichts ermuthigender als der entgegengesetzte Gedanke [1]). Zwar zeigen in dieser Beziehung die verschiedenen Wissenschaften ein verschiedenes Verhältniß, und namentlich ist in den sogenannten rationalen oder Vernunftwissenschaften (Philosophie und Mathematik) das historische oder gelehrte Wissen keineswegs die Hauptsache; aber dennoch ist es auch hier von bedeutendem Werthe und seine Vernachlässigung rächt sich besonders in der Philosophie, in welcher bloße Genialität, die von Andern zu lernen sich zu vornehm dünkt, nur glänzende Meteore sublimer Systeme („für den Augenblick geboren") zu schaffen vermag, wie neuerdings ausführlicher nachgewiesen worden [2]). Doch ist auf der andern Seite hierin Maas zu halten nothwendig; es darf das historische oder gelehrte Element nicht überschätzt werden, und bloß wissen, was

1) Herschel üb. d. Studium d. Naturwiss. übers. v. Henrici 1836. S. 459.

2) Beneke uns. Universit. und was ihnen Noth thut. S. 21. vgl. 94. Vgl. Herbart Einleit. in d. Philos. Vorr. S. VI.

Andere gewußt haben" (wie Winkelmann die Gelehrsamkeit im niedern Sinne dieses Wortes definirt [1]), hat freilich wenig Werth und führt nicht weiter. In beiderlei Beziehung gilt hier Lessings treffendes Wort: „man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um Alle bekümmern will."

§. 29.

Als ein grundwesentliches Merkmal der Wissenschaft muß es endlich bezeichnet werden, daß dieselbe als solche durchaus keine fremde Autorität anerkennt, sondern ganz selbstständig ist. Dieses ergiebt sich schon daraus, daß das Wissen ein angewandtes Denken ist, das Denken aber seinen eigenen Gesetzen folgt, welche durch keine äußere Macht geändert werden können, und welche, wie Platon sagt, zugleich mit dem Feuer des Prometheus vom Göttersitz zu uns herabgeworfen worden sind! [2]) Hieraus folgt, daß die übliche Eintheilung der Wissenschaften in die freien und gebundenen, unter welchen letztern die s. g. positiven begriffen werden, in so fern sie wirklich Wissenschaften seyn sollen, irrig ist.

Hierauf bezieht sich der schon oben erwähnte Unterschied im logischen und theologischen Sinne zwischen Wissen und Glauben, den schon Augustinus in dem Spruche anerkennt: quod *scimus*, debemus rationi, quod *credimus*, auctoritati [3]); und selbst im finstern Mittelalter, in welchem allerdings die Wissen-

1) Werke Bd. IV. S. 20.
2) Phileb p. 220. Bip.
3) *Arnauld* l'art de penser, ch. 12.

schaften allzumal zur Dienstbarkeit des Kirchenthums herabgewürdigt waren, erkannten doch wenigstens einige der sog. Scholastiker [1]) dies freie, unbeschränkte Recht der Wahrheitsforschung an. So wesentlich ist dieses Merkmal der Selbstständigkeit, oder Unabhängigkeit von fremder Autorität, daß wir eben deßhalb den Ursprung der Wissenschaft im eigentlichen Sinne erst von den Griechen datiren, wenn gleich andere Nationen des Orients früher civilisirt und cultivirt waren, von denen die Griechen ohne Frage die Anfänge ihrer Ausbildung überkamen. Bei ihnen allein entstanden jedoch wahre Wissenschaften, indem bei ihnen der Forschungsgeist frei sich entwickeln konnte, weil es bei ihnen keine herrschende Priesterkaste gab [2]), und weil die freie republikanische Statsverfassung selbstständige Entwickelung begünstigte [3]). Auch zeigt die ganze Geschichte der Wissenschaften, daß bei keinem Volke, welches durch hierarchischen oder politischen Despotismus unterdrückt worden, je wahrhaft Großes in jenen geleistet worden ist. Daß in der neuern Zeit die Wissenschaften so außerordentlich vervollkommnet und verbreitet, und besonders dadurch die Europäer als Träger der Civilisation im höheren Sinne anzusehen sind, ist

---

1) *Suarez* in libro quod nihil scitur p. 61. (Quid ad rem, quod hoc ille, vel hic dixerit? an propterea verum est? Verum dicit non qui quod alter dixerit, sed quod res est dixit, non propterea quod quis affirmarit vel negarit, sed quia in re sic vel sic sit, propositio vera vel falsa est).

2) Heeren Ideen über die Politik u. s. w. Th. III.

3) Fr. Schlegel Vorles. über Geschichte d. Literatur (Werke I. S. 18. 23.): „Gleich unabhängig von Staat und Priesterthum sehen wir hier zum ersten Male die Schule in ihren mannichfachen Verzweigungen und Abstufungen, als einen abgesonderten Verein und selbstständige Kraft hervortreten und sich gestalten.“

vornehmlich dem Christenthum zu verdanken, welches, indem es der Subjectivität und Individualität jedes Einzelnen (die nach der antiken Ansicht der Objectivität des Staats gegenüber eigentlich gar nichts zählte oder galt) Berechtigung und Schutz verleiht und namentlich den Menschen über den Staatsbürger stellt, auch keinen Clerus, geschweige eine eigentliche Priesterkaste kennt, mit Recht als die „Religion der Freiheit" bezeichnet worden ist [1]). — „Was darf sich dem Auge der Wissenschaft entziehen, da sie nicht nur ihr Auge selber bis zum Skepticismus wieder prüft, sondern sogar das Heiligste, worauf die Geister ruhen, das Gewissen? So groß sind diese Rechte der Wissenschaft, daß ihr gegenüber die Moral, die Mutter der Rechte, ihre eigene Vernichtung, wenn sie zufällig aus dem Wissen hervorzugehen schiene, recht heißen müßte, obwohl eben dadurch wieder aufhöbe!" J. Paul [2]). — Am meisten gilt dieß natürlich von der Philosophie, welche schlechterdings keine Autorität anerkennt, wovon in unsrer charakterschwachen Zeit (vgl. ob. S. 9.) bei jeder Gelegenheit zu erinnern sehr nöthig erscheint, damit diese Königinn und Mutter aller Wissenschaften (wie sie im Alterthum hieß, vgl. Aristotel. Metaph. I, 2. Cicero Tusc. q. I, 26.) nicht wieder zur Magd der Theologie (wie sie das finstre Mittelalter ansah [3])) herabgewürdigt werde; vgl. F. E. Schulz Selbstständigkeit und Abhängigkeit oder Philosophie und Theologie. Gießen 1823. Troxler Logik. Th. I. S. XVII.

1) Ancillon zur Vermittelung der Extreme Th. II. S. 20.

2) Freiheitsbüchlein S. 53. — Vgl. ob. S. 14.

3) Schon bei *Lactant.* Inst. div. I, 1. III, 1. 2. V, 1. wird das Verhältniß der Theologie und Philosophie durch „domina" und „ancilla" bezeichnet, und dieß dauerte bis zu *Baco* (inclusive!) sermon. fidel. VII.

(Darauf bezieht sich auch das Wort Weltweisheit im ursprünglichen, gewöhnlich unverstandenen Sinne, welches wenigstens Philosophen von ihrer Wissenschaft gänzlich außer Curs setzen sollten! Es ist nämlich dieß Wort nichts mehr und nichts weniger als ein Schimpfwort, ein Spitz- oder Ekelname, welcher (mit Erasmus zu reden [1]) das genus hominum mire superciliosum atque irritabile *Theologorum* erdacht und der Philosophie angehängt hat, um sie damit in Verruf zu bringen. Man bezeichnete nämlich in jenen heutzutage oft so hoch gerühmten Zeiten des Mittelalters die Philosophie, welche man nicht allein als die „Mutter aller Ketzereien", sondern schlechtweg als eine „Erfindung des Teufels" [2]) ansah und dafür erklärte, als sapientia mundana (mundialis), oder profana, secularis, als Weisheit der Kinder „dieser Welt", und die Philosophen als „Weraltuuise" i. e. qui sapiunt, quae *mundi* aut seculi sunt, cujus princeps est *Diabolus* [3]), die Theologie aber betitelte und verehrte man als sapientia *caelestis*, sacra und divina; woraus sich freilich sehr gut erklärt, wenn die Theologen „qui arcana mysteria *suo* explicant *arbitratu* — felices in sua Philautia perinde quasi ipsi tertium incolant caelum, ita reliquos mortaleis omneis ut humi reptantes pecudes e sublimi despiciunt ac prope commiserantur!" Doch kann man diesem Worte Weltweisheit allerdings einen bessern Sinn unterlegen, wie

1) Laus stultitiae p. 218.

2) *Basil.* adv. Eunom. I, homil. 16. *Chrysostom.* homil. in Matth. (Man kann diese erbaulichen Stellen in extenso bei Tennemann Gesch. d. Philos. Th. VII. S. 99. 118. vgl. 143. finden).

3) *Wachter* Glossar. sub Weralt.

z. B. Rückert gethan [1]). — Uebrigens sind auch die übrigen Wissenschaften, namentlich die Theologie, als solche in ihren Forschungen durchaus frei! Freilich ist diese Freiheit der Wissenschaft nur erst neuerdings und noch nicht vollständig anerkannt (noch Büffon mußte sich von der Sorbonne attestiren lassen, daß seine Naturgeschichte nichts gegen die Bibel enthalte!!); aber sie ist doch schon hie und da (namentlich auf den protestantischen Universitäten Deutschlands) verwirklicht, und wird sicher nach und nach allgemeiner sich verbreiten, allen Bemühungen des hie und da beliebten „Verdummungssystems" zum Trotze! „Wenn nur ein Punct Freiheit auf der Erde ist, wo Vernunft eingestanden wird, werden darf, so wird sie sich von da aus schon Platz machen, wenn es auch langsam ginge und lange dauern sollte." Rahel III, 256.

§. 30.

Außer diesen auf die Form des Erkennens sich beziehenden Unterschieden zwischen der Wissenschaft und der gemeinen, unwissenschaftlichen Erkenntniß giebt es noch andere, die den Gehalt oder Stoff betreffen. Die Wissenschaft hat nämlich nicht die Aufgabe, bloß das Mannichfaltige im Seyn der Dinge, oder die einzelnen Erscheinungen als solche aufzufassen und die Erkenntniß davon in den Formen der Begriffe, Urtheile, Schlüsse in Systeme zu bringen, sondern vielmehr und hauptsächlich den ganzen Zusammenhang,

---

1) Vgl. das Motto aus Rückert S. 1. dieser Schrift. Im Bd. IV. S. 236. sagt Rückert:

„Weltweisheit ist ein Wort, hat weder Sinn noch Kraft;
„Der Weisheit höchster Hort ist Gotteswissenschaft.
„Weltweisheit aber soll, damit sie Sinn erhält,
„Die Weisheit Gottes nur im Spiegel schaun der Welt."

das wahre Wesen, die **Einheit** oder die **Gesetze**, unter welchen die Phänomene stehen, zu erforschen, und die letztgenannten aus den erstern zu **erklären**. Mit anderen Worten: Der Wissenschaft Endzweck ist **Theorie**, d. h. **Erklärung der Thatsachen oder Folgen aus ihren Gründen, der Wirkungen aus ihren Ursachen.** Insofern nun alle Versuche des Menschengeistes aus einem demselben angebornen Trieb nach Einsicht in den Causalzusammenhang der Dinge hervorgehen, hat man mit Recht gesagt, daß das „**Warum**" die Mutter aller Wissenschaften ist. Gelöst wird diese Aufgabe, die Gesetze der Erscheinungen zu erkennen, durch Anwendung des Denkens, und zwar namentlich durch die Verkettung oder Verknüpfung unserer Begriffe, Urtheile, Schlüsse unter einander; hierdurch gelangt die wissenschaftliche Erkenntniß zu unzähligen Aufschlüssen, welche der gemeinen Erkenntniß stets verborgen geblieben seyn würden. Auch bezieht sich hierauf die Erklärung der Wissenschaft als ein **Erkennen nicht wahrgenommener Eigenschaften der Dinge durch die wahrgenommenen**; darauf beruht es auch, daß die Wissenschaft nicht bloß Erkenntniß der **Gegenwart** ist, sondern sich auch auf die **Vergangenheit** und **Zukunft** bezieht, und Vieles aus diesen beiden, der **gemeinen Erkenntniß** ganz unzulänglichen Gebieten zu enträthseln vermag.

Ueber **Theorie** überhaupt vgl. **Fries** Logik. S. 521. N. Krit. d. Vern. I. S. 355. Naturphilos. S. VI. 5. **Schulze** Logik. S. 161. Erst durch Theorie, Erkenntniß der Gesetze und Erklärung der Erscheinungen aus ihnen entsteht **Wissenschaft**. So unterscheiden sich z. B. **Astrognosie** und **Astronomie**, **Naturbeschreibung** und **Naturlehre**, **Chronik** der Weltbegebenheiten und **Welthistorie** u. d. m. vgl. —

„Die wissenschaftliche (philosophische) Naturkunde erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung; sie besteht nicht in einer sterilen Aufhäufung isolirter Beobachtungen, und ist bemüht, in dem Wechsel der Erscheinungen die Gegenwart an die Vergangenheit anzureihen"; Alex. v. Humboldt Ueber den Bau der Vulkane. Berlin 1823. S. 16. 36. Man denke an die Entdeckung der neuern Geologie und die Kunde von der Urwelt durch die Combinationen von Cuvier, Link, Alex. v. Humboldt, Graf Sternberg, v. Schlotheim u. s. w. an die historischen Entdeckungen Niebuhr's über römische Urgeschichte, an die Entzifferung der kufischen Denkmale durch Frähn, der ägyptischen Hieroglyphen durch Young, Zoega, Champollion, Klaproth, Spohn, Seyffarth. — Eben so zeigt sich die Macht der wissenschaftlichen Erkenntniß in dem Vorhersehen der Ereignisse der Zukunft. So z. B. bei den Vorhersagungen der Astronomie in Betreff der Sonnen- und Mondfinsternisse, der Erscheinungen der Cometen u. d. m. Auch politische Ereignisse sind oft richtig geweissagt worden, vgl. Scheidler Psychologie I. S. 428. und die daselbst angeführte Literatur hierüber. Ueberhaupt lassen sich viele Fälle anführen, wo Erkenntnisse bloß durch Combination von Begriffen oder Schlüssen herausgebracht worden sind. So z. B. vermuthete Newton aus der großen Aehnlichkeit der Brechung der Lichtstrahlen in dem Diamant mit eben denselben in Harzen und Oelen, daß jener zu den brennbaren Körpern gehöre. Schulze Logik S. 192. Ebenso brachten Pascal und Perrier aus hydrostatischen Gründen den Schluß heraus, daß das Barometer auf Bergen niedriger stehen müsse, als in der Tiefe, und Newton und Huygens ebenfalls durch bloße Schlüsse, daß die

Erde an den Polen eingedrückt sey (Lambert Organon I, 365.), sowie Cassini, daß der Ring des Saturns aus zwei Ringen bestehe, was dann Herschel durch Beobachtungen bestätigte; Lichtenberg math. Schr. II, 6. Ebenso sind der Uranus und die Asteroiden so zu sagen erst a priori entdeckt worden (vgl. Gehler phys. Wörterb. s. h. v.). So erfand Montgolfier aus den bekannten Sätzen, daß Körper, die specifisch leichter als die atmosphärische Luft sind, von derselben getragen werden, und daß die brennbare Luft um ein sehr Beträchtliches leichter als jene ist, die Kunst, durch Luftballons sich in die Atmosphäre zu erheben und darin zu schwimmen. (Snell Logik S. 164.). Ueberhaupt kann der wissenschaftlich erkennende Mensch, sobald er die Gesetze der Natur in dieser oder jener Hinsicht erforscht hat, einzelner Anschauungen, Erfahrungen entbehren, und kann gewisse Wahrnehmungen im Voraus berechnen, die auch nie einzutreffen ermangeln, er braucht z. B. nicht durch unmittelbare Wahrnehmungen, Anlegung eines Maßes die Entfernungen zweier Gegenstände von einander zu messen. Wenn z. B. ein Kurzsichtiger den für Andere gute Augen zurechtstehenden Tubus nimmt, und ihn nach den seinigen richten will, so probirt er vielleicht lange vergebens, wenn er die Gläser weit von einander zieht, wogegen der Optiker sogleich weiß, daß er sie näher zusammenrücken müsse, und wenn er die Focuslänge der Gläser kennt, ohne Proben zu machen, sofort bestimmt, wie weit er die Röhre herauszuziehen hat. Vgl. Tetens philos. Versuche I, 583. In diesem Sinne sagt Lichtenberg: „Ein physikalischer Versuch ist ein bloßes Compliment, was man der Natur macht; wir fragen sie, wie (sonst!) die Fürsten die Landstände, wir wissen ihre Antwort voraus.“

§. 31.

So wie eine einzelne Wissenschaft nur durch die organische Verbindung oder Verknüpfung aller ihrer Theile zu einem Ganzen entsteht, so hängen auch alle Wissenschaften unter einander mehr oder weniger genau zusammen, so daß mit Recht gesagt werden kann, je mehr etwas für sich allein dargestellt werde, um desto mehr erscheine es unverständlich und verworren, weil streng genommen jedes Einzelne nur in der Verbindung mit allem Uebrigen ganz durchschaut werden kann, daher auch die Ausbildung jedes Theiles von der aller übrigen abhängig ist. Daher die Nothwendigkeit einer universellen Ausbildung! Vgl. *Baco* **de augm. scient. lib. III. c. 1.** Lichtenberg math. Schr. IV, 141. Schleiermacher üb. Univers. S. 1 ff.

Schon die Alten erkannten diesen Zusammenhang aller Wissenschaften an: „Est illa Platonis vera vox, omnem doctrinam harum ingenuarum et humanarum artium uno quodam societatis vinculo contineri.“ *Cicero.* Es ist dieser Punkt besonders um deßwillen zu beachten, weil die Geschichte der Wissenschaften lehrt, wie oft das in der einen angezündete Licht auch das Dunkel anderer in anscheinend ganz entfernten Regionen liegender erhellt hat. In dieser Hinsicht ist besonders die Philosophie zu nennen, welche ihren Einfluß auf alle übrigen Disciplinen verbreitet, da sie Allen die letzten Principien ihrer Systeme bestimmt und überhaupt als Grundwissenschaft oder Wissenschaftslehre schlechtweg mit Recht bezeichnet wird; wie denn auch geschichtlich ihr Einfluß auf alle übrigen Wissenschaften als ausgemachte Thatsache vorliegt. — „Jede Wissenschaft ist ein abgerissener Strahl von der Sonne alles Wissens und Seins; ein Behelf, bis zu ihr zu gelangen, und unhinlänglich, nach seinem Ende

zur Sonne, und nach seinem Ende zur Welt, wo Wissenschaft sich mit Wissenschaft verwirrt, und gearbeitet wird: wie denn wissenschaftliches Arbeiten auf Ruhe abzielt, zu seiner Sonne, wohin wir auch nicht gelangen. Dieß ist Alles nicht zu leugnen. Alle Wissenschaften sind Eine, und durch jeder gründlichste Bearbeitung werden sie zu Einer werden. Das Wissen fromm-speculativer Menschen ist, das Alles in der Sonne, in Gott finden. Das Finden ist schon recht; aber das Erklären geht nur, ich möchte sagen, durch den Weg der Strahlen. Trost und Verlaß giebt die Sonne, wo wir ans Unerklärliche kommen.“ Rahel Bd. III. S. 238.

Beispiele von dem Einflusse der Fortschritte einer Wissenschaft auf andere, bietet die Geschichte der Literatur in Menge dar. Vgl. *Fontenelle* préface sur l'utilité des mathemat. (Oeuvr. t. V.) Michaelis Räsonnement üb. d. protest. Universit. I, 73. Feder üb. d. menschl. Willen I, 3. Niebuhr Röm. Gesch. Vorrede. Dug. Stewart Philos. des Mensch. I, 30. Feuerbach kl. Schriften I, 155. Bretschneider Sendschreiben an einen Staatsmann 1830. S. 66 ff. Drobisch Philologie u. Mathem. 1832. S. 17 ff.

Mit Recht sagt der berühmte Pädagoge Sturm (de lit. ludis recte oper. Jenae 1730. p. 140.): „Nemo enim omnium perfecte unius alicujus doctrinae scientiam consecutus est, qui ceteras ignoret.“ Vgl. Brzoska Nothw. pädagog. Seminar. S. 69.

§. 32.

Auf diesem Zusammenhange aller Wissenschaften beruht es, daß jede Erkenntniß, sey sie auch anscheinend noch so geringfügig, an sich einen Werth hat (nihil parvum in lit-

teris!), und daß gleichergestalt auch die ganz abstracten speculativen Forschungen für das wirkliche Leben oft von dem heilsamsten Einflusse seyn können.

Daß Klein und Groß, ebenso wie Jung und Alt, Reich und Arm, bloß relative Begriffe sind, ist zwar bekannt genug; jedoch wird nur zu oft das klein Erscheinende zu sehr mißgeachtet, was sich dann leicht rächt, da die sog. Kleinigkeiten gerade die „unbenannten Hauptsachen" sind (Rahel Th. III. S.), was selbst im physischen Sinne oft wahr ist [1]). In dieser Hinsicht kann die Wissenschaft, in welcher jener Spruch gilt (nihil in literis parvum), ohne Zweifel dazu anregen und helfen, daß die sog. Kleinigkeiten besser beachtet werden. So z. B. legte die Liebhaberei an technischen Spielereien, Automaten u. d. m., im Anfange des vor. Jahrhunderts den Grund zu höchst wichtigen Entdeckungen; die Räder und Getriebe, die sich in jenen Automaten durch ihre Kleinheit fast dem Auge entzogen, kamen in dem Staunen erregenden Mechanismus unserer Spinn- und Dampfmaschinen wieder hervor (Brewster über natürl. Magie, übers. v. Wolff Br. 11.). Die Elemente des sog. Purzelmännchens wurden in der Chronometrie benutzt, durch die wir jetzt unsere Schiffe über den bahnlosen Ocean leiten. (Littrow Wiener Jahrbücher 1835. 71. B. S. 189.) — Was erscheint wohl nichtiger oder unbedeutender, als eine Seifenblase? Aber ein Herschel belehrt uns, „daß die Farben, welche auf derselben glänzen, eine unmittelbare Folge eines Princips sind, welches hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, die es erklärt, zu den wichtigsten

1) So finden sich in Froriep's Neuen Notizen 1837. drei Fälle angeführt, wo ein Splitter im Daumen, ein in den Fuß getretener Nagel, und das Fallen auf den Daumen den Tod zur Folge hatte!

und hinsichtlich seiner Einfachheit und compendiösen Zierlichkeit zu den schönsten im ganzen Gebiete der Optik gehört. Wenn die Natur periodischer Farben durch die Betrachtung eines so trivialen Gegenstandes verständlich gemacht werden kann, so erscheint dieser von dem Augenblicke an einer richtigen Würdigung als ein edles Werkzeug; und eine große, regelmäßige und dauerhafte Seifenblase zu bilden, kann zu einer ernsthaften und preiswürdigen Bemühung eines Weisen werden, während kleinere Kinder umherstehen und spotten, oder größere in Verwundernng über eine solche Verschwendung von Zeit und Mühe ihre Hände aufheben. Dem Naturforscher ist kein natürlicher Gegenstand unwichtig und geringfügig [1]). Von dem kleinsten Werke der Natur kann er die größte Lehre empfangen. Der Fall eines Apfels auf den Boden kann seine Gedanken zu den Gesetzen hinaufleiten, welche die Bewegungen der Planeten in ihren Bahnen beherrschen; die Lagerstätte eines Kiesels kann ihm Nachweisung geben über den Zustand der von ihm bewohnten Erdkugel, Myria-

1) In Bran's Miscellen 1837. H. 8. S. 268. wird erzählt: „Als einst Walter Scott den berühmten Reisenden Mungo Park besuchen wollte und ihn nicht zu Hause fand, suchte er ihn längs den Ufern des Yarrow auf, der in dieser Gegend über Felsen fließt und oft tiefe Wirbel bildet. Bald fand er seinen Freund allein am Ufer stehend, einen Stein nach dem andern ins Wasser werfend, und aufmerksam die Blasen beobachtend, die dabei auf die Oberfläche kamen. „Nun wahrhaftig, sagte Scott, das scheint ein ziemlich unbedeutendes Vergnügen für einen, der so viel Merkwürdiges gesehen hat!“ „„Nicht so unbedeutend vielleicht, als Sie meinen, antwortete ihm Mungo. Auf diese Weise pflegte ich mich von der Tiefe eines Flusses in Africa zu überzeugen, ehe ich es wagte, darüber zu setzen, indem ich die Tiefe desselben nach der Zeit berechnete, die die Blasen zum Aufsteigen brauchten.““

den von Zeitaltern vorher, ehe sein Geschlecht auf ihr eingebürgert wurde." [1]).

Auch in andern Wissenschaften findet sich Aehnliches. Man denke z. B. an die unglaubliche Verwirrung, „welche die falsche Deutung und Uebersetzung eines einzigen Bibelwortes (δικαιοσύνη durch Rechtfertigung) in das ganze System der Christenthumslehre und gerade in deren Mittelpunkt, die Heilsordnung, eingebracht hat." S. David Schulz die christl. Lehre vom Glauben. 1834. S. 144. — „Es kommt auf ein Strichlein an, ob Christus Gott seyn soll oder nicht, nämlich in der bekannten Stelle 2 Tim. 3, 16. im alexandrinischen Codex, wo ein Strichlein der Kehrseite OC in ΘC (Θεος) verwandelt; und auf ein Oder in der Carolina (Art. 159.), ob ein Mensch gehangen werden soll oder nicht." J. Paul Levana Bd. I. S. 33.

Was sodann die Verbindung der abstracten Theorieen mit dem wirklichen Leben betrifft, so lehrten z. B. die trockenen und, wie es schien, ganz unnützen Speculationen der alten Griechen über die Kegelschnitte die elliptischen Bewegungen der Planeten und Kometen und das große Gesetz der allgemeinen Schwere kennen, worauf die ganze neuere Astronomie, sowie auf dieser die Nautik beruht; wie man denn bekanntlich bloß durch die Messung der scheinbaren Entfernung des Mondes von einem Sterne, vermittelst eines kleinen tragbaren Instrumentes bis auf wenige Meilen genau anzugeben vermag, wo man sich auf dem grenzenlosen Ocean befindet [2]). — „Die Unwissenheit behandelt gern als

1) Herschel üb. Studium der Naturwiss S. 13.

2) Ein glänzendes Beispiel eines solchen Triumphs wissenschaftlicher Einsicht nach einer in 89 Tagen vollbrachten Reise von 8000 Meilen, ohne irgendwo anzulanden, erzählt Herschel von dem bekannten Capitän Basil-Hall; üb. d. Stud. d. Naturwissenschaft S. 30.

etwas Unnützes, was sie nicht kennt. Sie fragt: haben wir nicht, um unsere Nächte zu erleuchten, unsern eignen Mond; was liegt uns daran, zu wissen, daß der Planet Jupiter solcher vier hat, wozu so viele Beobachtungen, Berechnungen u. s. w.? Gleichwohl sind jene vier, dem bloßen Auge unsichtbaren Monde des Jupiter uns viel nützlicher geworden, als der uns so hell leuchtende eigene. Denn erst seit unserer Bekanntschaft mit jenen haben Geographie und Schiffahrt sich verbessert, ohne alle Vergleichung vollkommnere Land- und Seekarten entstehen, und durch die Genauigkeit der letztern das Leben unzähliger Seefahrer gerettet werden können.“ Jacobi Werke. Th. VI. S. 9. — Gleichergestalt verdankt man den Speculationen und resp. Träumereien der Alchemisten die wichtigsten Entdeckungen in der Chemie, und Robert Boyles anfangs bloß speculative Untersuchungen führten endlich auf die Erfindung der Dampfmaschinen, der wohlthätigsten und jedenfalls einflußreichsten aller bisher gemachten [1]). — „Fast alle die großen Combinationen der neuern Mechanik, deren Nutzen und Anwendung zu schildern nicht Bände, sondern Bibliotheken erfordern würde, sind Schöpfungen des bloßen Verstandes, der seine Thätigkeit dabei auf eine mäßige Zahl der elementaren Sätze der theoretischen Mechanik und Geometrie gründet.“ Herschel a. a. O. S. 66.

II.

Zweck und Bedeutung der Wissenschaft.

§. 33.

Der wesentliche oder hauptsächlichste Zweck aller Wissenschaft ist Befriedigung des der Menschheit eigenthüm-

1) Vgl. Drobisch Philol. u. Mathem. S. 14 ff. Fontenelle in d. im vor. §. cit. Schrift.

lichen Triebes nach vollkommener Einsicht oder Erkenntniß im höhern Sinne, nach Wahrheit um ihrer selbst willen. Daher sind die Wissenschaften als wesentlich nothwendige Aeußerungen oder Producte der dem Menschen als Prärogativ verliehenen Vernunft anzusehen.

1. Es giebt einen rein intellectuellen Trieb in der Menschenseele, und zwar theils einen materiellen, nach Fülle und Mannichfaltigkeit, theils einen formellen, nach Einheit und Harmonie der Erkenntniß. Vgl. Carus Psychol. I. S. 300. Fichte Vorlesungen üb. die Bestimmung des Gelehrten S. 10. Desselben Wesen des Gelehrten S. 4. 27. 83. Wyß Vorlesungen üb. d. höchste Gut I, 165. Feder üb. d. menschl. Willen I, 234. Erhard Schmid allgem. Encyclopädie rc. S. 30.; vgl. auch Schiller Horen 1795. I, 79. J. Paul Herbstblumine III, 119. Burdach Physiolog. III, 195. 257. 278. Scheidler Psychologie I, 471.

„Alle Wissenschaften hat das Menschengeschlecht geboren, um ein tief gefühltes Bedürfniß zu befriedigen, ich meine aber ein höheres Bedürfniß, als das gemeine; es ist die unaussprechliche Sehnsucht, das Göttliche, das Eine und Ewige anzuschauen und darzustellen. Nicht jede Erfindung ist auf die Stillung des körperlichen Hungers, auf die Löschung des körperlichen Durstes zurückzuführen; es giebt noch einen weit erhabenern Hunger und Durst, der dem Menschen ebenso tief eingeprägt ist, und diesen hat er seit jeher in Wissenschaft und Kunst zu befriedigen gestrebt. Nicht die Vorstellung eines relativen Vortheils hat ihn dabei geleitet, sondern der vom Himmel mitgebrachte Funke, nicht die Verfolgung irdischer Zwecke, sondern die in ihn gelegte Idee des Göttlichen." Goluchowski die Philosophie in ihrem Verhältniß zum Leben rc. S. 26.

2. Wie das Denken, so ist auch das Wissen Prärogativ der menschlichen Vernunft, in welcher Beziehung ein großer Naturforscher mit Recht gesagt hat: daß wir die Affen nicht eher für unsere Brüder anzuerkennen brauchen, bis sie uns auch in Naturaliencabinetten aufgestellt haben, wie wir es mit ihnen machen!

„Lern', o Jüngling, Unwissenheit ist das Erbtheil der Esel.
„Ohne die Wissenschaft wären die Menschen nur Bestien!"

v. Hammer Morgenländ. Kleeblatt S. 66.

Hieraus ergiebt sich zugleich, wie absurd die Ansicht (mystischer Schwachköpfe oder bornirter Pietisten) ist, welche den Wissenstrieb für eine Verirrung und seine Befriedigung für Sünde halten!

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
„Der Menschheit allerhöchste Kraft,
„So hab' ich dich schon unbedingt!"

Mephistopheles.

„Man sprach von der Begier des Menschen nach Erkenntniß, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe fressen wollen. Rahel fuhr mit Eifer fort: „Der Mensch ist ein Geist; der soll nicht vom Baum der Erkenntniß fressen wollen! Wovon soll er denn fressen? Das wäre noch schöner!" Ein Anwesender erinnerte zustimmend an den alten Spruch: *felix* culpa!" Rahel III, 237.

§. 34.

Vermöge dieses reinen Wissenstriebes, aus welchem (wie sich auch geschichtlich nachweisen läßt) alle wahre Wissenschaft erst hervorgegangen ist, hat jede Wissenschaft schon an sich einen absoluten oder unbedingten Werth. Die Idee der

Wahrheit gehört wie die Idee der Schönheit und der Güte zu den drei sog. Urideen, in welchen die höchsten Zwecke des geistigen Menschenlebens für die dreifache Grundanlage des Menschen im Erkennen, Fühlen und Wollen ausgesprochen sind. So wie nun diese drei Grundvermögen und jene drei Urideen in inniger Wechselwirkung stehen, so hängt auch die Wissenschaft mit den übrigen Aeußerungen der Menschenvernunft im Gefühls- und Thatleben genau zusammen, und zwar bildet sie deren Grundlage, und ihre Vervollkommnung bedingt zugleich die jener.

1. „Beim Fortschreiten der Menschheit vom Barbarismus zu einem civilisirten Leben gehen die technischen Künste nothwendig der Wissenschaft voran. Die Bedürfnisse und Begierden unserer animalischen Constitution müssen befriedigt werden, die Annehmlichkeiten und einige Luxusgegenstände des Lebens müssen bestehen. Etwas muß der Eitelkeit und Schaulust, mehr dem Stolze der Macht gegeben seyn; der Kreis niederer Freuden muß durchlaufen und als unbefriedigend erkannt worden seyn, ehe intellectuelle Fuß fassen können; ist dieß erfolgt, so erlangen noch die Dichtkunst und ihre Schwesterkünste den Vorsprung vor den Freuden des Nachdenkens und der strengern Verfolgung des Gedankens; und wenn diese mit der Zeit wegen ihrer Neuheit Reiz zu gewinnen, und Wissenschaften zu entstehen beginnen, so werden es zuerst nur die Wissenschaften reiner Speculation seyn. Die Seele erfreut sich daran, aus den Garnen, welche sie an die Erde gebunden haben, zu entkommen, und schwelgt in ihren neu gefundenen Kräften. Daher werden die Abstractionen der Geometrie, die Eigenschaften der Zahlen, die Bewegungen der Himmelskörper, und Alles, was immer verborgen, entfernt und außerirdisch ist, die ersten Gegenstände der jungen Wissenschaft." Herschel üb.

d. Stud. der Naturwiss. S. 74. Die historische Bestätigung zeigt die Geschichte des Ursprungs der Wissenschaften bei den Griechen, indem bei diesen zuerst die Philosophie als Speculation über das Räthsel des Ursprungs der Welt entstand, aus der dann die damals mit der sog. Metaphysik noch lange Zeit hindurch vereinigte Physik und Mathematik, ebenso die Rhetorik und Politik hervorgingen. Vgl. Scheidler Idee der Univ. S. 143.

2. „Erkenntniß ist gleichsam das erste Eigenthum der menschlichen Vernunft. Die Vernunft ist Erkenntnißvermögen, und was sie noch über dieß ist oder wird, das ist und wird sie nur vermittelst ihrer Anlagen zum Erkennen. Daher wird die der Erkenntniß gehörende Idee der Wahrheit die erste Idee in unserm geistigen Leben. — Wir fordern mit Platon: Wahrheit soll erstrebt werden um ihrer selbst willen, und nicht nur, weil sie zufällig dem Einen oder dem Andern nützlich wird. Vermehrung der Kenntnisse, Ausbildung der Einsicht ist ein Wachsthum unsers geistigen Lebens selbst, und hat darum einen innern Werth für den Menschen, den die Idee anerkennt, der nicht nach den Begriffen vom Vortheilhaften oder Schädlichen berechnet werden kann. Der gemeine Begriff, welcher die Vermittelungen des Geschäftslebens beurtheilt, weiß allerdings dem Einzelnen nach Gewerbe und Stand zu berechnen, welche Kenntnisse ihm nützlich, welche ihm entbehrlich seyn werden; er weiß dem Einzelnen zu rathen, wie er seine Wißbegierde zu beschränken habe, damit er seine Zeit nicht zersplittere; er weiß sogar zu zeigen, daß manche Kenntnisse und Einsichten denen, die in sehr beschränkten Lagen in ihrem Volke leben, höchst schädlich werden können, weil ihnen ihre Lage unmöglich macht, sie vollständig genug in Besitz zu nehmen, und die unklare Auffassung derselben ihnen nur Wün-

sche und Hoffnungen rege machen muß, welche ihr Stand und Gewerbe unbefriedigt lassen wird. Aber alle diese Weisungen haben ihren Grund nur in der Beschränktheit jedes einzelnen Mitbürgers der menschlichen Gesellschaft, der sich dem Ganzen unterordnen und seine Berufsthätigkeit nach der richtigen Theilung der Stände und Gewerbe erwählen soll. Die Idee der Wahrheit hingegen steht über allen diesen Vereinzelungen, ihr Blick ist auf das Ganze der menschlichen Geistesgemeinschaft gerichtet. Der Idee hat jede Kenntniß, jede Einsicht einen innern Werth, sie ordnet das Große, Umfassende als das Würdigere und Wichtigere über das Kleine, aber sie wird auch dem Kleinsten ihren Schutz nicht ganz versagen." Fries Metaphysik S. 8 ff.

§. 35.

Was zunächst das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit selbst betrifft, so ist zwar zuzugestehen, daß die Wissenschaft nicht im Alleinbesitz der Wahrheit ist, und daß die einzelnen Begriffe, Urtheile und Schlüsse des sog. gemeinen Menschenverstandes oder Gefühls ebenfalls Wahrheit enthalten können, und wirklich auch oft enthalten; allein eine möglichst vollständige Ueberzeugung ist nur durch Combination unserer Gedanken möglich, indem man bei bloß vereinzelten Begriffen, Urtheilen und Schlüssen nie mit Sicherheit wissen kann, ob sie nicht in ihren Voraussetzungen oder Folgerungen Irrthümer enthalten, oder auf Widersprüche führen. Wenn es sich daher um die Entscheidung über Wahrheit im objectiven umfassenden Sinne, nicht um einzelne Wahrheiten, und um Entscheidung hierüber in letzter Instanz handelt (und zwar hinsichtlich solcher Dinge, über welche ein Wissen möglich), so kommt allerdings diese Entscheidung bloß und allein der Wissenschaft, als der

vollendetsten Form der menschlichen Erkenntniß, nicht aber dem gemeinen Menschenverstand, bloßen Gefühle u. s. w. zu.

Daß in wissenschaftlicheu Dingen der sog. gemeine M. V. nicht mit zu sprechen hat, ist unbestreitbar. Vgl. Fries, System d. Logik. S. 394 ff. Hase Streitschr. III. (Anti-Röhr S. 77.). Besonders gilt dieß von Problemen der Philosophie. „Gesunder Menschenverstand (bonsens) ist die natürliche Grundlage aller wahren Philosophie. Aber der Verstand der Meisten, oder der gemeine Menschenverstand, ist gewöhnlich sehr krank und mit Vorurtheilen aller Art behaftet. Wahrhaft gesunder Menschenverstand ist die Vernunft selbst in ihrer ursprünglichen, noch instinctmäßigen, durch keine Theorie gebildeten, oder verbildeten, und durch keine Meinung mit der Natur entzweiten Wirksamkeit, in der sich Wahrheit von Irrthum, wie Licht und Schatten vor dem Auge, scheidet. Aber dieser Menschenverstand, der nach richtigen Principien urtheilt, die er selbst nicht kennt, verliert Weg und Steg, sobald der Mensch eine Meinung sucht über Gegenstände, die nicht in die Sinne fallen. Deßwegen liegt die Aufgabe der eigentlichen Philosophie nicht in seiner Sphäre. Wo er den Faden fallen läßt, soll die Philosophie ihn aufnehmen." Bouterwek Lehrb. d. philos. Vorkenntnisse S. 9. — „Man kann nur mit denen symphilosophiren, die à la hauteur sind!" Fr. Schlegel (Charakt. u. Krit. I, 236.).

„Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen weit schärfer,
„Aber mit welchen Organ philosophirt denn das Volk?"

Schiller.

§. 36.

Der Einfluß der Wissenschaft auf das Gefühlsvermögen oder Gemüth zeigt sich theils zunächst in der Aufklärung, Berichtigung und Beherrschung einzelner Gefühle mittels des wissenschaftlichen Denkens oder Zergliederns (vgl. ob. S. 28.), theils in sofern, als wahre Wissenschaft selbst zugleich ein Kunstwerk ist, und durch die in ihr dargestellte Verkettung und Harmonie der Erkenntnisse selber den ästhetischen Eindruck des Schönen macht; und endlich darin, daß die Wissenschaft fähig ist, die höhern moralischen und religiösen Gefühle zu erwecken.

1. Durch die Macht des Gedankens kann man aller seiner Gefühle Herr werden! vgl. Schleiermacher Monologen passim, und Jean Paul's Museum („Ueber die Kunst stets heiter zu seyn"). —

„Wenn du dein Leiden selbst in That verwandeln kannst,
„Dann magst du rühmen dich, daß Freiheit du gewannst.
„Gemüthsbewegungen lös' auf in dein Erkennen,
„Dann thust du, leidest nicht, und magst so frei dich nennen!"

Rückert Weish. d. Br. II, 214.

2. „Die Harmonie in einem Concert wird von einem geübten Tonkünstler viel vollständiger empfunden, als von Ungeübten, und wenn ein Mißton mit unterläuft, so wird er die Person, die Note, die Dauer, die Art, wie sie gespielt worden, und wie sie hätte sollen gespielt werden, umständlich angeben können. Die Harmonie in einem Concerte ist ein sehr schwacher Schattenriß von der Harmonie in den Wahrheiten, die nicht das Ohr, sondern der sensus internus, oder die Seele

in ihrem Bewußtseyn empfindet." Lambert, neues Organon Bd. I, S. 399.

„Rien est *beau* que *le vrai*, le vrai est seul aimable,
„Il doit régner partout, et même dans la fable."
Boileau ep. IX.

„Es giebt eine eigenthümliche mathematische Schönheit, die auf überraschender Einfachheit der Resultate, Symmetrie der Form, unerwartete Kürze, Freiheit der Wendungen beruht, für welche Schönheit der Sinn so früh wie möglich geweckt werden muß, weil aus ihm die wahre reine Liebe zur Wissenschaft aufkeimt" [1]). Drobisch Philol. u. Math. S. 95.

3. Daß namentlich das Studium der Naturwissenschaften vortheilhaft auf das Gemüth wirken kann, (besonders die Beschäftigung mit der Pflanzenwelt, „über welcher ein freundlicher Engel schwebt, der fromme Ruhe und kindliche Heiterkeit über die Seele ausgießt", Fischer üb. d. Sinn d. höh. Analyse S. 20.), ist unläugbar. — „Das Studium der Natur ist für mich eine Art Tilgungs-Fond, wenn meine leichtsinnige Vernunft Schulden gemacht hat." Lichtenberg. — Am meisten gilt dieß ohne Frage von der ersten und ältesten, der Königin der Naturwissenschaften, die zugleich der höchste Triumph des menschlichen Geistes ist, der Astronomie! Vgl. hierüber die (auch in Scheidler Psychologie I, 155. mitgetheilte treffliche Nachweisnng des Petersburg. Astronomen Schu-

1) Mollweide rief einst, nachdem er eine elegante Demonstration eines schönen geometrischen Theorems gegeben hatte, mit der Heftigkeit und Leidenschaft, die aus seinem sonst ruhigen, fast feierlichen Vortrage oft plötzlich aufloderte, aus: „wem hier nicht warm ums Herz wird, der ist für die Mathematik verloren!"

bert theoret. Astron. I. Einleit. und Drobisch Philos. und Math. S. 21.: „Und will man den Einfluß der Astronomie auf Geist und Gemüth verkennen? Wenn der sinnliche Eindruck des Sternenhimmels schon das weniger reizbare Gefühl des rohen Natursohns nicht unberührt läßt, wie steigert sich derselbe zur höchsten Bewunderung, wenn der gebildete Mensch in dem prachtvoll funkelnden Mantel der Nacht ein Meer von Welten erblickt, in deren Anschauen sinnend versunken ihm die Erde unter den Füßen schwindet und er im unendlichen Schöpfungsraume zu schweben meint, näher dem Standpuncte des großen Weltbaumeisters. Nicht bloß die Zahl [1]) dieser Welten, die Größe, die schwindelnde Entfernung, die wir ihnen beilegen müssen, ist es, die uns hier zum Staunen und ehrfurchtsvollen Bewundern fortreißt, nicht bloß die lange Kette von Jahrhunderten, die vergehen mußten, ehe der Strahl jener Sonnen, als sie neuerschaffen aus der Hand des Schöpfers hervorgingen, nur bis zu uns gelangen konnte, ist es, die uns mit einem heiligen Grauen vor der Unermeßlichkeit der Welt erfüllt: auch die harmonische Ordnung, in der die Himmelskörper ihre Bahnen beschreiben; die ewig gleiche Geschwindigkeit, in der sie auf einander wirken, ohne sich zu zerstören, ohne die ihnen vorgeschriebenen Regeln der Bewegung nur einmal zu verletzen, berührt eine tieftönende Saite unseres In-

---

1) Schiller sagt mit Unrecht in seinem Epigramm an die Astronomen:

„Schwatzt mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen:
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht!"

Die Erhabenheit der Astronomie beruht auf tieferen Gründen, als auf der Größe der Zahl und der räumlichen Ausdehnung.

neren, und erhebt uns — weit entfernt, hier nur den todten Mechanismus des Zufalls vor uns abrollen zu lassen, — zu der Ahnung des Allweisen, der Gesetze schrieb, die nicht veralten, ja giebt selbst dem kalten, herzlosen Calcul Stoff, nach seiner Weise auszumitteln, in welch' hohem Grade es unwahrscheinlich sey, daß alle diese herrliche Harmonie je durch einen bloßen Zufall entstanden seyn sollte [1]). Mit dem Gefühl unserer Kleinheit vermält sich hier das Bewußtseyn unsrer geistigen Kraft. Menschlicher Forschung war es möglich, diese Unendlichkeit, diesen Reichthum, diese Gesetzmäßigkeit, diese Weisheit zu entdecken, zu erkennen. Wo die Ohnmacht und Beschränktheit unsrer physischen Natur nicht hinreichte, dahin trugen unsre Kunstwerkzeuge, und wo diese uns verließen, da drangen noch unsre Schlüsse hin. Wahrhaftig, es bedarf kaum, wie Kant sagt, dem Himmel gegenüber, von dem man, wie vom Schicksal der Tragödie sagen kann:

„daß er den Menschen erhebt, wenn er den Menschen zermalmt,"

der Erinnerung an das Sittengesetz in uns, um uns moralisch den Werth wiederzugeben, der plötzlich durch

1) Laplace bewies aus der Harmonie der Lage und der Bewegungen des Planetensystems, man könne 2 Billionen gegen die Einheit wetten, daß dieß Alles nicht ein Werk des Zufalls sey. Führt uns dieß nun gleich so wenig, als Newton's erster Stoß, der den Planeten irgend einmal ertheilt worden seyn mußte, unmittelbar zu Gott, vielmehr nur auf einen frühern gesetzmäßigen Vorgang in der Natur, dessen Folge der jetzige geregelte Zustand ist, so weist doch jede neu entdeckte Gesetzmäßigkeit auf eine frühere hin. Als Anfang dieser unendlichen Kette können wir uns nur den Weltschöpfer denken. Man kann daher immer, wenn gleich mit einiger Kühnheit des Ausdrucks, sagen, jenes Laplace'sche Zahlenverhältniß drücke die astrotheologische Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes aus, wie sie aus unsrer jetzigen Kenntniß des Planetensystems folgt. Vgl. Fries Logik S. 474.

die Demüthigung, die unsre Einbildung auf unser Erdbürgerthum erhielt, vernichtet schien. Wer kann in diesen Reflexionen, zu denen uns die Astronomie erhebt, den mächtigen, moralisch-religiösen Einfluß dieser Wissenschaft verkennen?"

§. 37.

Mit der Sittlichkeit im weitern Sinne (dem höhern praktischen Leben in seiner Erhebung über den Egoismus und in seinem Streben nach Tugend, Gerechtigkeit und Frömmigkeit) steht die Wissenschaft zunächst in sofern in Zusammenhang, als die Beschäftigung mit ihr, sofern sie um der Erkenntniß der Wahrheit willen geschieht, schon an sich den Geist aus den niedern Regionen sinnlicher Begierde und Leidenschaften in das höhere Leben, das Reich der Gedanken erhebt, und als der zu ihrem Studium gehörige Fleiß schon an sich etwas Sittliches ist. Ferner dadurch, daß die Wissenschaft als unentbehrliche Führerin für das sittliche Leben anzusehen ist, indem ja die moralischen Grundsätze oder praktischen Maximen, welche das Leben leiten sollen, vor Allem wahr seyn müssen, wenn sie nicht zu moralischen Verirrungen oder Unsittlichkeiten führen sollen. Daher die Wichtigkeit einer ächten moralischen Aufklärung! Dasselbe gilt von der politischen Aufklärung und gleichergestalt von der Religiosität oder dem praktischen Glauben, welcher letztere der Natur der Sache nach von dem theoretischen Glauben (Dogmen) vorzugsweise abhängt, und ohne Aufklärung durch die Wissenschaft nur zu leicht in verwerfliche Intoleranz und Fanatismus verfällt, wovon die Religions- und Kirchengeschichte bis auf den heutigen Tag übergenug Beispiele aufführt! Ueberhaupt gehört hierher der Einfluß der allgemeinen Welt- und Lebensansicht auf die wirkliche Lebensführung, in welcher Hinsicht die Wissenschaft,

namentlich die Philosophie, vorzugsweise die Aufgabe hat, die Irrthümer in der Welt- und Lebensansicht (z. B. Atheismus, Pantheismus, Epikuräismus u. s. w.) zu entdecken und zu widerlegen.

1. „Die Sittlichkeit hat mit dem Leben in der Erkenntniß oder Wissenschaft nicht nur dieselbe Kraft (der Erhebung der Seele über das Gemeine, das egoistische sinnliche Streben) als Grundlage gemeinschaftlich, sondern auch alle Züge des Charakters, den Ernst, die Tiefe, die Achtung des Höheren und die Geringschätzung des niedern Lebens, die Verachtung des Eitlen und Leeren, die Gewöhnung, die Aufgabe des Lebens mehr in der Ausbildung der Persönlichkeit, als in dem Genusse des äußern Lebens zu suchen, die Selbstverleugnung. So weit nun aber ferner die Erkenntniß sich mit dem Reiche der Sittlichkeit beschäftigt, ist sie nicht nur die unentbehrliche Führerin für das sittliche Leben, sondern es muß auch die Gewöhnung der Seele an das reine Interesse des Erkenntnißvermögens zugleich das Streben, den Willen erzeugen, das erkannte Gesetz auch in das Leben, in die eigene Handlung und Gesinnung überzutragen, es muß also die Tugend erzeugen. Dieß liegt in dem Wesen des reinen Interesses der Thätigkeit der Seele, welches nothwendig Interesse am Gegenstande ist." Tittmann Bestimmung d. Gelehrten S. 45. — „Sie müssen das Gemeine verachten lernen. Durch Zwang, durch Gewalt an sich selbst ausgeübt, erreichen Sie dieß nie. Sonst würde ich Ihnen, wie Hamlet seiner Mutter räth, sagen: wirf den schadhaften Theil (des Herzens) weg! (wenn sie ihm sagt: du spaltest mir das Herz). Durch Fleiß aber, durch unablässigen Fleiß und Anstrengung können Sie das Gemeine verachten lernen. Durch unablässigen! Ich kenne auch diese Krankheit und wehre sie

mir ewig ab. Ein ununterbrochenes Untersuchen dessen, was gemein ist, rettet allein davon. Denn so unsinnig ist unser Inneres nicht, daß wir das Gemeine als solches lieben könnten und halten wollten; aber wir unterscheiden's nicht schnell, und lassen uns meist von Andern, und oft von uns, übertölpeln, und überschreien die ewige Stimme in uns." Rahel I, 506.

2. Ueber die Wichtigkeit einer (und zwar richtigen) Moralphilosophie vgl. oben S. 27. Bouterweck pract. Aphorismen, Einl. Carus Moralphilosophie S. 6. Fries Handb. d. pract. Philosophie, Einl. und Desselben Logik S. 520. — „Irrthümer können auch zu Handlungen aufwachsen, darum sind sie keineswegs gleichgültig; die Scheiterhaufen für junge Wittwen in Ostindien und für alte Weiber in Europa, und die für Andersgläubige in allen Welttheilen wurden von lauter anfangs schuld- und sinnlosen Meinungen zusammengetragen." J. Paul Selina S. 114.

„Ein wahrer Spruch ist mehr als Goldes werth,
Denn von der Weisheit hängt das Leben ab —
Und eine Wahrheit früh gekannt zu haben,
Gäb' manch Verlorner gern sein Blut darum,
Der jetzt, wie Irrthum ihn bethörte, büßt."
Schefer Laienbrevier.

3. Unbestreitbar ist die Aufklärung im Großen Product oder Folge der Ausbildung der Wissenschaft, besonders in politischen und religiösen Dingen; vgl. Lüder Entwickl. d. menschl. Geschl. S. 332. Welker Gesetzgebungslehre I, 374. 512 ff. Heeren kl. histor. Schrift. Th. II. Das sog. Repräsentativsystem oder constitutionelle Leben ist hervorgegangen aus den politischen und staatsrechtlichen Theorien seit Montesquieu, Rousseau u. s. w. — Daß namentlich in

den protestantischen Ländern das Volk im Ganzen in religiöser Hinsicht viel aufgeklärter ist, steht als unbestreitbare Thatsache fest, sowie daß dieses vorzugsweise dem Einfluß der protestantischen Theologie zu verdanken ist (welche kein Knechtsdienst ist; vgl. Herder üb. d. Studium der Theologie. Brief V.) Vgl. hierüber des (katholischen) Professor Schön Geschichte und Statistik d. Europ. Civilis. S. 254 ff. 272., wo es unter Anderm heißt: „Die Massen gängelt der katholische Pfaffe am Leitbande des finstersten Aberglaubens und Religionshasses; eine schändliche Inquisition lauert auf die Aeußerungen der Menschen; jede freie Regung des Geistes zieht tausend Anfeindungen nach sich; Unfreiheit ist das Loos der katholischen Laien, Bedrückung das Loos der Akatholiken." Und zwar selbst unter den angeblich aufgeklärtesten katholischen Regenten! Joseph II. bewilligte den Akatholiken Toleranz, aber bei 24 Stockstreichen Strafe sollten die Hussiten, Taboriten u. s. w. entweder zur lutherischen oder zur reformirten Kirche sich (dem Namen nach) bekennen! Vgl. Scheidler die Idee der Univers. S. 17 ff. 230 ff.

§. 38.

Umgekehrt bedarf aber auch die Wissenschaft der wahren Sittlichkeit, einer reinen Liebe zur Wahrheit und eines kindlichen Wahrheitssinnes, der Redlichkeit und Rechtschaffenheit im Forschen, wogegen alles egoistische, unlautere Streben, wie z. B. Ehrgeiz, Ruhmsucht, Rechthaberei, Originalitätsdünkel, zu keiner wahren Förderung der Wissenschaft, sondern nur zu blendenden Hypothesen und zu Theorien führen kann, bei denen nur der subjective Scharfsinn ihrer Urheber Beachtung oder Schätzung verdient. „Nur wer reines

Herzens ist, wird Gott schauen" (die göttlichen Gesetze und das göttliche Walten im Seyn der Dinge erkennen).

Wie selten gerade dieser Forderung der Wissenschaft genügt wird und wie häufig es vorkommt, daß man schon mit vorgefaßten Meinungen und vorausgesetzten Resultaten, die man in der Wissenschaft bestätigt finden will, an die Forschung geht, die dadurch nothwendig verdorben wird, indem man nach bekannten Gesetzen der Psychologie leicht das findet, was man finden will — ist bekannt genug!

„Im Auslegen seid frisch und munter;
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter!"

Göthe.

„Die Liebe zum Wahren ist die erste Bedingung zur Auffindung des Wahren selbst und einer der herrlichsten Züge im Menschen. Die Redlichkeit, die Treuherzigkeit, der Ernst des Nachdenkens, das Beharrliche im Forschen sind alles Eigenschaften, die von der Liebe zum Wahren unzertrennlich sind, und alles sittliche, fromme Eigenschaften. Noch mehr: eine jede innige Liebe für Wahrheit, da sie sich nicht mit dem Scheine und den bedingten Ursachen begnügt, sondern nach dem Absoluten, dem Unwandelbaren, dem Ewigen, dem Unendlichen strebt, hat Verwandtschaft mit der Quelle des Lichts, zu welcher sie sich durch alle Irrgänge der Lehren und alle Finsternisse des menschlichen Lebens zu erheben sich sehnt." Ancillon v. Glauben und Wissen, S. 9. „Die großen Entdeckungen, die uns zuerst die Gesetze des Universums gelehrt haben (die Kepplerschen Gesetze), verdanken wir vorzüglich der Wahrheitsliebe Kepplers, die sich nicht damit begnügte, die Abweichungen der Beobachtungen von der (Tychonischen) Theorie, so gering sie auch waren, auf Rechnung der beim Beobachten begangenen Fehler zu setzen. Er gesteht selbst, daß,

wenn diese Abweichungen nur zwei Minuten betragen hätten, er nie daran gedacht haben würde, den excentrischen Kreis zu verwerfen (und statt dessen die Ellipse und die Gleichförmigkeit der Flächenräume zu setzen); da sie sich aber viermal so hoch belaufen habe, so habe er sich gezwungen gefühlt, eine neue Theorie ausfindig zu machen." Schubert verm. Schr. I, 145.

§. 39.

Eine besondere Erwähnung verdient in dieser Hinsicht einerseits die mit der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Wissenschaft nothwendig zusammenhängende Forderung oder Bedingung eines gewissen Grades bereits erworbener subjectiver Selbstständigkeit oder Charakterstärke und Tapferkeit, um keine nothwendige Consequenz eines für wahr erkannten Princips zu verleugnen, nicht aus Gefühls- oder Gemüthsschwäche vor sog. trostlosen Resultaten zurückzubeben, und andrerseits die aus reiner Wissensliebe nothwendig entspringende Kraft der Selbstverleugnung, um ein später in seinem Princip als unwahr erkanntes System (oder Hypothese u. s. w.) aufzugeben und mit einem besseren zu vertauschen.

„Thu was du kannst, und laß das Andre dem, der's kann;
„Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann!
„Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes, aber merk:
„Aus halb und halb gethan, entsteht kein ganzes Werk!" Rückert.

Wer in Beziehung auf diesen Fond bereits erworbener geistiger Selbstständigkeit, die nun einmal von Jedem, der durch die Propyläen zum Tempel der Wissenschaft selbst eingehen will, nothwendig vorausgesetzt werden muß, sich selbst überschätzt und das bekannte

non ex quovis lingno fit Mercurius (oder das sutor ne ultra crepidam!) vergißt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihn das Schicksal des Ikaros trifft, oder jenes heutzutage leider! so oft vorkommende Loos der dilettantischen Popular- oder Halbphilosophen, die den Glauben verloren ohne dafür im Wissen Ersatz zu erlangen, was an das Jammergeschick der charakterlosen „Nicht-Guten und Nicht-Bösen" erinnert, die Dante als ausgestoßen aus dem Himmel und doch nicht in die Hölle aufgenommen schildert [1]). Unsinnig ist's, die Wissenschaft, wie noch heutzutage oft genug geschieht, anzuklagen, wenn solche Unberufene, die sich in ihr Heiligthum eindrängen wollten, darüber zu Schaden kommen oder gar zu Grunde gehen. Warum wagen sie sich in einen reißenden Strom, ohne schwimmen gelernt zu haben? Habeant sibi! Wem mithin die Wissenschaft bloß dienen soll, gleichviel ob zum Knechtsdienst für materielle Bedürfnisse, oder um von vorn herein ohne Prüfung für apodiktisch gewiß angenommene Meinungen oder Vorurtheile hinterher mit einem wissenschaftlichen (namentlich philosophischen) Ansehen zu überkleiden und herauszuputzen, der sehe wohl zu, ob er nicht Geister heraufbeschworen, die nur dem Worte des Meisters gehorsamen, den anmaßenden Schüler aber in die Lage des Götheschen Zauberlehrlings versetzen!

So selten jene ächte Tapferkeit in der Consequenz, so häufig ist die Hartnäckigkeit oder Zähigkeit, mit welcher man Hypothesen und Systeme, sollte man auch später ihre Unhaltbarkeit einsehen, dennoch fortwährend vertheidigt, bloß weil man sie einmal aufgestellt hat. Besonders oft kommt dieß bekanntlich in der Philosophie vor, in deren Geschichte in dieser Hinsicht der ältere

1) Inferno III, 14.

Reinhold durch seine Selbstverläugnung und seine durchaus reine und unverfälschte Wahrheitsliebe (die nicht nur ein-, sondern wohl fünf- oder sechsmal das ganze philosophische System mit einem für besser gehaltenen vertauschte) eine ebenso seltene, als in subjectiver Beziehung ehrenvolle Ausnahme macht. — „Der Schüler, der nur irgend empfänglich seyn soll, vom Wahne falscher Meinungen befreit zu werden, muß vor allen Dingen für die Ruhe der Untersuchung gewonnen werden, er muß lernen, unpartheiisch nur der Wahrheit zu huldigen. Wir fordern hier vor allem die Liberalität, den freien Sinn einer unpartheiischen Denkungsart, freien Blick und kalte Festigkeit, nur dem Wahren zu folgen, und was noch mehr sagt, nur für Wahrheit sich zu interessiren. Welches einzelne Interesse uns auch zu einer Untersuchung führen mag, wir müssen dieses immer so lange über dem allgemeinen Interesse für Wahrheit vergessen, bis wir zum Ziel gelangt sind. Was würde die angebeteteste Meinung frommen, wenn sie nicht Wahrheit ist, und es mag ein Endurtheil unser harren, welches da wolle, es wird für oder wider unsre vorgefaßte Meinung das beste seyn; denn jedes andere wäre ja leerer Wahn. Wer von irgend einem einzelnen Interesse ausgeht und nicht bald dieses dem reinen Streben nach Wahrheit aufopfert, der kann nie zu einer Uebersicht des Ganzen gelangen und wird eben deshalb nie im Stande seyn, Irrthum und Wahrheit streng zu scheiden. Die freie Denkungsart soll jedes wissenschaftliche Forschen dem Genius der Wahrheit unterwerfen, diesem zu oberst huldigen und seiner Treue glauben, daß er uns durch vorhergesehene oder unerwartete Wege mit starker und sicherer Hand immer zum besten Ziele führen werde. Wer dieser Denkungsart folgt, wird die erhabene Reinheit derselben fühlen, frei nach jedem Gegenstand seinen forschenden Blick wenden und der Un-

partheilichkeit seines eigenen Wesens trauen können. Mit Ruhe wird er jeden Erfolg seiner Untersuchungen abwarten, keinen Ausgang fürchten, denn er traut der Wahrheit. Fand er Wahrheit, so weiß er, daß er sich ihrer freuen kann; sollte er irren, so weiß er, daß auch dieser Irrthum endlich ihn der Wahrheit näher führen wird. Irren kann er vielleicht noch oft, aber er wird nicht sich selbst betrügen. Unsrer Beschränktheit sind wir nicht immer überlegen, aber für ruhige Unpartheilichkeit der Untersuchung soll sich jeder selbst verantwortlich seyn. Wir können dann sicher hoffen, daß zur Wahrhaftigkeit des eigenen Wesens sich auch die Wahrheit der Ueberzeugungen gesellen wird. So leicht es aber auch einzusehen ist, daß nur dieser Glaube an die Wahrheit unsre Untersuchungen richtig leiten kann, so selten finden wir doch Menschen, die sich ihm wirklich unbedingt überlassen wollen. Anstatt dessen macht fast jeder nur einen bedingten Akkord mit dem Genius der Wahrheit. Alles andre will ich dir preis geben, nur diese heilig gehaltenen religiösen Meinungen rühre nicht an, sagt der eine; nur diese politischen Grundansichten bestehen gewiß, meint der andre; nur mein Vaterland ist das Land aller Länder, setzt ein dritter, mein Stand, mein Geschäft ist ohne Widerrede das edelste, ein vierter und fünfter voraus; nur fordre nicht, daß ich dir zugeben soll, mich früher geirrt zu haben, macht endlich gar mancher zur widersinnigen Bedingung. Vor allem ist jene Gemüthsstimmung äußerst schwer zu erhalten, die sich bereit findet, das Ganze aller ihrer Ueberzeugungen aufzugeben und ganz von neuem anzufangen, wenn man einen Grundfehler des Alten nachzuweisen im Stande wäre. Dies sind die einzigen Grundursachen, welche unter den Menschen so weit Meinung von Meinung scheiden und oft selbst der klarsten wissenschaftlichen Wahrheit den Sieg entreißen." Fries Logik S. 484.

Vortrefflich entwickelt auch Fichte diesen Punkt in einem Aufsatz in Schillers Horen; (siehe d. paränetischen Anhang).

§. 40.

Trotz dieser hohen Bedeutung der Wissenschaft für das ganze geistige Leben darf dieselbe doch nicht als das Höchste überhaupt angesehen werden. Die Erkenntniß ist nur Grundlage alles Uebrigen, und so ist auch die Idee der Wahrheit den praktischen Ideen der Thatkraft untergeordnet, und somit auch die Wissenschaft dem sittlichen Leben; denn Handlung ist der letzte und höchste Beziehungspunkt unseres Wesens, jeder Mensch gilt nur so viel, als er gehandelt hat, und sein Wissen und Glauben, sein Ahnden und Fühlen nur soviel, als es durch Thaten in das Leben selbst eingreift! Daher die Bildung des ächten sittlichen Charakters als die höchste Aufgabe des Menschenlebens erscheint.

Daß diese Wahrheit schon von den Alten erkannt ward, ist bekannt. Socrates, Platon, die Stoiker! Letztere drückten sie unter anderm in den Gleichnissen, worin sie die Stellung der drei Haupttheile der Philosophie: Logik, Physik (Metaphysik) und Ethik veranschaulichten, aus; vgl. Tiedemann Syst. d. stoisch. Philos. I. S. 40. (Die ganze Philosophie verglichen sie mit einem Garten oder Ei, die Logik mit der Mauer oder Schale, die Physik mit den Bäumen oder dem Eiweiß, die Ethik mit der Frucht oder dem Dotter u. d. m.) Auch das Christenthum setzt die thatkräftige Liebe über Alles. Gleichwohl wird besonders in unserer Zeit (vgl. ob. S. 9.) dieß nur zu häufig von den Gelehrten verkannt, so oft und dringend es auch eingeschärft worden, und zwar von Solchen, auf die der Vorwurf nicht paßt (Schelling Method. d. akad.

Stud. S. 19.) als „rühmten sie das Handeln nur, weil es mit ihrem Wissen nicht recht fort will.“ — „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen!“ Lessing Schriften 1825. VII, 190. „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur durch Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns des Lebens.“ Göthe Werke. Th. 26. S. 211. — „Ohne Thaten, ohne Kraft n ihnen bleibt dem Menschen das vollendetste Werk kalt und leblos. Nur in Thaten können wir für die Menschen den höchsten Werth anerkennen. Aber auch jede Handlung noch, welche nur durch äußere Beziehungen der Nützlichkeit oder des Genusses ihren Werth erhalten soll, kann keinen Anspruch auf diesen höchsten innern Werth machen. Dieser ist ein unbedingter Werth der That in ihr selbst, bloß um ihrer Geistesschönheit willen. Es ist unser ganzes geistiges Dasein eine Reihe lebendiger Thaten, die ihren Werth in sich selbst tragen müssen, so weit dieses Leben wahren innern Werth haben soll. Die freie That des Geistes ist das einzige, in welchem wir für den Menschen einen unbedingten Werth anerkennen. Das Interesse freier Thaten hebt aber die geistige Persönlichkeit des Menschen aus dem leblosen Spiel der Natur empor und unterwirft ihn den Geboten der Tugend und Gerechtigkeit, den Idealen der Geistesschönheit.“ Fries Metaphysik S. 8. — „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Witz, Urtheilskraft, und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und

schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist" u. s. w. Kant Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. „Der Hauptzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakter-Bildung zu geben, die das Schicksal mir irgend erlaubt. — Ich will nicht blos denken; ich will handeln!" Fichte Leben I. S. 73. „Wie viel erhabener vor der Gelehrsamkeit ist Weisheit des Lebens und Bürgers. Die Unsterblichkeit des Schriftstellers taugt keine Puffbohne!" Joh. Müller (Briefe an s. ältesten Freund, Füßli, S. 62.). Vgl. Schleiermacher Monologen und seine treffliche Predigt: „daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Bildung keinen Werth haben."

§. 41.

In der Verkennung dieses letztgenannten Hauptpunktes, und der daraus folgenden nur zu gewöhnlichen, bloß einseitigen Ausbildung der Intelligenz auf Kosten der übrigen Seelen- (oder auch Körper-) Kräfte liegt eine der wichtigsten Schattenseiten der Wissenschaft. Eine Folge davon ist die gewöhnliche Vernachlässigung der Herzensbildung oder des Gefühlsvermögens, sowie Unentschlossenheit und Ungeschick zum Handeln (Mangel an practischem Tacte), überhaupt Charakterschwäche; ferner die höchst schädliche und verwerfliche Entfremdung vom wirklichen Leben.

1. „Der Gegenstand der Wissenschaft ist kein Gegenstand der Empfindung mehr. Die Injurien, bei denen der Mann von Ehre fluthet und kocht, sind dem Juristen ein Blatt, eine Glosse, eine Illustration aus dem Titel von den Injurien. Der Hospitalarzt repetirt

am Bette des Febrikanten, über den die Fieberflammen zusammenschlagen, ruhig die wenigen Abschnitte aus seiner Clinik, die herpassen. Der Offizier, der auf dem Schlachtfeld — dem Fleischhacker-Stock der Menschheit — über die zerbrochenen Menschen wegschreitet, denkt bloß an die Evolutionen und Viertelsschwenkungen seiner Cadettenschule, die nöthig waren, ganze Generationen in physiognomische Fragmente auszuschneiden. Der Bataillenmaler, der hinter ihm geht, denkt und sieht zwar auf die zerlegten Menschen und auf jede daliegende Wunde; aber er will Alles für die Düsseldorfer Gallerie nachcopiren, und das reine Menschengefühl dieses Jammers weckt er durch sein Schlachtstück bei Andern und auch bei — sich. — So zieht jede Erkenntniß eine Steinkruste über unser Herz, die philosophische nicht allein." Jean Paul, unsichtbare Loge II, 110. (Vgl. Dessen Katzenbergers Badereise, wo die namentlich bei Aerzten so häufig vorkommende, gewissermaßen freilich zu ihrem Berufe unentbehrliche Herzenskälte und Gefühllosigkeit eben so witzig als wahr geschildert wird).

2. Wie oft es vorkommt, daß das Denken und Reflectiren, mit Hamlet zu reden, „der frischen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt", ist bekannt genug, ebenso die namentlich jetzt so häufige Charakterschwäche der Gelehrten, vgl. ob. S. 9. Hieher gehört auch die Bemerkung, daß bei der Art von Thätigkeit, wo einer allein in einer ununterbrochenen Handlung etwas ausführen soll, das Wissen, die Anwendung der Vernunft, die Reflexion ihm sogar oft hinderlich seyn kann, z. B. beim Billardspielen, beim Fechten, beim Stimmen eines Instruments, beim Singen u. d. m.; hier muß die anschauliche Erkenntniß die Thätigkeit unmittelbar leiten; das Durchgehen durch die Reflexion macht sie unsicher, indem es die Aufmerk-

samkeit theilt und den Menschen verwirrt. Darum führen wilde und rohe Menschen, die sehr wenig zu denken gewohnt sind, manche Leibesübungen, den Kampf mit Thieren, das Treffen mit dem Pfeil und dergl. mit einer Sicherheit und Geschwindigkeit aus, die der reflectirende Europäer nie erreicht, eben weil seine Ueberlegung ihn schwanken und zaudern macht; denn er sucht z. B. die rechte Stelle, oder den rechten Zeitpunkt, aus dem gleichen Abstand von beiden falschen Extremen zu finden; der Naturmensch trifft sie unmittelbar, ohne auf die Abwege zu reflectiren. Vgl. Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung S. 84. — Ebenso unbestreitbar ist, daß die stete Beschäftigung mit abstractem Denken oder Wissen dem unmittelbaren sinnlichen Auffassungsvermögen der concreten Naturgegenstände vielen Eintrag thut. In dieser Hinsicht sagt Lichtenberg sehr richtig: „Es ist leider! die Prärogative unsers papiernen Weltalters, daß, seitdem das Universum in den Buch- und Papierhandel gekommen ist, Tausende von Schriftstellern, Künstlern und Lesern für den directen Strahl der Natur erblindet sind, und nur gut sehen, sobald dieser Strahl von einem Bogen Papier reflectirt wird!" (Z. Hogarth III, 5.).

3. Als eine andere nicht weniger schlimme Folge dieser Einseitigkeit ist die Entfremdung der Wissenschaft vom Leben anzusehen, die bei uns Deutschen beinahe sprichwörtlich geworden ist („Stubengelehrte", „Bücherwurm", „je gelehrter, desto verkehrter" u. d. m.).

„Wie sehr aber auch in der neuern Zeit die Literatur in mehrern Ländern dadurch gewonnen hat, daß sie nationaler, aufs Leben einwirkender und selbst lebendiger geworden ist, das Uebel ist demungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutschland sehen wir die Literatur, oder die Schule und das Leben oft noch ganz getrennt,

wie zwei abgesonderte Welten ohne Einfluß neben und gegen einander dastehen, oder nur störend, von der einen Seite beunruhigend und verwirrend, von der andern hemmend und lähmend auf einander einwirken. So geht jene ganze Mannichfaltigkeit von geistigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Namen Literatur zusammenfassen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigstens bei weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menschen und auf die Nation, den sie haben könnte und haben sollte. Betrachten wir nur den Zustand der Literatur, besonders aber die Ansichten, welche über die Literatur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meistens noch herrschend sind! Dem Dichter und Künstler wird es sogleich wie ein Vorrecht zugestanden, daß sie nur in ihrer Gedankenwelt leben und leben dürfen, daß sie in die wirkliche Welt nicht passen; von den Gelehrten ist man es schon gewohnt, vorauszusehen, daß sie practisch nicht brauchbar seyen!" Fr. Schlegel Vorles. üb. d. Gesch. d. Lit., (sämmtl. Werke. Bd. I. S. 6. Schlegel zeigt hierauf treffend und ausführlich, wie diese Entfremdung der Wissenschaft selbst nachtheilig ist). Vgl. Börne's Schriften VII, 42, 72. Friedemann Paränesen I, 20. Ackermann d. Christl. in Plato S. 171. Tittmann Best. der Gelehrt. S. 50.

§. 42.

Bei einer gehörigen Beachtung jenes Hauptpunktes (§. 38.) dagegen ergiebt sich allerdings die Falschheit der Ansicht, welche das Denken und die Wissenschaft dem sogenannten praktischen Leben und geschäftigen Thun als ein müssiges, werthloses Brüten entgegensetzt, oder einen contradictorischen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis annimmt, oder gar die eigentlichen Gelehrten im engern Sinne in die Classe der

sogenannten unproductiven Staatsgenossen setzt. Wer da denkt und forscht, wer nach dem edeln Metall der Wahrheit gräbt und es zu Tage fördert, der bewegt sich in vielfacher Thätigkeit, die auch nach Außen zu, wenn gleich durch viele Mittelglieder in hohem Grade productiv oder schöpferisch seyn kann! Weit entfernt, daß die Welt der Gedanken und Ideen von der sogenannten wirklichen Welt durch eine unendliche Kraft getrennt wäre, gehören beide wesentlich zusammen, und Theorie und Praxis müssen und werden sich gegenseitig stets ergänzen und durchdringen, wenn sie beide nur rechter Art sind. Nur in sofern findet allerdings ein Unterschied zwischen beiden statt, als bei allem Thun oder Handeln der Gedanke, die Idee das vorangehende ist, und die Ausführung desselben immer wegen der Beschränktheit alles Irdischen in Zeit und Raum mehr oder weniger unvollkommen erscheinen muß, auch oft ein besonderes Talent, den sogen. practischen Takt erfordert, der nicht schon mit der Wissenschaft der Theorie gegeben ist.

Alles dieß als Ergebniß der Psychologie zu bezeichnende bestätigt nun auch die Geschichte oder Erfahrung, indem dieselbe lehrt, wie Alles, was die Menschheit als Menschheit thut, aus dem Geiste kommt, der neue Gedanke die Welt umzugestalten vermag (mens agitat molem!), und die Macht der Wissenschaft die größte ist, indem es doch eigentlich immer die Wissenden, die Gelehrten (nur freilich nicht die Stubengelehrten!) sind, welche als das „Salz der Erde" unter verschiedenen Namen und Formen, als Priester, Gesetzgeber, Staatsmänner, Feldherren u. s. w. die Staaten und Völker regieren, wenn auch Andere dazu den Namen hergeben.

§. 43.

Der relative Werth oder Nutzen der Wissenschaften für das praktische Leben und namentlich für den Staat, be-

darf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung. Alle Civilisation und Cultur überhaupt, alle Fortschritte in den technischen Künsten und Gewerben, alle Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung der Staaten, alle wahre Aufklärung in den wichtigsten Beziehungen, nämlich der Religion und Moral — alles dieß setzt den Betrieb der Wissenschaft voraus und steht in geradem Verhältniß zu dem Fortgange derselben, und es ist bekannte Thatsache der Geschichte, welchen wichtigen Einfluß selbst einzelne wissenschaftliche Entdeckungen oder neue Ideen und Theorien (man denke nur an die Hypothese des Kopernikus, an die Erfindung des Compasses, und an Amerika, was ja auch nur durch eine wissenschaftliche Hypothese entdeckt ward) auf die Umgestaltung der ganzen Welt gehabt haben.

Die verwickelten Constructionen der gemeinen Geometrie, sagt in dieser Hinsicht einer unsrer vorzüglichsten Mathematiker, die zahllosen Curven und Flächen der höhern, der unendliche Reichthum analytischer Formeln haben allerdings dem größten Theile nach keine unmittelbare Beziehung zum Leben des Tags, und der Mathematiker scheint mehr seinem geistigen Vergnügen nachzujagen, als für den Nutzen der Menschheit zu arbeiten, wenn er den wunderbaren Eigenschaften der Zahlen und Figuren nachspürt. Der unermeßliche Vorrath mathematischer Formen, Formeln und Lehrsätze ist jedoch nicht eine bloße luxuriöse Ausgeburt geistiger Industrie, nicht ein bloßer Curiositätenkram sammelnder Liebhaber, er ist eine Rüstkammer, aus der die Naturforschung und die Technik ihre besten Waffen entnehmen, und wie eine Menge jener künstlichen Linien- und Zahlenverbindungen schon längst ihre Bedeutung in der Wirklichkeit gefunden haben, so arbeitet der Mathematiker, indem er nur der Speculation zu leben scheint, immer für eine zukünftige Erfahrung. Die mathematische Be-

wegungslehre hat nicht nur die Hieroglyphenschrift des Himmels enträthselt, sondern auch eine Maschinenkunde geschaffen, die, sich der Naturkräfte bemächtigend, Wirkungen hervorbringt, welche durch Menschenhände weder die unbeschränkte Macht der Pharaonen, die Pyramiden schuf, noch die Hierarchie des Mittelalters, die himmelanstrebende Dome gründete, zu erreichen würde vermocht haben. Die Aufklärungen, welche die Physik und die Chemie über die Natur des Lichts verschafften, und die Instrumente und Apparate, die hierauf gegründet wurden, haben ein neues Beleuchtungssystem hervorgerufen, das im Großen angewandt die Nacht fast mit dem Lichte des Tags erhellt. Die Aufschlüsse, die diese Wissenschaften über die Wärme und die Bedingungen des Verbrennens lieferten, haben nicht minder gelehrt, mit der größten Sparsamkeit an Feuerungsmaterial den Winter aus unsern Wohnungen und Versammlungshäusern zu bannen, und die Jahreszeiten hier einander näher zu bringen, den sprödesten Metallen Weiche und Bildsamkeit zu geben, dem geringhaltigsten Erze noch seinen Schatz abzugewinnen. Die Akustik ist nicht bloß angewandt worden, um über die innere Constitution der Körper, selbst um über ihre Wärme Aufschlüsse zu geben, wo andere Mittel uns gänzlich unbefriedigt lassen; sie hat auch durch die Erfindung des Stethoskops an die Sache der leidenden Menschheit ihren Tribut abgetragen. Chemisch-physikalische Untersuchungen haben der Natur die Bildung ihrer Heilquellen abgelauscht, und es der chemischen Technik möglich gemacht, sie, mit denen sonst gleich als einem Göttergeschenk fast nur einzelne Orte in der Einsamkeit der Gebirge bevorzugt schienen, mitten im Getümmel volkreicher Städte sprudeln zu lassen; und mit der Naturkunde Hand in Hand zieht die Chemie die heilsamen Stoffe aus den Naturprodukten in immer gleicher Stärke und Reinheit.

Dieß sind Früchte der mathematisch-physischen Wissenschaften für's Leben, Quellen des Wohlstandes und der Bequemlichkeit, von denen man vormals keine Vorstellungen hatte und welche als reine Geschenke der Wissenschaft an das Leben angesehen werden müssen, indem diese lehrt, den anscheinend nutzlosesten Stoff in wichtige Gegenstände zu verwandeln [1]), zu diesen Entdeckungen aber nur durch den Zusammenhang und das Ineinandergreifen der wissenschaftlichen Kenntnisse gelangen kann.

III.

Wesen und Bestimmung des Gelehrtenstandes.

§. 44.

Aus diesen Erörterungen ergiebt sich zugleich der wahre Begriff der Gelehrsamkeit, als des Besitzes der Wissenschaft in dem hier entwickelten Sinne dieses Wortes, so wie

---

1) Wer z. B. würde gedacht haben, daß aus leinenen Lumpen mehr als ihr eigenes Gewicht an Zucker gewonnen werden könnte, und zwar durch die einfache Wirkungsweise einer der wohlfeilsten und reichlichst vorhandenen Säuren? (der Schwefelsäure, *Braconnot* in annales de Chimie vol. XII. p. 184) — daß trockene Knochen ein Magazin von Nahrungsmitteln seyn könnten, fähig, jahrelang aufbewahrt zu werden, und bereit, ihren Inhalt in der zum Lebensunterhalt am besten geeigneten Form unter der Einwirkung jenes mächtigen Agens, das so reichlich in alle unsere Processe eingeht, des Dampfes, oder einer zugleich wohlfeilen und dauerhaften Säure herzugeben? (d'Arcet annales de l'industrie, Février 1829.) — daß sogar Sägespähne in eine dem Brode nicht ganz unähnliche Substanz verwandelt werden können, die zwar gewiß weniger wohlschmeckend, als das aus Mehl bereitete Brod, aber doch

des Gelehrtenstandes als des Besitzers der Gelehrsamkeit. Als durchaus irrig muß in dieser Hinsicht die Ansicht bezeichnet werden, welche die Gelehrsamkeit in einseitige Ausbildung des bloßen Verstandes oder gar des Gedächtnisses (als „Wissen dessen, was Andre gewußt haben", vgl. ob. S. 88.) setzt, und ihren Zusammenhang mit dem Höchsten der menschlichen Geisterbildung überhaupt verkennt; wogegen in dem Begriffe des ächten Gelehrten gerade liegt, daß derselbe ein vorzugsweise allseitig gebildeter Mensch sey.

„Man hat sich so wunderliche Vorstellungen von der Gelehrsamkeit und dem Wesen des Gelehrten gemacht, daß man häufig einen fast schimpflichen Begriff damit verbindet, als ob es ein für die rechte Ausbildung des Geistes unfruchtbares, wo nicht hinderliches Wissen sey. Man hat die Gelehrsamkeit nicht bloß der Ausbildung für das Leben, sondern auch dem Geistreichen entgegensetzt. Aber solche leere, geistlose Wisserei wird vielmehr nothwendig von der rechten Gelehrsamkeit verschmäht; die Gelehrsamkeit hat wesentlich die Wissenschaftlichkeit in sich, das Beziehen aller Kenntnisse auf das wahre Wissen und sein reines Interesse. Denn das letztere ist der wahren Gelehrsamkeit so wesentlich, wie das Streben der Erkenntniß nach dem obersten Princip der Gegenstände, nach der Idee, welches Streben von dem systematischen Zusammenhange des Wissens unzertrennlich ist. Die Meisten denken sich bei dem Worte Gelehrsamkeit eine Anhäufung von Kenntnissen, entweder zum Gebrauche für irgend eine Gattung des Geschäfts

---

keineswegs unangenehm und nicht nur gesund und verdaulich, sondern auch höchst nahrhaft ist? (Dr. *Prouts* account of the experiments of professor Autenrieth of Tubingen. Phil. Trans. 1827. p. 381.") Vgl. Herschel S. 67. Selbst die Abzugsgruben in Paris hat jetzt die Wissenschaft zu benutzen gelehrt. Vgl. lit. Bl. d. Börsenhalle. 1836. No. 1276. S. 1073.

und den Erwerb, oder zunächst ohne Rücksicht auf Gebrauch, jedenfalls ohne als höchsten Zweck der Thätigkeit des Geistes und seiner Ausbildung, das reine Interesse an der Erkenntniß zu setzen, und doch ist hierin das einzig wesentliche Ziel der Gelehrsamkeit, gleichwie alles Lebens in der Erkenntniß, deren Spitze die Gelehrsamkeit ist.

Gelehrte Bildung und Menschenbildung sind eigentlich gar nicht zu trennen. Das Streben des Gelehrten läuft zusammen mit allem Streben des menschlichen Geschlechts nach Ausbildung und Thätigkeit seiner geistigen Vermögen, insonderheit des Erkenntnißvermögens. Die gelehrte Bildung ist so wesentlich, wie jede andere Bildung, Bildung für das Leben. Die Gelehrsamkeit ist nichts Anderes, als der Gipfel des Wissens, der Erkenntniß, von der gemeinen Erkenntniß nicht nach ihrem Wesen, noch nach dem Gegenstande, sondern nur durch den systematischen Zusammenhang, durch die Beziehung auf die höchsten Principe, und durch Vollständigkeit und Tiefe verschieden. Sie ist das höchste Ziel des Bildungslebens des Geistes. Man kann nach dem strengen Begriffe der Gelehrsamkeit sagen, daß der größte Gelehrte auch der gebildetste Mensch sey; so wesentlich ist der Zusammenhang zwischen der Bildung des Gelehrten und der des Menschen." Tittmann Bestimm. d. Gelehrten. S. 50.

Fichte (Wes. d. Gel. S. 4.) entwickelt den Begriff des Gelehrten auf folgende Weise

1. „Die gesammte Sinnenwelt mit allen ihren Verhältnissen und Bestimmungen, und insbesondere das Leben der Menschen in dieser Sinnenwelt sind keineswegs an sich und in der That und Wahrheit dasjenige, als welches sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne der Menschen erscheinen; sondern es ist etwas höheres und verborgenes, welches der natürlichen Erscheinung

bloß zum Grunde liegt. Man kann diesen höhern Grund der Erscheinung in seiner höchsten Allgemeinheit sehr schicklich nennen: die göttliche Idee; und dieser Ausdruck: göttliche Idee, soll von nun an nichts mehr bedeuten, als eben den höhern Grund der Erscheinung, so lange, bis wir diesen Begriff weiter bestimmen.

2. Ein bestimmter Theil des Inhalts dieser göttlichen Idee von der Welt ist dem ausgebildeten Nachdenken zugänglich und begreiflich, und soll, unter der Leitung dieses Begriffs, durch die freie That der Menschen an der Sinnenwelt herausgebildet und ihr dargestellt werden.

3. Falls es unter den Menschen Einzelne geben sollte, welche, ganz oder theilweise, in den Besitz des zuletzt erwähnten Theils der göttlichen Idee von der Welt sich setzten —, sey es nun, um durch Mittheilung an Andere die Erkenntniß der Idee unter den Menschen zu erhalten und zu verbreiten, oder durch unmittelbares Handeln auf die Sinnenwelt diese Idee in ihr darzustellen —, so wären diese Einzelne der Sitz eines höheren und geistigeren Lebens in der Welt, und eine Fortentwicklung der Welt, so wie sie zufolge der göttlichen Idee erfolgen sollte.

4. Diejenige Art der Erziehung und geistigen Bildung in jedem Zeitalter, vermittelst welcher dieses Zeitalter die Menschen zur Erkenntniß des erwähnten Theils der göttlichen Idee zu führen hofft, ist die gelehrte Bildung, — und derjenige Mensch, welcher dieser Bildung theilhaftig wird, der Gelehrte desselben Zeitalters."

§. 45.

Die Wissenschaft und somit auch die Gelehrsamkeit, ist nothwendig nicht Sache eines Einzelnen (vgl. S. 75.), sondern eines besondern, dem Gesetze der Theilung der Arbeit gemäß sich ihr ausschließlich widmenden Standes. In sofern liegt nothwendig in dem Begriffe beider etwas

aristocratisches, ein Unterschied zwischen Wissenden oder Gelehrten, und Laien oder Volk; nur daß von dieser Aristocratie Niemand durch die bloße Geburt ausgeschlossen ist. Darauf beruht ferner, daß in eigentlich wissenschaftlichen Angelegenheiten den Laien keine Stimme, wenigstens keine entscheidende, gebührt; vgl. ob. S. 86. 107. Gerade darum aber, weil die Wissenschaft mit dem Leben selbst innig zusammenhängt und die Gelehrsamkeit die Spitze der Erkenntniß, menschliche und Gelehrtenbildung nicht zu trennen ist, kann keine ganz feste Gränzlinie gezogen werden, so wie es auch zu wünschen und zu befördern ist, daß diese Kluft zwischen Gelehrten und Volke immer mehr ausgefüllt, und wenigstens der für die allgemeine menschliche Bildung wichtigste Theil wissenschaftlicher Kenntnisse so viel wie möglich in das Bewußtseyn der Laien immer mehr eingehe, was auch nothwendig vortheilhaft auf jenen selbst zurückwirken muß; vorausgesetzt nur, daß diese Aufklärung eine ächte ist, und nicht zu seichter Halb-Wisserei, und damit nothwendig verbunden Dünkel (Ultracrepidamie!) führt.

1. „Das Volk besteht aus Idioten"; Kant Streit d. Facult. (V. Schr. III, 475.) „Was nicht wissenschaftlich ausgebildet ist, ist Volk." Fichte deduc. Plan u. s. w. S. 59. Der scharfsinnige Edle von la Mancha sagt: „Und glaubt nicht, daß ich Pöbel hier nur das gemeine niedrige Volk nenne, sondern jeder Unwissende, sey er auch Graf oder Fürst, muß zur Zahl des Pöbels gerechnet werden." Don Quixote VIII, 9. (Th. III. S. 227. d. Uebers. v. Tieck). — Uebrigens ist diese Unterscheidung nur eine leidige Folge irdischer Beschränktheit und sublunarischer Unvollkommenheit, gegen die immer mehr und mehr angekämpft werden muß: „Nur Weniges gelingt in der Natur, und bildet sich nach ihrer wahren Absicht aus;

so auch in des Menschen Natur; Alle sollten selbstständig und selbstdenkend, daher sehend und erfindend seyn, das ist ihr natürlicher Zustand. Aber der ist so verweset und verwirrt, daß die, welche naturgemäß sind, Ausnahmen machen, und Genies seyn müssen, oder genannt werden, und alle Andern in trübem Daseyn jenen alles auf eine Weile nachmachen: immer wenn es schon unzeitig ist, also verkehrt." Rahel II, 318.

So wenig Werth die gerade in unserer Zeit so übertrieben eifrig und aus ganz eigennützigen Motiven geförderte, mit Recht sogenannte Conversationslexicons-Bildung durch die „Pfennigsliteratur" u. d. m. der eigentlich wissenschaftlichen gegenüber hat, ist doch die Idee, die man diesem Phänomen zum Grunde legen kann, eine löbliche, und nach und nach wird das Gute hierbei schon immer mehr sich geltend machen, wenigstens ächte Aufklärung vorbereitet werden. Richtig sagt auch Jean Paul: „Manche höhere Wahrheiten wirken sogar zu Denen hinab, die sie nicht anzuerkennen glauben und die unbewußt und heimlich von ihnen durchdrungen werden, so wie der Regen sogar zu Pflanzen, die tief unterm Wasser stehen, erquickend hinabgreift." Selina I, 182.

2. Daß die wichtigste Staatsfrage der Gegenwart, die große Sache der Emancipation, sich nicht blos auf äußere Verhältnisse beziehen darf, sollte doch Jedem einleuchten! Auf Volksbildung im umfassendsten Sinne dieses Wortes kommt heutzutage alles an; vgl. Scheidler üb. d. Charakter unserer Zeit und d. polit. Hauptaufgabe uns. deutsch. Volks in Bran's Minerva 1836. Jan. und März; dess. Lebensfrage d. Europ. Civil. u. s. w. 1839. II, 12. Hierher gehört auch die treffende Bemerkung Herschel's üb. Stud. d. Naturwiss. S. 72.: „Erkenntniß kann von Weni-

gen weder angemessen ausgebildet, noch genossen werden; und obgleich die Bedingungen unserer Existenz auf der Erde von der Art seyn mögen, daß nicht Allen, welche geboren werden, eine überreichliche Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse verschafft werden kann, so ist doch gegen die Befriedigung unserer intellectuellen und moralischen Bedürfnisse kein solches Naturgesetz in Kraft. Erkenntniß wird nicht, wie Nahrung, durch den Gebrauch vernichtet, sondern vielmehr vermehrt und vervollkommnet. Sie erlangt durch allgemeinen Beifall vielleicht keine größere Gewißheit, doch aber wenigstens eine verstärkte Autorität und wahrscheinliche Dauer; und es ist kein System von Kenntnissen so vollständig, daß es nicht Zuwachs, oder so frei von Irrthum, daß es nicht Berichtigung erlangen sollte, indem es durch die Geister von Millionen wandert. Diejenigen, welche Erkenntniß um ihrer selbst willen bewundern und lieben, müssen wünschen, ihre Elemente Allen zugänglich gemacht zu sehen, wäre es auch nur, damit diese gründlicher geprüft und aus ihnen wirksamer die richtigen Folgerungen entwickelt werden, und damit sie jene Ducilität und plastische Beschaffenheit annehmen mögen, welche allein der Druck der verschiedenartigsten Geister ihnen dadurch ertheilen kann, daß sie dieselben beständig für ihre Zwecke formen. Dazu aber ist es nothwendig, daß sie so viel wie möglich von künstlichen Schwierigkeiten entkleidet und von allen solchen technischen Bezeichnungen befreit werde, welche sie Uneingeweiheten nur in dem Lichte unzugänglicher Kunstgriffe und Mysterien erscheinen zu lassen streben. Die Wissenschaft hat freilich, wie jedes andere Ding, ihre eigenthümlichen Ausdrücke und, so zu sagen, ihre Sprachidiome, welche zu verlassen, wenn es auch möglich wäre, doch unweise seyn würde; aber alles, was sie in ein seltsames und absto-

ßendes Gewand zu kleiden strebt, und besonders alles, was, um in ihren Lehrern einen Schein von Ueberlegenheit über die anderen Menschen zu unterhalten, einen unnöthigen Anstrich von Tiefe und Dunkelheit annimmt, sollte ohne Gnade geopfert werden. Dieses unterlassen, heißt absichtlich das Licht verschmähen, welches der unbefangene gesunde Menschenverstand auf jeden Gegenstand, selbst bei der Erläuterung der Principien, zu werfen vermag. Wo aber Principien auf practische Zwecke angewandt werden sollen, wird jenes ganz unerläßlich, da alle Menschen alsdann ein Interesse an deren so vollständigem Verständniß haben, daß bei ihrer Anwendung keine Mißgriffe entstehen können."

§. 46.

Demgemäß muß als höchster Zweck der Gelehrsamkeit und des Gelehrtenstandes angesehen werden, theils das höhere Selbstbewußtseyn für alles Handeln des Volkes und der Menschheit in sich zu haben und immer klarer zu entwickeln, namentlich die höchsten Zwecke des Menschenlebens deutlich zu erkennen und den Uebrigen stets vorzuhalten, theils in dem eignen Leben und Wirken diesen höchsten Zwecken stets und unverrückt nachzustreben, und so Vorbild für die Uebrigen zu seyn, somit vorzugsweise zu der Vervollkommnung des ganzen menschlichen Geschlechts und Lebens beizutragen. In sofern diese Aufgabe im wirklichen Leben erstrebt und möglichst gelöst wird, kann der Gelehrten-Beruf oder Stand als der höchste angesehen werden, wie dieß auch die Anerkennung desselben in der Erfahrung vielfältig beweist. Mens agitat molem! Die Gelehrten sind das „Salz der Erde"!

1. „Die Erzeugung menschlicher Geisteskraft und ihre verschiedenartige Offenbarung in dem Laufe der Jahr-

tausende und dem Umfange des Erdkreises ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muß. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des innern Daseyns ist das Einzige, was der Einzelne, in sofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woran sich unfehlbar wiederum große Individualitäten entwickeln." W. v. Humboldt Ueb. d. Kawisprache. 1836. Einl. S. XVIII. vgl. S. XXII, XXIX. —

2. „Es giebt ein Leben des menschlichen Geschlechts, nicht bloß des einzelnen Menschen. Von der Bestimmung des menschlichen Geschlechts werden nicht nur in den Individuen, sondern auch in den einzelnen Ständen nur einzelne Seiten erfüllt. Das Leben des menschlichen Geschlechts faßt diese besondern Bestimmungen der Stände und der Individuen in ein Leben des Ganzen zusammen, und das Leben jedes Standes ist eine Seite des Lebens des menschlichen Geschlechts. — Der Stand des Gelehrten enthält die der Wissenschaft zugewandte Seite des Lebens des menschlichen Geschlechts, das wissenschaftliche Leben des Menschengeschlechts. So können wir sagen, ungeachtet wir die Wissenschaft nicht als ausschließendes Eigenthum des Gelehrten betrachten; denn immer ist doch der Gelehrsamkeit nicht nur die Pflege und Förderung der Wissenschaft ausschließend eigenthümlich, sondern auch die Wissenschaft selbst in so weit vorzugsweise zugehörig, daß jede auf die Wissenschaft gerichtete Thätigkeit, wenn sie auch nur allgemeine Bildung, nicht Gelehrsamkeit bezweckte, sobald sie eine gewisse Höhe des Maßes erreicht, in den Kreis der Gelehrsamkeit übergeht. Die Bestimmung des Gelehrtenstandes ist demnach die höchste Bestimmung des Menschen, das innere Leben des Geistes, das reinste Leben

in der Idee, in der Vernunft, das Leben in der Erkenntniß, die Ausbildung des Erkenntnißvermögens in ihrem Gipfel, in der Wissenschaft. Der Stand der Gelehrten ist also ein dem höhern Leben geweihter Stand. Wenn Andere sich nach dem höhern Leben hinwenden, so thun sie es als Menschen, nicht aus Beruf des Standes; bei dem Gelehrten ist das höhere Leben Standesberuf. — Von aller Bildung des Menschen, von dem klaren Erkennen der menschlichen Dinge, worin auch das sittliche Leben seine Grundlage hat, ist die wahre Gelehrsamkeit unzertrennlich; daher ist die eigentliche Bestimmung des Gelehrtenstandes Förderung des Reiches der Vernunft, Reinigung, Erhebung und Veredelung des menschlichen Geschlechts." Tittmann a. a. O. S. 60.

„Dein Amt, Gebildeter, und deine Aufgab' ist,
„Aussprechen, was du fühlst, darstellen, was du bist.
„Denn Alles in der Welt ringt sich zu stellen dar,
„Und spricht sich unklar aus, du aber sollst es klar.
„Aufklären sollst du uns dies Dunkel und erklären,
„Wie schön die Dinge, wenn wir klar sie sähen,
wären.".

Rückert W. d. Br. II, 19.

„Wir sind auf einer Mission begriffen; zur Bildung der Erde sind wir berufen." Novalis Schr. II. S. 129.

„Von allen Menschen hat der Gelehrte den wichtigsten Beruf: Er soll Menschenbildner zur Menschlichkeit seyn, Gestalter und Nachschöpfer der unvollendeten Welt werden. Des neuern Nachrömischen Europa's bürgerliche Gesellschaft stellt ihn unter allen Ständen auf den höchsten und einzigsten Standort." F. L. Jahn Deutsches Volksthum S. 61. Dasselbe thut übrigens auch der civilisirte Orient, so bekanntlich die Hindus hinsichtlich ihrer Brahmanen; vgl. Me-

nus Gesetzbuch d. H. von Hüttner S. 19.). In den Sprüchen des Bhartriharis aus d. Sanscrit übers. v. P. v. Bohlen 1835. S. 61. heißt es:

„Gelehrsamkeit und Kenntniß sind die Schätze,
„Die sicher vor des Diebes Angriff sind;
„Wer sie vergeuden will, mehret sie,
„Und sie bestehen bis zum jüngsten Tage.
„Ja, die Gelehrten sind die wahren Reichen,
„Ihr, Fürsten, werdet nimmer ihnen gleichen!"

So bei den Hebräern die Propheten! Eben dahin gehören die bekannten Bibelstellen über den hohen Werth der Lehrer (z. B. Jac. V, 19. 20.). Vgl. auch des Persischen Dichters Hafis Divan übers. v. v. Hammer II, 573. Ein Tamulischer Spruch sagt: „gründliche Gelehrte werden Götter!" ein Arabischer: „ein ächter Gelehrter ist köstlicher denn rother Schwefel!" Vgl. Bombay popul. Philos. d. Perser S. 166.; v. Hammer Wiss. d. Orients I, 186.; Tholuck Blühtensamml. d. morgenl. Mystik S. 170.

3. Daß die Aufklärung im wahren Sinne der umfassendste letzte Zweck der Wissenschaft ist, wurde schon gezeigt, s. ob. S. 112. Daß sie das edelste Werk des Gelehrtenstandes ist, steht als Thatsache der Geschichte fest. Vgl. Herschel a. a. O. S. 75., welcher zugleich nachweist, wie die Wissenschaften des einen Gebietes auch auf andere vortheilhaft einwirken. „Endlich ist die Verbesserung, welche in dem Zustande der Menschheit durch die auf die nützlichen Zwecke des Lebens angewandten Fortschritte der physicalischen Wissenschaften bewirkt wird, weit entfernt, auf ihre directen Folgen hinsichtlich einer reichlicheren Befriedigung unserer physischen Bedürfnisse oder einer Zunahme unsers Wohlbefindens beschränkt zu seyn. So groß diese

Wohlthaten auch sind, so sind sie doch nur Schritte zu anderen von noch höherer Art. Die erfolgreichen Resultate unserer Versuche und Raisonnements in der Naturwissenschaft und die unberechenbaren Vortheile, welche eine systematisch befragte und leidenschaftlos überdachte Erfahrung auf rein physikalische Gegenstände gebracht hat, streben nothwendig dahin, etwas von dem wohl erwogenen und progressiven Character der Wissenschaft der verwickelteren Leitung unserer socialen und moralischen Beziehungen einzuprägen. So werden Gesetzgebung und Politik allmählig als Erfahrungswissenschaften, und die Geschichte nicht, wie vormals, als eine Aufzeichnung von Tyranneien und Metzeleien, welche durch die Verewigung verwünschenswürdiger Thaten eines Zeitalters nur den Ehrgeiz, sie in jedem folgenden aufs Neue zu begehen, unterhält, sondern vielmehr als ein Archiv von Versuchen, erfolgreichen wie fehlgeschlagenen, betrachtet, welches durch stufenweise Vervollständigung zur Lösung des großen Problems führt — wie die Vortheile einer Regierung den Regirten mit den möglich geringsten Beschwerden gesichert werden können. Der berühmte Denkspruch, daß Nationen niemals aus Erfahrung Gewinn ziehen, wird von Jahr zu Jahr weniger wahr. Die politische Oekonomie wenigstens hat anerkanntermaaßen gesunde, auf die moralische und physische Natur des Menschen gegründete Principien, welche, wie sehr sie auch immer bei besonderen Maaßregeln unbeachtet geblieben, selbst temporär verkehrt und verschrieen worden sein mögen, dennoch in jeder folgenden Generation eine gültigere Bestätigung erlangt haben, wodurch sie, früher oder später, zur Herrschaft gelangen müssen. Ist einmal die Idee, daß durch Aufwendung einer genügenden Menge ernster Gedanken und durch eine angemessene Verwendung von Mitteln große und edle Zwecke vollbracht werden können, durch welche der

Zustand des ganzen Menschengeschlechts dauernd verbessert werden muß, gefaßt und bewahrheitet, so ist sie an sich auch hinreichend, uns zu der ernstlichen Ueberlegung zu leiten, welche Zwecke wahrhaft groß und edel sind, entweder an und für sich selbst, oder als hinführend zu anderen von noch erhabenerem Charakter; weil wir jetzt nicht, wie vormals, ohne Hoffnung sind, sie zu erreichen. Es ist jetzt nicht unschädlich und gleichgültig, ob wir recht oder verkehrt handeln, weil wir nicht länger ohnmächtig und hülflos dem Strome der Ereignisse unterworfen sind, sondern uns fähig fühlen, wenigstens mit seinen Wellen zu kämpfen, und vielleicht sie zu überwältigen. Denn warum sollten wir verzweifeln, daß die Vernunft, welche uns geschickt gemacht hat, die ganze Natur unseren Absichten zu unterwerfen, nicht auch (wenn die göttliche Vorsehung es zuläßt und dazu hilft) eine weit schwierigere Eroberung vollenden, und zuletzt Mittel finden werde, es der gesammten Weisheit der Menschen gelingen zu lassen, jene Hindernisse wegzuräumen, welche individuelle Kurzsichtigkeit, Selbstsucht und Leidenschaft allen Verbesserungen entgegenstellen, und durch welche die höchsten Hoffnungen beständig vereitelt, und die schönsten Aussichten vernichtet werden?"

„Auch du kannst Wunder thun; sieh', alle Weisen
„In allen Zeiten thaten Wunder einst,
„Und thun sie immerfort. Sie machen Blinde
„Zu Sehenden, zu Hörenden die Tauben.
„Die Kranken heilen sie und sprengen Ketten
„Der Sclaven und bereiten allen Armen
„Das Himmelreich! — Vernunft allein thut Wunder!
„Gewalt der Wahrheit zwingt der Menschen Herzen.
„Wie viel Geschlechter hörten! Wie viel Völker
„Bekommen Augen! Wie viel Legionen
„Der Cherubim bedienen jetzt den Sohn

„Des Paradieses! Wie viel Teufel fahren
„Jetzt in die Säue, stürzen sich in's Meer
„Des Unsinns und der Lüge! — „„Glaubet nur:
„„Ihr werdet größ're Wunder thun als ich!““

L. Schefer Laienbrevier I, 39.

§. 47.

Gleichergestalt kann in subjectiver Hinsicht der Beruf des ächten Gelehrten als der edelste und schönste, oder beseligendste angesehen werden. Denn in ihm findet das dem Menschengeiste einwohnende Streben nach stetem Fortschreiten in der Erkenntniß stete Befriedigung, und erhält ihn geistig ewig jugendlich; zugleich bietet es durch die in dem Reiche der Ideen herrschende Harmonie dem Geiste, der dieselbe in der s. g. Wirklichkeit nur zu sehr und zu oft vermißt, Beruhigung und Trost, erhebt ihn in die freie sichere Region des Gedankens an die übersinnliche höhere Ordnung der Dinge, erfüllt ihn mit begeisternder Hoffnung auf stetes Fortschreiten der Menschheit, und verbindet sich so mit der höchsten Blüthe der Humanität, der Religion!

1. Die begeisterten und begeisternden Schilderungen des Platon, Aristoteles, Cicero u. s. w. von dem Beseligenden des Gelehrtenberufs können hier wohl als genugsam bekannt vorausgesetzt werden. „Vita sine literis mors est et hominis vivi sepultura!“ *Seneca* ep. 82. — Daß in der Wissenschaft schon das Streben seinen Lohn in sich habe, drückt Lessing durch den bekannten Ausspruch aus: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb!

die reine Wahrheit ist ja nur für Dich allein!" (Z. Theol. Eine Duplik. sämmtl. Schr. 1825. Th. V. S. 100.). — Wenn St. Martin sagt: „unsere künftige Glückseligkeit wird darin bestehen, daß wir jeden Augenblick etwas Neues erfahren werden" (vgl. Rahel III, 581.), so hat der stets in seiner Wissenschaft fortschreitende Gelehrte hienieden wenigstens einen richtigen Vorschmack dieser ewigen Seligkeit. „Das Herz wird bald des Lebens müde, aber nicht der Kopf; denn dieser findet in der Wissenschaft die Unendlichkeit, die jenes sucht." Jean Paul Selina II, 189. Daher das Verjüngende der ächten Gelehrsamkeit. „Ein wahrer Forscher wird nie alt! jeder ewige Trieb ist außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, desto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern." Novalis d. Lehrl. zu Sais (Schr. II, 102.), vgl. Göthe und Zelters Briefwechsel Th. III. S. 386. Göthe's Gedicht: Panacee, und Schleiermacher Moral V.

2. Auf das Tröstende und Beruhigende des ganzen Gelehrtenberufs läßt sich anwenden, was in dieser Hinsicht Lucretius von der Philosophie rühmt:

„Suave, mari magno turbantibus aequora ventis,
„E terra magnum alterius spectari laborem;
„Non quia vexari quemquam' st jucunda voluptas,
„Sed, quibus ipse malis careas, quia cernere suave' st.
„Suave etiam belli certamina magna tueri,
„Per campos instructa, tua sine parte pericli;
„Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
„Edita *doctrinâ sapientum templa* serena
„Despicere unde queas alios, passimque videre
„Errare, atque viam palanteis quaerere vitae."
de rer. nat. II. init.

„Aller menschlichen Verhältnisse Verbesserung, Veredelung und Verschönerung ist in der Richtung auf das innere Leben zu suchen. Nun findet aber der praktische Geist in dem Widerstreite zwischen der Idee und der Wirklichkeit überall um so schmerzlicheren Anstoß, je inniger sein Interesse an der Idee ist. Gesichert gegen diese Verletzung ist allein das Leben des Geistes in der Erkenntniß. Reinere Befriedigung und gesicherte Beruhigung des Geistes, Erfüllung der Sehnsucht kann nur das Leben in der Erkenntniß und in der Kunst dem sinnbegabteren Menschen gewähren; nicht bloß, weil dieses inneren Lebens Güter, unabhängig von der Gunst des Schicksals und dem Einwirken anderer Menschen, jedem in seinem eigenen Willen gesichert sind, sondern es mag auch, wenn irgendwo, hier vorzüglich das Vernünftige und ein reineres, edleres Gepräge des menschlichen Geistes gesucht werden. Zwar führt auch der Blick auf das Ganze der menschlichen Leistungen in Literatur und Kunst, und die schärfere Untersuchung selbst des trefflichen Einzelnen keineswegs zu einem rein erfreulichen Ergebniß. Aber dennoch sind vor allem Literatur und Kunst die Träger der Vernunft; ihr Gebiet vereinigt die edelsten Leistungen der gebildetsten und ausgezeichnetsten Geister, und mit dem Vorzuge, daß jeder, unabhängig von den nächsten Umgebungen der Zeit und des Landes, nur das Beste um sich sammeln, das Geringe liegen lassen kann. In dem Leben der Erscheinung, das uns kaum eine Wahl der Umgebung, kaum ein Zurückziehn von dem Schlechten gestattet, stößt man überall, außer dem Elende menschlicher Schicksale, auf die Herrschaft des Unvernünftigen, des Albernen, des Gemeinen und des Schlechten, und auf das bei der Unvollkommenheit des menschlichen Geschlechts tief in der Natur der öffentlichen Angelegenheiten gegründete Hinderniß ihrer vernünftigen Gestaltung. Daher ist die Zurückgezogen-

heit in das innere Leben schon als das einzige Mittel der Erhebung über die unseligen Eindrücke des äußeren Lebens der herrlichste Gewinn für das Leben des Menschen und des menschlichen Geschlechts. Nur das reine Interesse am Leben in der Idee, und vorzugsweise in der Erkenntniß, kann ein seliges Leben gewähren, so wie es seinem Wesen nach in seiner Reinheit ein heiliges Leben ist; es ist jene Weisheitsliebe, welche Plato meint, wenn er sagt, daß die Philosophen nicht werden regieren wollen, wie sie überhaupt nichts werden thun wollen, weil sie glauben, auf den Inseln der Seligen zu sein!" Tittmann a. a. O. S. 47. —

„Daß das Studiren tröste, hab' ich erfahren. Der einzige Trost in der Welt, wenn ja die Welt Trost hat, liegt in den Wissenschaften. Selbst die Unvollkommenheit unsers Wissens ist tröstlich.. — In den Wissenschaften liegt Lehr- und Trostamt eines guten, eines heiligen Geistes, den der Vater in unsern letzten Tagen gesandt hat, denen zur Stärke, welche ob dem Jammer, ob dem Elend dieser im Argen liegenden Welt darniederliegen! Wir haben die Natur, die Freiheit verlassen, und uns selbst in die Festung gebracht; die Wissenschaften sind da, um uns wenigstens in der Festung eine gute Aussicht zu verschaffen, um uns auf eine edle Art zu zerstreuen, die weder die Welt hat, noch etwas, das in der Welt ist: Studiren ist eine Art von Geisterseherei, eine Empfindung höherer Kräfte, ein Vorschmack des Himmels!" Hippel (Lebensläufe III, 308.). — „Niemand ist glücklicher als der Freund der Wissenschaften, diese ewigen Quellen himmlischen Vergnügens kann Niemand verstopfen; erinnere dich, was *Cicero* pro Archia sagt, und studire!" Joh. Müller (Siebelis Schulschriften S. 71.). „Die Studirstube ist noch die einzige Schlafkammer (Dormitorium) unsrer Leidenschaften und

das einzige Professhaus und der Glückshafen der Menschen, die dem breiten Strudel der Sinne und Sitten entgehen wollen. Die Wissenschaften sind mehr als die Tugend ihr eigner Lohn; jene machen der Glückseligkeit theilhaftig, diese nur würdig. Ein Gelehrter hat keine Langeweile; nur ein Thron-Insaß lässet sich gegen diese Nervenschwindsucht hundert Hof-Feste verschreiben, Gesellschaftscavaliere, ganze Länder und Menschenblut." Jean Paul Hesperus I, 7. Hdpftg. — „Von den Gelehrten kamen sie (Siebenkäs und der Pelzstiefel) auf die Gelehrsamkeit — — und dann flohen alle Wolken des Lebens, und im Reiche der Wissenschaften wurde das trauernde, mit dem Hungertuche verhüllte Haupt wieder aufgedeckt und aufgerichtet. — Der Geist ziehet die Bergluft seiner Heimath ein, und blickt von der hohen Alpe des Pindus hinab und drunten liegt sein schwerer verwundeter Leichnam, den er wie einen Alp seufzend tragen mußte. Wenn ein dürftiger verfolgter Schulmann, ein dürrer fliegender Magister legens, wenn ein Pönitenzpfarrer mit fünf Kindern, oder ein gehezter Hauslehrer jämmerlich dortliegt, mit jeder Nerve unter einem Marterinstrument: so kommt sein Amtsbruder, um welchen eben so viele Instrumente sitzen, und disputirt und philosophirt mit ihm einen ganzen Abend lang. — Wahrlich dann wird die Sanduhr der Folterstunde umgelegt — dann tritt glänzend Orpheus mit der Leier der Wissenschaften in die physische Hölle der zwei Amtsbrüder, und alle Qualen brechen ab, die trüben Zähren fallen vom glänzenden Auge, die Furienschlangen ringeln sich zu Locken auf, das Irionsrad rollet nur musikalisch in der Leier um, und die armen Sisyphi sitzen ruhig auf ihren zwei Steinen und hören zu . . . ." Jean Paul Siebenkäs II. Cap. 5. Vgl. Kepplers Leben von Breitschwerdt S. 91. *Gibbon* Memoirs I

158. *Lalande* Astron. I, préf. p. IX. (ed. 3.); Herder Ideen I, 178. (ed. *Luden*). Lamberts Leben v. Huber (Motto). J. G. Müller üb. Stud. d. Wiss. S. 5. Solgers Briefe und Nachlaß I, 132, 139, 151. Scheidler Psychologie I, S. 14 ff. Auch Engel's Traum des Galilāi (im Philos. für d. Welt. Th. II.) Heim's Leben von Keßler I, 179, 237. II, 8. und Rahel III, 562.

§. 48.

Um diesen in objectiver und subjectiver Hinsicht so wichtigen und schönen Gelehrtenberuf möglichst würdig ausfüllen zu können, sind Voraussetzungen oder Bedingungen erforderlich, die sich aus den bisherigen Erörterungen über den Begriff und Zweck der Wissenschaft größtentheils schon leicht von selbst ergeben. Dahin gehört zunächst die gehörige Organisation oder natürliche Anlage des abstracten Erkenntniß- oder Denkvermögens („Kopf", gesunde Urtheilskraft, Gedächtniß u. s. w.); sodann das reine Interesse an der Wahrheitsforschung (§. 38.), so wie die erwähnte Charakterstärke der Consequenz und Selbstverläugnung beim Forschen (§. 39.). Ferner die Vermeidung alles egoistischen vornehmen Isolirens, die Originalitätssucht, und die Aneignung eines ächten gelehrten Gemeingeistes, kraft dessen jeder Gelehrte sich nur als einzelnes dienendes Glied des großen Ganzen der Gelehrtenrepublik ansieht, und sich des ächten Liberalismus befleißigt, der auch fremde Individualität und fremdes Recht anerkennt.

Wie häufig leider! der gelehrte Handwerksstolz ist, der nur sein Geschäft für das edelste oder vornehmste hält, und das der Nachbarn verachtet und ignorirt, ist bekannt genug! Vgl. Fries Logik S. 361.

„In meinem Revier
„Sind Gelehrte gewesen;
„Außer ihrem eignen Brevier
„Konnten sie kein's lesen!"

Göthe.

Gerade bei der Wissenschaft ist ja das Zusammenwirken Vieler oder Aller noch viel nöthiger als z. B. bei der schönen Kunst, bei den Gewerben u. s. w.; daher muß alles egoistische sich Abschließen, alle Originalitätssucht als untrügliches Kennzeichen eines unächten Gelehrten angesehen werden.

„Es kann der Mann der Wissenschaft
„Fürwahr kein Egoist nicht seyn;
„Er fühlt, vollführet wird nur durch gesammte Kraft
„Das Werk, und nicht durch ihn allein."

Rückert Ged. II, 391.

Richtig bemerkt auch Novalis (Schr. II, 204.): „Sucht nach Originalität ist gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie einen seinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden behandelt, ist kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden; es ist ein actives Sammeln; die Bearbeitung des Gesammelten ist schon ein höherer Grad von Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles ist ihm fremd und eigenthümlich zugleich." Vgl. ob. S. 87. und Göthe's Epigramm auf die Originalen.

„Ein Quidam sagt: „ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand!"

§. 49.

Besondere Erwähnung und Beherzigung verdient in dieser Hinsicht die Cautel, daß der einzelne Gelehrte in dem unübersehbaren Gebiete der Wissenschaft sich seinen Privathorizont gehörig absteckt, d. h. weder zu eng, um bornirt alles nur aus seinem individuellen Standpunkt zu beurtheilen, noch zu weit, um an Gründlichkeit oder Tiefe zu verlieren, was er an Oberfläche oder Breite gewinnt. Namentlich muß sich jeder ächte Gelehrte vor der Pedanterie hüten, welche alles nach bloßen abstracten Begriffen beurtheilen und einrichten will, die bloße Theorie (das abstracte Wissen) schon für genügend für die Praxis hält und überhaupt in einer unverhältnißmäßigen Schätzung des Geringfügigen besteht, daher nur zu leicht in verwerfliche Micrologie und Charlatanerie ausartet.

1. Vgl. über obige Cautel besonders Fries Logik S. 336 ff., der zugleich treffend nachweist, wie die sog. Vernunftwissenschaften, Mathematik und Philosophie, in gewissem Grade Jedem zugemuthet werden sollten, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch macht. Vgl. Drobisch Phil. u. Math. S. 41 ff. Scheidler Psychol. I. S. 131—144.

2. Was den Pedantismus betrifft, so ist das eine Hauptmerkmal desselben die Sucht oder Manier Alles bloß und allein nach allgemeinen Begriffen, Grundsätzen, Regeln oder Maximen beurtheilen und einrichten zu wollen, ohne daran zu denken, daß das Abstracte nie das Concrete völlig erschöpfen kann, und daß es im wirklichen Leben eine unendlich fein nüancirte Beschaffenheit der Umstände giebt, welche ein geübtes unmittelbares Anschauungsvermögen (sog. Gefühl) und praktischen Takt voraussetzen und erfordern, wenn nicht verkehrte Urtheile und Handlun-

gen erfolgen sollen. Vgl. Schopenhauer Welt als Wille und Vorst. S. 90. Bachmann Logik S. 402. Solche Pedanten finden sich gut geschildert in Fielding's Tom Jones (der „Magister"), ferner von Lenz in den „Soldaten". (Hauptmann Pirzel; Werke herausgeg. v. Tieck I, 369.), dahin gehört auch der Simon von Friedberg in Tiecks „Blaubart", der Zuchthausprediger Süptiz in Jean Pauls „Komet", so wie der Kandidat Schomaker in den „Flegeljahren." Den (allerdings in gewisser Beziehung unläugbaren und verwerflichen) Moral-Pedantismus der Kantianer (Kant selbst warnt gegen die philisterhafte Aengstlichkeit und Selbstquälerei, die „den Lebensweg sich mit Pflichten wie mit Fußangeln pflastert") persifflirt treffend Schiller in der bekannten Xenie „Gewissensscrupel" — Eine nothwendige Folge dieser Ueberschätzung der bloßen Begriffe oder Theorie ist der so häufig bei Gelehrten vorkommende Fall, daß sie, die in abstracto Alles recht gut verstehen, in concreto sich nicht zu benehmen wissen. „Firmian hatte Kenntniß des Menschen, nicht der Menschen — er wußte genau, wie man unter gebildeten Menschen sprechen, stehen, gehen müsse, bracht' es aber nicht nach — nahm jede fremde äußere und innere Unbehülflichkeit wahr und behielt seine — wurde, wenn er Jahrelang seine Bekannten mit Welt und Ueberlegenheit behandelt hatte, erst auf Reisen inne, daß er, unähnlich dem Weltmann, über Uebekannte nichts vermöge. — — Was soll ich viel Worte machen? Er war ein Gelehrter!" Jean Paul Siebenkäs Cap. 8. (II. S. 102.). Vgl. Börne's trefflichen Aufsatz „vom sechsten Zinsthaler" (Schrift. Bd. III.). Ferner zeigt sich die Pedanterie der Gelehrten nur zu häufig in dem Mangel richtiger Beurtheilung oder Schätzung des Wesentlichen und Unwesentlichen in den

Kenntnissen; vgl. Tittmann Best. d. Gel. S. 57. Rehberg Schr. II, 255. Allerdings hat jede Erkenntniß für die Idee der Wahrheit irgend einen Werth (vgl. S. 98.), aber nicht jede denselben, und nicht für Jeden, der vielmehr seiner Individualität und der Kürze des Lebens gemäß seinen Privathorizont sich richtig abstecken und sich nicht mit dem beschäftigen muß, was unter demselben liegt, was ihm des Lernens nicht lohnt. Besonders verwerflich erscheint das Bemühen um Kenntnisse, seien diese auch an sich noch so wichtig, wenn die höhere sittliche Bildung darüber vernachlässigt wird. Vgl. ob. S. 121. In diesem Sinne tadelte bekanntlich schon Socrates das (einseitige) Studium der Mathematik und Naturwissenschaft; in diesem Sinne tadelte Pindar die sog. „Physiker", die der „Weisheit unreife Frucht pflückten", in diesem Sinn ist das (von Luther ganz falsch übersetzte) „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen" richtig. So ist auch Rückerts Spruch zu verstehen:

„Wie seinen Raub der Adler scharf,
„Siehst du so viel dein Herz bedarf.
„Nebelstern und Räderthier
„Gehören nicht in dein Revier."

Ged. II, 389. —

„Wie mangelhaft und falsch kann eines Menschen Wissen
„Von Himmelsläufen seyn, Mond- Sonnenfinsternissen
„Die Sterne werden durch sein Irren irr nicht werden,
„Weis er nur selber was er hat zu thun auf Erden.
„Und wenn er das nicht weiß, was hilft daß er die Bahn
„Des Himmels kennet, die er doch nicht wandeln kann!"

Weisheit d. Brah. III, 85. —

Uebrigens muß man in dem Urtheile über gelehrte Micrologie (Beispiele derselben und der sog. gelehrten Charlatanerie s. in Scheidler Psychol. I. S. 50 ff. und *Menken* de charlataneria eruditorum) vorsichtig seyn, und in historischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen auch das Unbedeutendste nicht schlechthin verwerfen, da es auf wichtige Folgen führen, und der Buchstabenklauber, und der nur mit physikalischen Spielereien Tändelnde, wie der Goldmacher gelegentlich bedeutende Entdeckungen und Erfindungen machen kann. Fries Logik S. 362. vgl. oben S. 98.

§. 50.

Insofern die Wissenschaft nicht absolut höchster Zweck ist (vgl. §. 40.), ihr nicht bloß ein absoluter Werth, sondern auch ein relativer (Nutzen) zukommt (§. 43.), dieselbe daher, wenn gleich nicht zum höchsten, aber doch auch zu einem Hauptzweck die Anwendbarkeit ihrer Ergebnisse für das wirkliche Leben anzusehen hat, ist auch der Gelehrtenstand auf das wirkliche Leben hingewiesen, und muß, zumal nur in einem geordneten politischen Gemeinwesen, wie die wahre Civilisation und Cultur überhaupt, so auch die der Wissenschaft insbesondere möglich ist, dem Staate Dienste leisten, und dadurch seinen Platz und Rang im Staate bezahlen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein wahrhaft civilisirter Staat der Wissenschaften und der Gelehrten auch für seine eignen unmittelbaren Zwecke nicht entbehren kann. Daher zerfällt der Gelehrtenstand in die Gelehrten im engern Sinn, die vorzugsweise die Erforschung, Vervollkommnung und Verbreitung der Wissenschaften um ihrer selbst willen sich zum Zweck machen, und in die sog. Studirten, die „Werkkundige der Gelehrsamkeit" (wie sie Kant nennt); welche zunächst und vorzugsweise die An-

wendungen der Wissenschaft für das wirkliche Leben oder den Dienst des Staats (im weitesten Sinne dieses Wortes, in welchem darunter auch die Kirchen- und die gewerblichen, ökonomischen, physischen u. s. w. Verhältnisse der Staatsgenossen begriffen werden) zum Lebensberuf haben. Bei dem nothwendigen innigen Zusammenhang der Wissenschaft und des Lebens (§. 42.) läßt sich hier keine scharfe Gränze ziehen, und insbesondere ist die Cautel zu beachten, daß auch der Gelehrte, welcher sich zu dem Staatsdienst s. str. bestimmt, keineswegs sein Studium blos darnach abmessen oder richten, sondern immer zunächst nur die möglichste eigentliche Gelehrtenbildung zu erstreben hat, theils weil diese mit der allgemeinmenschlichen nothwendig zusammenfällt, vgl. S. 132.; theils weil diese zugleich die wahre und beste Vorbereitung für den practischen Staatsdienst ist. Ueberhaupt zeugt es nur von niederer Sinnesart und gemeinem Streben, im freien Gebiete der Gedanken, im großen Reiche der Wissenschaften nicht nach dem möglichst Höchsten zu streben, oder das Höhere, Geistige zum bloßen Mittel für die niedern Bedürfnisse oder Begierden (§. 20. 46.) herabzuwürdigen. Daher darf auch der sog. „Studirte“ nicht ein bloßer „Brodgelehrter“ seyn, vgl. ob. S. 50 ff., und muß sich als Staatsdiener s. str. sehr vor dem hüten, was man sehr bezeichnend „Staatslaquaiengesinnung“ nennt. Unerläßlich ist endlich für alle, die die sog. höhern Staats- (so wie auch Kirchen-) -Aemter aspiriren, daß sie vor Allem erst Gelehrte im edelsten und umfassendsten Sinne des Wortes zu werden suchen.

1. Daß der Mensch nur im Staate sich vollkommen menschlich ausbilden könne, ist unbestreitbar und längst anerkannt, wie denn schon Aristoteles (Polit. I, 2.) den Menschen ein Ζῶον πολιτικον nennt, d. h. ein Geschöpf, das von der Natur selbst angewiesen ist, nicht

bloß gesellig (oder heerdenweise) zu leben, sondern ein gemeinsames Werk zu treiben (Hist. nat. I, 1.). Insofern kann man den Staat der Idee nach allerdings (mit Hegel) für die „Wirklichkeit der sittlichen Idee", für das „sittliche Universum" erklären. Daher müssen auch die Wissenschaften und Gelehrten dem Staate in diesem Sinne dienen, und insofern ist die practische Beziehung derselben wirklich als die letzte oder höchste anzusehen. „Was wollen denn zuletzt alle unsere Bemühungen selbst um die abgezogensten Wissenschaften? Lasset seyn, der nächste Zweck dieser Bemühungen sey der, die Wissenschaften fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, und in der Welt zu erhalten; warum sollen sie denn erhalten werden? Offenbar nur um zu rechter Zeit das allgemeine Leben, um die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. Dieß ist ihr letzter Zweck; mithin dient sonach, sey es auch erst in einer spätern Zukunft, jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staate. Giebt sie diesen Zweck auf, so ist auch ihre Würde und ihre Selbstständigkeit aufgehoben." Fichte Reden an die deutsche Nation S. 394. vgl. Steffens Idee der Universität S. 33.

2. Ueber den Begriff Gelehrten s. str. und die sog. „Studirten", so wie über das Verhältniß beider zu einander, vgl. Kant Streit d. Facult. (V. Schrift. III, 474.). Nösselt Anweis. z. Stud. d. Theol. I. §. 3. Fichte Wes. d. Gelehrt. S. 9, 147. Besonders wichtig ist in unserer Zeit die Bekämpfung der niedern Ansicht der „Brodgelehrsamkeit" oder des „Brodstudiums." Es ist übrigens nicht allein etwas Unwürdiges, sein Ziel von vorn herein so niedrig sich abstecken, sondern es ist auch unklug, da hierdurch die durch die Richtung aufs Höchste (möglichst universelle eigentliche Gelehrtenbildung) nothwendige größere Anstrengung und Uebung der Geisteskraft wegfällt, die

auch für das practische oder Geschäftsleben ihre guten Früchte getragen haben würde. Wir kommen auf diesen Punkt später noch zurück, und verweisen nur noch hier in dieser Beziehung auf Fichte's Worte in der im parânetischen Anhang mitgetheilten Vorlesung vom vollendeten Gelehrten im Allgemeinen, in der zugleich der wahre Gelehrtenberuf auf so treffende und erhebende Weise geschildert worden ist.

Zweiter Abschnitt.

Das Wesen der Universität.

I.

Begriff der Universität [1]).

§. 51.

Da die Wissenschaft nicht Sache des Einzelnen seyn kann, sondern nur des organisch vereinten Wirkens Vieler

---

1) Die Hauptschriften über das Wesen der Universität sind bereits oben S. 67 ff. nahmhaft gemacht. Ueber die Geschichte der Universitäten sind zu vergleichen: v. Savigny Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter. Bd. III. Schlosser Archiv für d. Gesch. Heft I. Wachler Geschichte der Literat. II, 139. Meiners Geschichte der hohen Schulen. 4 Bände. Dessen Vergleich. des Mittelalters u. s. w. II, 313. 318. 344. 378. 403. 463. Eichhorn deutsche Staats- und Rechtsgesch. II, 181. III, 323. Lingard Geschichte v.



(§. 24. 28.), und da der Einzelne erst zur Wissenschaft herangebildet werden muß, bevor er dieselbe seinerseits weiterbilden (als Gelehrter im engern Sinn) oder im wirklichen Leben (als Studirter) anwenden kann, so liegt es in der Natur der Sache, daß überall, wo sich der Geist zur eigentlichen Wissenschaft erhebt, sog. hohe oder Gelehrtenschulen entstehen; sie sind Vereine von Lehrenden und Lernenden, zur Erhaltung, Fortpflanzung und Vervollkommnung der Wissenschaften, und zwar sofern diese zunächst um ihrer selbst willen getrieben werden, oder auf die angegebene Weise für die Anwendung im Staatsleben (im höhern, umfassenden Sinne dieses Worts §. 50.) bestimmt sind. Insofern solche Hochschulen sich nicht auf einzelne Wissenschaften, sondern auf die Gesammtheit der in einer bestimmten Zeit vorhandenen Gelehrsamkeit beziehen, und zugleich Vorbereitungsanstalten für den Gelehrtenberuf in seinem gesammten Umfange sind, heißen sie Universitäten, wenn gleich die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes eine andere war.

„Universitäten hatten ihren Namen eigentlich nicht von einer Vereinigung des Unterrichts in vielen oder allen Wissenschaften (litterarum universitas), sondern dieser Name drückte ursprünglich bloß einen literarischen Staat im Staate, eine privilegirte Gilde oder Corporation der Lehrenden und Lernenden (universitas doctorum s. magistrorum et scholarium) aus." Eichhorn Geschichte der Literat. II, 71. Vgl. Thiersch üb. Tübingen S. 81. — Die älteste Be-

England (von Salis übersetzt). I, 140. II, 192. Leo Geschichte von Italien. II, 20. 36. 60. Dessen Mittelalter. II, 716. Welker Encyclop. u. Method. d. Rechtswiss. I, 533.

nennung für die Universitäten als eigenthümliche Lehranstalten (hohe Schulen) war studium (besonders in Italien). Meiners Geschichte der hohen Schulen. IV, 384. Die ältesten deutschen Universitäten zu Wien, Ingolstadt, Tübingen wurden von ihren Stiftern „ain hohe wirdige gefreyete und gemaine Schule," oder „ain hohe gemain wirdig und gefreyet Universitet und Schuel" genannt. Meiners a. a. O. Im XIV. Sec. war es gemeiner Sprachgebrauch das Wort Universitas oder Universität ohne weitern Zusatz zu gebrauchen. Gegen das Ende des XV. Sec. brauchte man den Ausdruck Gymnasium als gleichbedeutend mit Universität oder studium universale, generale (weil alle erlaubten Wissenschaften gelehrt werden sollten). Im XVI. und XVII. Sec. fügte man, zum Unterschied gewöhnlicher Gymnasien, das Wort sublimius bei (auch Halle, Göttingen und Erlangen führten diesen Titel). Im XVI. Sec. kam in Deutschland das Wort Academie als gleichbedeutend mit Universität auf.

§. 52.

Als die zwei ersten Hauptmerkmale, die nothwendig oder schlechthin wesentlich in dem Begriffe der Universität liegen, sind anzusehen: erstlich, daß auf diesen Schulen die Wissenschaft um ihrer selbst willen getrieben wird, und sodann, daß hier die Wissenschaften in ihrem gegenseitigen Zusammenhange gelehrt und gelernt werden können. Das dritte Merkmal, daß auf den Universitäten auch die künftigen sog. Staats- und resp. Kirchendiener (die Studirten) gebildet werden, ist in Beziehung auf die Wissenschaft nur als ein zufälliges, historisch gegebenes anzusehen. Hiernach läßt sich zugleich die Streitfrage bestimmen oder beantworten, ob die Universitäten im wahren Sinne des Wortes bloß der neueren Zeit angehören, oder nicht. In Bezie-

hung auf die beiden ersten Hauptmerkmale muß diese Frage verneint werden, da allerdings das Alterthum schon solche rein wissenschaftliche, auf universelle Menschenbildung gerichtete Gesammtschulen kannte.

Die Geschichte lehrt, daß die ersten Schulen überhaupt Priesterschulen waren, wie sich deren im alten Indien, Aegypten, Persien, sowie auch in dem germanischen Europa (Druiden) schon in frühester Zeit finden. In allen diesen ward jedoch nicht eigentliche Wissenschaft oder nicht um ihrer selbst willen gelehrt, sondern nur eine gewisse Menge Kenntnisse für anderweite, namentlich religiöse, politische ꝛc. Zwecke überliefert. Bei den Griechen dagegen entstand, wie gezeigt worden (S. 89.) zuerst die Wissenschaft in jenem Sinne, und hob sich in dem engen Raum von noch nicht drei Jahrhunderten (von Solon bis Alexander den Großen) zu einer von keinem der alten Völker erreichten Höhe. Bei ihnen finden wir zunächst ebenfalls niedere Schulen, in denen außer dem Lesen, Schreiben und Rechnen die Kunde der Dicht- und Tonkunst und die Gymnastik (von dem Grammatisten, Kitharisten und Pädotriben) gelehrt ward, welche keiner Priesterzunft unterworfen waren, übrigens aber unter einer strengen Aufsicht des Staates standen, von welchem die Lehrer gewählt, obwohl von den Eltern bezahlt wurden [1]). Sodann aber bildeten sich bereits zur Zeit des Solon, der durch seine Gesetzgebung die Geistesfreiheit vorzüglich begünstigte und dauerhaft machte [2]), jene berümten ältesten Weisheits- oder Philosophenschulen, an denen Männer aus eigenem Antriebe als Lehrer auftraten, welche mit hervorstechenden Anlagen

1) Thiersch gel. Schulen I, 1. S. 31 ff.
2) Fr. Schlegel Gesch. d. Lit. (Werke I. S. 25.).

des Geistes und Herzens eine erprobte Weltklugheit und alles damalige Wissen in sich vereinigend, in freier Wahrheitsforschung das Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen durch selbstständiges Denken zu ergründen, sich zum Lebensberufe gemacht hatten, und die Resultate ihrer Forschungen den Wißbegierigen, die sich ebenfalls aus freiem Antriebe um sie gesammelt, meist in laconischen, oft paradox erscheinenden Aussprüchen (Gnomen) mittheilten [1]). Es genügt, hier an die Namen: Thales, Anaxagoras, Heraklit, Pythagoras ꝛc. zu erinnern, von denen besonders der letztgenannte durch die organische Abgeschlossenheit und den politisch = ethischen Zweck seiner Schule ebenso sehr, als durch die ächte Wissenschaftlichkeit und Totalität seiner Lehre merkwürdig ist. In dieser Hinsicht sagt Dahlmann richtig: „Den Pythagoras im Kreise seiner Jünglinge kann man die älteste Universität nennen. Von ihm an gab es nur Specialschulen der Philosophen und Redner bis auf Aristoteles. Vor diesem gewaltigen Manne thaten sich Speculation, Natur und Geschichte gleichmäßig auf; der Grund tieferer Sprachkunde lag freilich außer der Sphäre des Alterthums. Allein wie Aristoteles im Lyceum Athens zweimal jedes Tages, Morgens und Abends, vor jetzt mehr, als 2100 Jahren lehrte, in gleich lebendigem Zusammenhange des Ganzen und harmonischer Entwickelung der einzelnen, derzeit selbstständigen Wissenschaften, so mag wohl auf keiner unserer Universitäten gelehrt worden seyn.“ Politik I, 277.

§. 53.

Die Universitäten sind zunächst zu erklären und werden mit Recht bezeichnet als Gesammt = Hochschulen, im

1) Otfr. Müllers Dorier II. S. 391.

Gegensatz zu den niederen Gelehrtenschulen, den Gymnasien, Lyceen ꝛc., weil es bei ihnen nicht auf das Erlernen einzelner Kenntnisse, sondern auf die wissenschaftliche Bildung ankommt, namentlich auf die Erweckung des Geistes der Wissenschaftlichkeit.

Am besten hat ohne Zweifel diese Hauptbestimmung der Universität aufgefaßt und dargestellt Schleiermacher (üb. Univers. S. 24): „Die Wissenschaft soll den Einzelnen zur Erkenntniß hinanbilden und der Einzelne soll auch wiederum für seinen Theil die Wissenschaft weiterbilden. Dieß sind die beiden Verrichtungen, auf welchem alles gemeinschaftliche Thun auf diesem Gebiete hinausläuft. Man sieht leicht, wie die erste von ihnen in der Gelehrtenschule (dem Gymnasium) ganz die Oberhand hat und in der Akademie im engern Sinne (oder der Gelehrten-Gesellschaft, dem Vereine der Meister der Wissenschaft unter einander), die andere. Die Schulen sind durchaus gymnastisch, die Kräfte übend, und besitzen ihren fremden Namen mit Recht. Den Knaben von besserer Natur und hervorstechenden Gaben, welche die Vermuthung erregen, er könne für die Wissenschaft empfänglich seyn, oder wenigstens eine Masse von Kenntnissen vortheilhaft verarbeiten, diesen übernehmen sie und versuchen, ob dem wirklich so sei. Zweierlei aber ist, woran sich zeigen muß, ob ein Mensch für diese höhere Bildung sich eigne: auf der einen Seite ein bestimmtes Talent, welches ihn an ein einzelnes Feld der Erkenntniß fesselt, auf der andern der allgemeine Sinn für die Einheit und den durchgängigen Zusammenhang alles Wissens, der systematisch-philosophische Geist. — Auf beides muß die Schule wirken. Sie muß elementarisch auf der einen Seite den gesammten Inhalt des Wissens in bedeutenden Umrissen vorführen, so daß jedes schlummernde Talent zu seinem Gegenstande

sich kann angelockt fühlen, und muß auf der andern dasjenige besonders herausheben und mit vorzüglichem Fleiß behandeln, worin die wissenschaftliche Form der Einheit und des Zusammenhangs am frühesten kann deutlich angeschaut werden, und was aus demselben Grunde zugleich das allgemeine Hülfsmittel alles andern Wissens ist. Aus dieser Ursache sind mit Recht Grammatik und Mathematik die Hauptgegenstände auf Schulen, ich möchte sagen die einzigen, die mit einem Anklang von Wissenschaftlichkeit können vorgetragen werden. Zugleich muß aber auch die Schule methodisch alle geistigen Kräfte so üben, daß sie bestimmt auseinandertreten, und ihre verschiedenen Functionen klar eingesehen werden, und sie so stärken, daß jede sich eines gegebenen Gegenstandes mit Leichtigkeit ganz bemächtigen kann. Dieß vereinigt durch die einfachsten und sichersten Operationen zu bewirken, ist das Ziel der Schulen. Die Schulen beschäftigen sich demnach nur mit Kenntnissen als solchen; die Einsicht in die Natur der Erkenntniß überhaupt, den wissenschaftlichen Geist, das Vermögen der Erfindung und der eigenen Combination suchen sie nur vorbereitend anzuregen; ausgebildet aber wird dieß Alles nicht in ihnen. Die Akademieen dagegen müssen dieß Alles bei ihren Mitgliedern voraussetzen, nur von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus, und durch das Bewußtseyn desselben wollen sie die Wissenschaften fördern; sie setzen also voraus, daß jedes Mitglied derselben über die philosophischen Principien seiner Wissenschaft mit sich selbst und den übrigen einverstanden sei, daß jedes sein Fach mit philosophischem Geist und von dem allgemeinen wissenschaftlichen Mittelpunkt aus behandele, sowie daß eben dieser in Allem sich ähnliche Geist in seiner Vermählung mit dem jedem Einzelnen eigenthümlichen Talent, Jeden zu einem wahren Glied der Akademie mache. Soll nun dieser

Geist dem Menschen von ohngefähr kommen im Schlaf? soll nur das wissenschaftliche Leben aus dem Nichts entstehen, nicht wie jedes andere durch Erzeugung? soll nur dieses in seinen ersten zarten Aeußerungen keiner Pflege bedürfen, und keiner Erziehung? Hier also liegt das Wesen der Universität. Diese Erzeugung und Erziehung liegt ihr ob, und damit bildet sie den Uebergangspunkt zwischen der Zeit, wo durch eine Grundlage von Kenntnissen, durch eigentliches Lernen die Jugend erst bearbeitet wird für die Wissenschaft, und der, wo der Mann in der vollen Kraft und Fülle des wissenschaftlichen Lebens nun selbst forschend das Gebiet der Erkenntniß erweitert oder schöner anbaut. Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Processes, mit der Aufsicht über seine ersten Entwickelungen zu thun. Aber nichts geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensproceß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmählig in sich herausarbeiten, — dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier nicht nur mehrere, wären es auch andere und höhere, Kenntnisse sollen eingesammelt, sondern die Gesammtheit der Erkenntniß soll dargestellt

werden, indem man die Principien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des Wissens hineinzuarbeiten. Hieraus erklärt sich die kürzere Zeit, welche jeder auf der Universität zubringt als auf der Schule; nicht als ob nicht um Alles zu lernen mehr Zeit erfordert würde, sondern weil man das Lernen des Lernens wohl abmachen kann in kürzerer; weil eigentlich was auf der Universität verlebt wird, nur Ein Moment ist, nur Ein Act vollbracht wird, daß nemlich die Idee des Erkennens, das höchste Bewußtsein der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menschen aufwacht. Hierauf weisen alle Eigenthümlichkeiten hin, welche die Universität von der Schule auf der einen, von der Akademie auf der andern Seite unterscheiden. Auf der Schule geht man nach den Gesetzen des leichtesten Fortschrittes von einem Einzelnen zum Andern über, und ist wenig bekümmert darum, ob Jeder überall etwas Ganzes vollende. Auf der Universität dagegen ist man hierauf so sehr bedacht, daß man in jedem Gebiet das Encyclopädische, die allgemeine Uebersicht des Umfanges und des Zusammenhanges als das nothwendigste voranschickt, und zur Grundlage des gesammten Unterrichts macht. Und die Hauptwerke der Universität als solcher sind Lehrbücher, Compendien, deren Endzweck nicht ist die Wissenschaft im Einzelnen zu erschöpfen oder zu bereichern, wo auch weder das leichteste noch das schwerste noch das seltenste den Vorzug genießt bei der Auswahl, sondern deren Verdienst in der höhern Ansicht, in der systematischen Darstellung besteht, und welche dasjenige am meisten herausheben, worin sich am faßlichsten die Idee des Ganzen darstellt, und wodurch Umfang und innere Verbindung desselben am anschaulichsten wird."

§. 54.

Streng genommen, ist daher der Unterricht auf der Universität und somit das wahre Wesen desselben von dem auf der Gelehrtenschule nicht dem Stoffe oder Gegenstande, sondern der Form oder Behandlungsweise nach verschieden. Die Universität ist nicht eigentlich bestimmt, ein bloßes Wissen in den Schülern fortzupflanzen, sondern sie soll eine wahre Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs seyn. Das bloße Wissen könnte, da es dermalen über jedem Zweig der Wissenschaften einen Ueberfluß von Büchern giebt, vollkommen und weit bequemer aus diesen letztern geschöpft werden; daher muß der Zweck der Universität nicht darauf gerichtet seyn, den in den Büchern schon niedergelegten Lehrstoff zu wiederholen, sondern die Selbstthätigkeit des Schülers anzuregen und zu leiten, damit sie das Wissen in jedem Sinne in Werke verwandeln lernen. Die Universität hat Staatsmänner, Gesetzgeber und Richter, Seelsorger, Heilkünstler und Pädagogen zu bilden, aber auch Gelehrte in engern Sinne, die das wissenschaftliche Vermächtniß zu umfassen und selbstständig eingreifend weiter zu führen vermögen. Ueberall ist also das Positive, das historisch Gegebene nur Vehikel, nie letzter Zweck; und es besteht daher die Aufgabe, theils das positiv zu Wissende vollständig und in der gediegensten Form mitzutheilen, theils aber auch nach jenen beiden Richtungen hin es zum freien Eigenthum des Schülers zu machen, auf daß er nach Kraft und Anlage entweder es wissenschaftlich erweitern, oder in seinem besondern practischen Fache es besonnen ins Leben führe.

Diesen Punkt entwickelt Fichte (deduc. Plan zu einer in Berlin zu erricht. höhern Lehranstalt, Tübingen 1817. S. 8., vgl. Dess. Leben I, 522.) folgendermaßen:

„Man studirt ja nicht, um lebenslänglich und stets zum Examen bereit das Erlernte in Worten wieder von sich zu geben, sondern um dasselbe auf die vorkommenden Fälle des Lebens anzuwenden, und so es in Werke zu verwandeln; es nicht bloß zu wiederholen, sondern etwas anderes daraus und damit zumachen; es ist demnach auch hier letzter Zweck, keineswegs das Wissen, sondern vielmehr die Kunst, das Wissen zu gebrauchen. Nun setzt diese Kunst der Anwendung der Wissenschaft im Leben noch andere der Akademie fremde Bestandtheile, Kenntniß des Lebens nämlich, und Uebung der Beurtheilungsfähigkeit der Fälle der Anwendung voraus, und es ist demnach von ihr zunächst nicht die Rede. Wohl aber gehört hierher die Frage, auf welche Weise man denn die Wissenschaft selbst so zum freien, und auf unendliche Weise zu gestaltenden Eigenthume und Werkzeuge erhalte, daß eine fertige Anwendung derselben auf das, freilich auf anderem Wege zu erkennende Leben möglich werde. Offenbar geschieht dieß nur dadurch, daß man jede Wissenschaft gleich anfangs mit klarem und freiem Bewußtsein erhalte. Man verstehe uns also. Es macht sich vieles von selbst in unserm Geiste, und legt sich demselben gleichsam an, durch einen blinden und uns selber verborgen bleibenden Mechanismus. Was also entstanden, ist nicht mit klarem und freien Bewußtseyn durchdrungen, es ist auch nicht unser sicheres, und stets wieder herbeizurufendes Eigenthum, sondern es kommt wieder oder verschwindet nach den Gesetzen desselben verborgenen Mechanismus, nach welchem es sich erst in uns anlegte. Was wir hingegen mit dem Bewußtseyn, daß wir es thätig erlernen, und dem Bewußtseyn der Regeln dieser erlernenden Thätigkeit, auffassen, das wird zufolge dieser eignen Thätigkeit, und dem Bewußtsein ihrer Regeln ein eigenthümlicher Be-

standtheil unserer Persönlichkeit und unseres frei und beliebig zu entwickelnden Lebens. Die freie Thätigkeit des Auffassens heißt Verstand. Bei dem zuerst erwähnten mechanischen Erlernen wird der Verstand gar nicht angewendet, sondern es waltet allein die blinde Natur. Wenn jene Thätigkeit des Verstandes, und die bestimmten Weisen, wie derselbe verfährt, um etwas aufzufassen, wiederum zu klarem Bewußtseyn erhoben werden, so wird dadurch entstehen eine besonnene Kunst des Verstandesgebrauchs im Erlernen. Eine kunstmäßige Entwicklung jenes Bewußtseyns der Weise des Erlernens — im Erlernen irgend eines gegebenen — würde somit, unbeschadet des jetzt aufgegebenen Lernens, zunächst nicht auf das Lernen, sondern auf die Bildung des Vermögens zum Lernen ausgehen. Unbeschadet des jetzt aufgegebenen Lernens, habe ich gesagt, vielmehr zu seinem großen Vortheile, denn man weiß gründlich und unvergeßlich nur das, wovon man weiß, wie man dazu gelangt ist. Sodann wird, indem nicht bloß das zuerst gegebene gelernt, sondern an ihm zugleich die Kunst des Erlernens überhaupt gelernt und geübt wird, die Fertigkeit entwickelt, ins Unendliche fort nach Belieben leicht und sicher alles andere zu lernen; und es entstehen Künstler im Lernen. Endlich wird dadurch alles erlernte oder zu erlernende ein sicheres Eigenthum des Menschen, womit er nach Belieben schalten könne; und es ist somit die erste und ausschließende Bedingung des praktischen Kunstgebrauchs der Wissenschaft im Leben herbeigeführt und erfüllet. Eine Anstalt, in welcher mit Besonnenheit und nach Regeln das beschriebene Bewußtseyn entwickelt, und die dabei beabsichtigte Kunst geübt würde, wäre, was folgende Benennung ausspricht: eine Schule der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs."

§. 55.

Hiermit hängt die Eigenthümlichkeit des akademischen Unterrichts zusammen, daß derselbe nothwendig ein persönlicher, oder aus Individualität hervorgehender und auf dieselbe wiederum berechneter ist, im Gegensatze des unpersönlichen, bloß allgemeinen Bücherstudiums. Wesentlich ist ferner dem Universitätsunterricht das Princip der wissenschaftlichen Organisation, d. h. der organischen oder lebendig fortbildenden und belebenden Kraft der Wissenschaft im Gegensatz gegen die todte Ueberlieferung alles bloßen Buchstaben- oder Bücherwissens. In beiderlei Beziehung erscheint die Universität als eine auch bei der größten Ausbildung und Verbreitung der Literatur keineswegs überflüssige, sondern durchaus bleibend nothwendige Anstalt, deren lehrenden Mitgliedern übrigens allein überlassen bleiben muß, auf welche (acroamatische oder erotematische) Weise sie das letztgenannte organische Princip in ihren Lehrvorträgen geltend machen wollen, weil hierbei, wo es sich um etwas Individuelles und Lebendiges oder Belebendes handelt, abstracte oder allgemein bindende Regeln oder Vorschriften ganz am unrechten Ort seyn würden.

1. In dem trefflichen Aufsatze v. Savignys (Ranke's hist.-polit. Zeitschr. 1832. Septbr.) über Wesen und Werth der deutschen Universitäten, werden die erstgenannten zwei Hauptmomente für die richtige Beurtheilung des Universitätsunterrichts folgendermaßen entwickelt: „Der Schriftsteller redet zu Allen, die an seiner Wissenschaft Theil nehmen, Gegenwärtigen und Künftigen, ohne Unterschied ihrer Bildungsstufe. Die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, in welcher dieses Publikum vor der Seele des Schriftstellers steht, wird unvermeidlich auch seinem Vortrag einen allgemeinen Charakter geben. Sein Werk hat in dem Maaße Werth,

als dadurch für die Begründung oder Entwickelung der Wissenschaft ein neuer Gewinn entsteht. Es kommt also nur in Betracht als einzelne Thatsache in der Geschichte dieser Wissenschaft, und der Schriftsteller selbst ist gleichsam nur ein Organ des idealen Geistes, durch welchen diese Wissenschaft fortgehend gebildet wird. So wirkt Alles zusammen, um die Persönlichkeit des Schriftstellers, und den besondern Weg seiner individuellen Entwickelung dem Auge des Lesers zu entrücken.

Ganz anders der Universitätslehrer. Ihm gegenüber steht eine Anzahl bestimmter, persönlich bekannter Individuen, Alle auf ziemlich gleicher Bildungsstufe, dieser Wissenschaft in der Regel noch unkundig, aber mit frischer, unabgenutzter Jugendkraft. Diesen Schülern soll die Wissenschaft, so weit sie gegenwärtig entwickelt ist, in dem Lehrer gleichsam personificirt erscheinen. Er soll das, was in langer Zeit und sehr allmählig entstanden ist, so lebendig in sich aufgenommen haben, daß ein ähnlicher Eindruck entsteht, als wäre die Wissenschaft jetzt und mit einem Male in seinem Geiste erzeugt worden. Indem nun so der Lehrer die Genesis des wissenschaftlichen Denkens unmittelbar zur Anschauung bringt, wird in dem Schüler die verwandte geistige Kraft geweckt und zur Reproduction gereizt; er wird nicht blos lernen und aufnehmen, sondern lebendig nachbilden, was ihm im lebendigen Werden zur Anschauung gebracht ward. Auch schon im Bücherstudium machen wir die Erfahrung, daß uns oft Ansichten oder Thatsachen vor Augen treten, wohl auch deutlich und überzeugend werden, ohne sich uns bleibend einzuprägen, während dieselben Gedanken, bei günstiger Stimmung unsers Geistes, von dessen productiver Kraft erfaßt, und so uns assimilirt und angeeignet werden. Was nun hierin meist die Wirkung ganz subjectiver und zufälliger Umstände, zuweilen das Verdienst geistreicher Darstel-

lung des Schriftstellers ist, das kann und soll bei recht angewendeten persönlichen Unterricht die regelmäßige Frucht dieser Form der Mittheilung seyn. Nun kann sich zwar diese höhere Wirksamkeit persönlicher Mittheilung unter allen Umständen bewähren; aber daß sie gleich mit dem ersten Eintritt in die Wissenschaft verbunden wird, daß die Frische des Jünglingsalters hinzutritt, und die Wechselwirkung Vieler, die gleichzeitig denselben Eindruck an sich erfahren, das ist es, was den Universitäten ihren hohen, durch Nichts zu ersetzenden Werth verleiht. So kann man auf sie anwenden, was ein großer Meister in anderer Verbindung gesagt hat [1]: „„Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles was er vermag auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder physisch noch moralisch aussterben lassen."" — Es muß zu gegeben werden, daß die äußerliche Unentbehrlichkeit der Universitäten (seit der Erfindung der Buchdruckerkunst) für unsere Zeiten nicht mehr vorhanden ist, weßhalb man ihre Wichtigkeit für vermindert halten möchte. Auf der andern Seite aber ist eben in diesem Fortgange der Zeiten ein neuer Grund entstanden, durch welchen ihr Werth wiederum erhöht wird. Es ist unverkennbar, daß durch die fortgehende Einwirkung des Bücherdrucks die mechanischen Bedingungen der Verbreitung, und selbst der Entwickelung der Wissenschaften ungemeine Fortschritte gemacht haben, daß aber zu gleicher Zeit die einzelnen Erscheinungen wissenschaftlicher Thätigkeit unpersönlicher werden. Eine solche im großen Gange der Weltgeschichte gegründete

---

1) Göthe's Leben. Bd. 2. S. 270.

Veränderung zu hindern ist unmöglich, sie zu beklagen unnütz; möglich aber und heilsam ist es, entgegengesetzte Kräfte zu erwecken und zu pflegen, wodurch das, was nur in seiner Einseitigkeit verderblich werden kann, zur wahren Bereicherung und Belebung unsers geistigen Zustandes umgewandelt wird. So können sich unter uns die Universitäten eine neue Art von Wichtigkeit erwerben, indem sie gleichsam dem Persönlichen in der Wissenschaft eine Zuflucht gewähren, und indem so in ihrem engern Kreise dasjenige Verhältniß fortlebt, welches in der alten Welt und bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst für alle wissenschaftliche Mittheilung Statt fand, in welchen Zeiten diese Mittheilung eingeschränkter war in ihren äußern Mitteln, aber wärmer und menschlicher in ihrer Wirkung auf Einzelne." —

2. Sehr klar ist alles dieß, so wie der am Schlusse dieses §. erwähnte Punkt, auch in einem von einer bedeutenden Anzahl der ausgezeichnetsten Gelehrten Schwedens im J. 1825. ausgestellten Gutachten über die zeitgemäßen Reformen der gesammten Unterrichtsanstalten ausgesprochen worden, aus welchem Prof. Wilda in Halle in seinem Aufsatze über die schwedischen Universitäten [1]) unter andern folgende Stelle mittheilt, welche zugleich die Verkehrtheit des neuerdings von Theremin und Diesterweg gemachten, ganz undeutschen und in jedem Sinne schulmeisterhaften Vorschlags, den Kathedervortrag abzuschaffen, in helles Licht setzt. „Die Buchdruckerkunst und die dadurch erleichterte Möglichkeit, sich aus Büchern selbst zu unterrichten, hat weder die Universitäten überflüssig gemacht, noch die Nothwendigkeit erzeugt, die Vorlesungen aufzugeben, und dialogische Unterrichtsweise, Besprechungen u. s. w. über den Inhalt von Lehrbüchern an deren Stelle zu

1) Bran's Minerva 1836, Augustheft.

setzen. In den Vorlesungen muß und kann gar Manches mitgetheilt werden, was sich in der Art und Weise in keinem Buche findet, das auch ohnehin nie die Kraft des lebendigen Wortes ersetzen kann. Die erotematische Methode gehört aber der Zeit an, als die Wissenschaften sich noch in ihrer Kindheit befanden. Sie war damals die gewöhnlichste, und selbst die schriftliche Darstellung, welche anfänglich bloß dazu bestimmt war, eine Ergänzung der mündlichen auszumachen, und das zu fixiren und aufzubewahren, was auf eine lebendigere, aber vergänglichere Art mitgetheilt war, nahm damals oft die dialogische Form an. Später ist diese seltener, und gewöhnlicher geworden, daß der Verfasser in seinem eigenen Namen sprach, und seine Gedanken in einem ununterbrochenen Zusammenhange zu entwickeln suchte, und die entsprechende Veränderung hat dann auch bei der mündlichen Unterweisung, d. h. der höhern und eigentlich wissenschaftlichen, Statt gefunden. Für die Beibehaltung der jetzigen Weise ist anzuführen, daß bei der dialogischen Form man sich nach der Fassungskraft und Individualität der Einzelnen zu sehr bequemen müßte, wodurch bei einer größern Menge von Zuhörern für eine große Zahl entweder Vieles verloren ginge, oder überflüssig wäre; ferner, daß das Zusammenfassen der Wissenschaft in ein mehr systematisches Ganze, was gerade bei dem stets wachsendem Umfange immer nothwendig werde, unmöglich seyn würde, so wie überhaupt bei einem bloßen Examiniren über ein Lehrbuch der Vortrag den eigentlich höhern wissenschaftlichen Charakter ganz verlieren, und schulmeisterlich werden würde. Die Lehrer, welche sich nur über ein Lehrbuch mit ihren Schülern zu besprechen, und gelegentliche Erklärungen mitzutheilen hätten, würden dadurch der gewiß vortheilhaft wirkenden Anforderung überhoben, einen vollständigen Lehrcursus ihrer Wissenschaft auszuarbeiten, und wenn sie

bei Ansehen sich irgend erhalten wollen, diesen immer wieder einer neuen Revision und Umarbeitung zu unterwerfen, und auch dieses würde den Wissenschaften überhaupt zum Nachtheile gereichen. Eine Ansicht, der man gewiß nur wird beistimmen können, da sicherlich manche verdienstliche Forschungen und Werke aus dem Studium zu den Vorlesungen hervorgegangen sind. Es schließen übrigens, setzen die Berichterstatter hinzu, die zusammenhängenden Vorträge, Repetitorien, Conversatorien und Uebungen aller Art nicht aus, es muß aber jedem Lehrer überlassen bleiben, nach eigenem Gutdünken in dem Maße und der Weise, wie er es am zweckmäßigsten hält, davon Gebrauch zu machen. Alle zu bestimmten Vorschriften in dieser Hinsicht würden dem geschickten Lehrer die Hände binden, und durch den Zwang einer kurzsichtigen Vormundschaft seine Wirksamkeit für die Jugendbildung schwächen."

§. 56.

Die Universitäten sind ferner in ihrem bleibenden Bestandtheile, den Lehrern, eigentlich Gelehrten-Gesellschaften oder Akademien s. str., d. h. Vereine der Meister der Wissenschaft unter einander für den unmittelbaren Zweck der Erweiterung und Fortbildung der Wissenschaft. Daher kommen den Universitätslehrern eo ipso alle Rechte der selbstständigen Mitglieder der Gelehrtenrepublik (z. B. Schreib- oder Preßfreiheit) zu, namentlich die akademische Lehrfreiheit, über deren Unerläßlichkeit wenigstens auf den protestantischen Universitäten Deutschlands nur Eine Stimme ist.

Vgl. über die akad. Lehrfreiheit Michaelis Räsonnement II, 14. Nösselt's Leben v. Niemeyer II, 121. Thiersch gel. Schulen II, 296. v. Savigny

a. a. O. S. 578. Dahlmann Politik I, 290. Mohl Polizeiwiss. I, 478. Steffens üb. Deutschl. protest. Univ. S. 74. Wir führen hier nur in extenso die Worte des Staatsraths v. Jakob an, der bekanntlich nicht in dem Rufe ultraliberaler Ansichten steht, und sich in s. Schrift: üb. akad. Freiheit und Disciplin, Halle 1820, folgendermaaßen äußert: „In unsern Universitäten liegt ein tiefer Sinn, dem man, wie es scheint, nirgends näher gekommen ist, als in der Organisation der protestantischen Universitäten Deutschlands und der ihnen ähnlichen Schottländischen Universität Edimburg. Man ist von der gegründeten Voraussetzung ausgegangen, daß da die Wissenschaften am besten gedeihen, wo man nicht bloß Materialien des Denkens und Resultate der Weisheit vergangener Zeiten vor sich findet, sondern wo vereinte Geister in vollkommener Freiheit wirken, und in ihrem Denken und Nachforschen durch weiter nichts geleitet werden, als durch eigene Einsicht und freie Ueberzeugung. Freiheit ist nicht Gesetzlosigkeit. Freiheit ist das Princip, nach dem Gesetz zu handeln, ohne äußern Zwang, seinen Zweck nach eigener Einsicht zu verfolgen. — Frei sollen die academischen Lehrer die Wahrheit erforschen, und nichts als dieses Ziel soll sie dabei leiten. Ihr Gewissen und ihre literarische Ehre ist das einzige, was ihren Vorträgen Bedingungen vorschreibt. Im Reiche der Wissenschaften gilt keine äußere Gesetzgebung. Kein Symbol engt die Denker ein, keine Glaubenscommission schreibt ihnen vor, was das Resultat ihrer Nachforschungen seyn soll, keine Staatsbehörde mischt sich in den Gang ihrer Untersuchungen. Vielmehr soll aus ihren Forschungen und aus ihrem Unterrichte erst hervorgehen, was für Kirche und Staat die beste positive Norm sei. Alle Staats- und Kirchendiener werden erst

durch die Universitäten gebildet, und die Resultate der Einrichtungen des Staates und der Kirche entspringen erst aus den Köpfen von Männern, welche ihre Bildung auf der Universität empfingen. Die Lüge kann nicht aufkommen, das Falsche kann nicht herrschen, wo Freiheit des Geistes waltet. Denn sein natürliches Streben ist auf Wahrheit und auf Zerstörung des Falschen gerichtet. Unter dem Schilde einer solchen Freiheit sind in Deutschland, wo sie seit einigen Jahrhunderten die meisten Fesseln abstreifte, die Wissenschaften mehr, als in irgend einem andern Lande gediehen, besonders die, welche, ohne Freiheit, nichts als unseligen Schulkram erzeugen — Philosophie und Theologie. — Darin besteht also die academische Freiheit der Universitätslehrer, daß sie beim Vortrage der Wissenschaften bloß und allein ihrer innern Ueberzeugung und ihrem Gewissen folgen, und durchaus nicht gebunden seyn sollen, ein positives Glaubens- oder Dogmensystem zu lehren, das sie nicht aus innerer Ueberzeugung für wahr halten könnten. Sie gestattet ihnen, die Wahrheit oder Falschheit des Positiven zu prüfen, und bindet sie durchaus an kein bestimmtes Resultat ihrer Untersuchungen. Keine äußere Gewalt, kein thätlicher Angriff soll sie verhindern, ihre Meinung frei zu sagen und mit Gründen zu vertheidigen."

§. 57.

Geschichtlich erscheinen die Universitäten endlich als höchste wissenschaftliche Corporation des Staates. Insofern nämlich für jeden wahrhaft civilisirten Staat die Wissenschaften unentbehrlich sind (§. 43.), und jeder solcher Staat einen Centralpunct der wissenschaftlichen Cultur bedarf, bildet die Universität als Repräsentantin der organischen Gesammtheit der Wissenschaften und als höchste Unterrichtsanstalt, so

wie als höchste inappellable Entscheidungsbehörde in allen Staats-, Rechts- und und andern Sachen, wobei es auf die Lösung schwieriger Fragen durch wissenschaftliche Untersuchungen und Bestimmungen — durch sog. Facultätsgutachten — ankommt, einen freien, innerhalb seines Gebiets selbstständigen Verein, der in dem System der den ganzen Staat bildenden Gesellschaften als eine der höchsten Corporationen erscheint, und dem gewisse Privilegien oder Vorrechte, sowie gewisse Corporativrechte, namentlich Autonomie in den eignen innern Angelegenheiten, wesentlich zustehen. Insbesondere gehört hierher, daß in dieser Corporation die Einzelnen, sobald sie nur den Forderungen der Statuten Genüge gethan, sich als Lehrer (s. g. Privatdocenten) selbst aufwerfen können.

Hierüber kann natürlich hier das Weitere nicht mitgetheilt werden. Vgl. über diese Autonomie und die Privilegien der Universitäten Scheidler's Idee d. Univ. u. s. w. S. 208, 398. und die daselbst angeführten Schriften von Meiners, Savigny, Eichhorn u. s. w. Darüber, daß Privatdocenten, wie auch ihr Name deutlich genug sagt, keine Staatsdiener s. str. sind, und über die große Wichtigkeit dieses Instituts vgl. Michaelis Räsonnement Th. III. S. 2 ff. Thiersch gel. Schulen. Abth. III. S. 313. Mayerhoff d. deutsch. Hochsch. S. 75. Zachariä in Pölitz Jahrbüchern 1837. Octob., Scheidler a. a. O. S. 302 ff. und Cousin in s. bekannten Bericht, übers. v. Kröger I, 176.

II.

Hauptbestimmung des Universitätslebens.

§. 58.

Außer der bereits erörterten eigenthümlichen Bestimmung des akademischen Unterrichts — der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung einer gleichartigen, aber bereits ausgebildeten Thätigkeit in dem Geiste des Lehrers — giebt es noch andere Eigenthümlichkeiten der Universitäten, von denen die auf ihren wahren oder eigentlichen Hauptzweck, namentlich auf die ihnen eigene Universalität der Ausbildung sich beziehenden eine besondere Berücksichtigung verdienen, und welche vorzugsweise auf den protestantischen Hochschulen Deutschlands (so wie auf denen Schottlands und Schwedens) sich ausgebildet haben.

In dieser Hinsicht ist zunächst als Hauptzweck der Universitäten geltend zu machen, daß dieselben als die Centralpünkte der ganzen geistigen Bildung der Nation anzusehen sind, und daß der hauptsächlichste und unmittelbarste Zweck des akademischen Studiums die rein theoretische oder wissenschaftliche Bildung, das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit um ihrer selbst willen (§. 33. 52.) ist, nicht aber die bloße Anwendung der Kenntnisse für das wirkliche Leben (die s. g. Praxis), oder die bloße Abrichtung der künftigen Staats- oder Kirchendiener; ein Punkt, der heutzutage nur zu sehr verkannt wird, was nicht nur für die Universität und Wissenschaft, sondern auch für das Staatsleben, namentlich den Staatsdienst selbst, sehr verderblich wirkt, indem diese Verkennung zu dem herrschenden schlechten Brodstudiumsunwesen (vgl. S. 50 ff.) und der

„Staatslaquaien-Gesinnung" (S. 154.) sich gegenseitig wie Ursache und Wirkung verhält.

1. „Es ist jetzt wohl eine allgemein anerkannte Sache, daß die Universitäten nicht bloß die Bestimmung haben, dem (besondern) Staate seine Diener zuzustutzen, sondern daß die ganze höhere Anbildung der gesammten Nation, so weit sie durch Unterricht erlangt werden kann, ihnen übertragen ist." Heeren (Gött. gel. Anzeig. 1836. St. 1. S. 5.). „Man muß die Universitäten ansehen als die Mittelpunkte der wissenschaftlichen Bildung und dadurch zugleich des ganzen geistigen Lebens des Volks," heißt es in dem trefflichen Gutachten schwedischer Gelehrten, mitgetheilt v. Prof. Wilda in Bran's Minerva 1836. Aug. S. 134.

2. „Allerdings wird die große Mehrzahl der Hochschüler sich mit den Wissenschaften zu dem Zwecke bekannt machen, um die Lehren derselben einst im Leben praktisch anzuwenden, die meisten werden sogar ihr künftiges wirthschaftliches Auskommen auf diese Anwendung zu begründen beabsichtigen: allein dennoch ist es eine unverständige und gemeine Ansicht, die Universität nur zu einem Aggregate von Anstalten zur nothdürftigen praktischen Abrichtung der erforderlichen handwerksmäßigen Arbeiter in den verschiedenen Theilen des öffentlichen Dienstes herabzuwürdigen, oder gar sie in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen, und diese nur vereinzelt als Specialschulen da und dort im Lande zu zerstreuen. Die gemeine, mechanische Anwendung der Wissenschaft wird sich bei den gewöhnlichen Talenten, dem niedern Fleiße oder der spießbürgerlichen Lebensansicht schon von selbst ergeben, und die fehlende Routine in kurzer Zeit bei den betreffenden Behörden selbst beigebracht werden; gegen die Beschäftigung mit ganz nutzlosen Theilen der Gelehrsamkeit und

Versäumniß der wichtigern Zweige des Wissens kann sich der Staat gar leicht durch die Art der von ihm angeordneten Prüfungen, sowie durch verständige Auswahl der Lehrer schützen; allein wehe dem Volke, dessen höchste geistige Bildung in bloßer Geschäftsbrauchbarkeit bestehen soll, wehe dem Staate, dessen leitende und befehlende Beamten nicht auch die wissenschaftlich gebildetsten seiner Bürger sind, nicht im Amte sich selbst bestreben, die Lehren der Theorie und Wissenschaft zur Verbesserung und Veredelung des bürgerlichen Zustandes ins Leben einzuführen!" Mohl Polizeiwiss. I. S. 476.— Noch vollständiger und energischer spricht sich Tittmann aus: Bestim. d. Gel. S. 88 ff. (mitgetheilt in Scheidlers Idee d. Univers. S. 159 ff.). In gleichem Sinne sagt Leo (in d. berl. Jahrb. 1829 a. a. O.): „So viel ist gewiß, daß es für das Gedeihen einer Universität durchaus wünschenswerth ist, daß sie so wenig als möglich als nothwendige Vorbereitung für den Staatsdienst betrachtet, sondern ihrer selbst willen statuirt werde. Denn wenn jeder Studirende den nächsten Zweck seiner Studien nicht in diesen selbst, sondern außer ihnen etwa in der zu erlangenden Pfarrei oder Regierungs-Rathsstelle, oder gar bloß in dem zu diesem Behufe zu unternehmenden Examen sieht, löst sich sein Interesse von dem auf der Universität eigenthümlich waltenden, rein wissenschaftlichen Geiste ab; und in wiefern diese Ablösung bei jedem statt findet, löst sich der Universitätsgeist in seine Atome auf, und der lebendige Geist der Wissenschaft wird abgeschlachtet zu Gunsten des mechanischen Sinnes der Hierarchie. Strenge Examina zwingen nicht in die Sphäre strenger Wissenschaft zurück; im Gegentheil machen sie das Uebel ärger, denn es kann jemand unendlich viel wissen, und in mecha-

nischen Dingen (wohin mehreres gehört als mancher glaubt) ein außerordentliches Talent besitzen, und doch, wo es die reinen, höchsten und leitenden Interessen gilt, völlig bornirt seyn." Hierher gehört auch Fichte's Ausspruch (Wes. d. Gel. S. 148.): „Es ist durchaus nicht der Zweck der Gelehrtenbildung Subalterne zu erziehen, und Niemand soll auf den Subalternendienst hinstudiren; denn es möchte ihm sodann begegnen, daß er sogar diesen Zweck nicht erreichte!"

§. 59.

Wesentlich ist den Universitäten im deutschen Sinne der Charakter der Universalität der Gelehrtenbildung. Dieser spricht sich zunächst in Hinsicht des wissenschaftlichen Unterrichts in der Geltendmachung des Princips aus, daß jedem Einzelwissen ein Gesammtwissen zum Grunde liege; vgl. oben S. 96. Daher sollen auf der Universität alle Hauptfächer der höhern wissenschaftlichen Bildung gelehrt und gelernt werden können, und die speculativen, die geschichtlichen und die auf praktische Anwendung unmittelbar gerichteten Wissenschaften gleiche Berücksichtigung finden. Hierdurch unterscheidet sich die Universität wesentlich von allen sog. Specialschulen für einzelne Wissenschaften, oder den sog. Akademien im engern Sinne (z. B. den Bergwerks-, Forst-, Staats- und Landwirthschaftlichen Akademien). Nach dem äußerlichen Zahlenverhältniß der verschiedenen einzelnen Fächer der Literatur, für welche entweder besondere Lehrer angestellt oder besondere gelehrte Hülfsanstalten mehr oder minder reich ausgestattet sind (z. B. Bibliotheken, Naturalien-Cabinette, Sternwarten, Clinica, philologische ꝛc. Seminarien u. dgl. m.), werden die Universitäten in große, mittlere und kleine eingetheilt, indem

sich die Frequenz ihres Besuchs hiernach zu richten, und dieselben der Verschiedenheit der Universitätslocale in großen, mittlern und kleinen Städten zu entsprechen pflegen. — Als jetzt allgemein anerkannt und zugestanden ist anzusehen, erstlich daß den Universitäten vor Specialschulen ein unbedingter Vorzug zuzuschreiben ist; zweitens, daß die großen, mittlern und kleinen Universitäten jede in ihrer Art Vorzüge haben, daher diese „glückliche Mannichfaltigkeit" sehr zu schätzen und durchaus zu erhalten ist.

1. Diese gedachte Universalität der Universitäten (welche zwar im 12. Jahrhundert als Specialschulen entstanden, aber sehr bald einen allgemein wissenschaftlichen Charakter annahmen, so daß nur ausnahmsweise, z. B. Salerno, stets nur eine medicinische Specialschule blieb und in Paris das römische Recht bis ins 16. Jahrhundert nicht öffentlich gelehrt werden durfte (Savigny a. a. O. u. Dahlmann Polit. I, 278.) hat sich vornehmlich in Deutschland entwickelt und erhalten, was ohne Zweifel mit der deutschen volksthümlichen Wissenschaftlichkeit und Streben nach universeller Ausbildung zusammenhängt; vgl. Pfizer Briefe zweier Deutschen S. 142. In der neuern Zeit ist, wie Mohl richtig bemerkt, „die Zersplitterung in Specialschulen bekanntlich in Frankreich ausgeführt worden, veranlaßt durch Talleyrands rapport sur l'instruction publique S. 33 fg. Die Früchte der elenden Einrichtung haben sich aber auch deutlich genug in Frankreich gezeigt, und es ist unbegreiflich, wie deutsche Staatsmänner und Gelehrte sich zu ihrer sclavischen Nachahmung herabwürdigen konnten. Welche andere und edlere Ansicht von Leben und Wissenschaft spricht sich z. B. aus in Schellings Vorlesungen üb. die Methode des akademischen Studiums, oder in Schleiermachers gelegentlichen Gedanken über Universitäten? — S. namentlich die Gründe

gegen Specialschulen bei letzteren S. 55 ff., ebenso bei Villers, Blick auf die Universitäten Deutschlands. Marburg 1808. S. 57 ff." Polizeiwissensch. Th. I, 477. Neuerdings hat sich auch Cousin sehr energisch gegen die Specialschulen ausgesprochen, s. den Bericht u. s. w. übers. v. Kröger I, 179. „Das Unerhörteste ist, daß in Frankreich die verschiedenen Facultäten, aus welchem eine deutsche Universität besteht, von einander getrennt, zerstreut, und in dieser Isolirung gleichsam verloren sind. Hier Facultäten der Wissenschaften, wo Vorlesungen über Chemie, Physik, Naturgeschichte gehalten werden, ohne eine medicinische Facultät zur Seite zu haben, welche daraus Nutzen ziehen könnte; dort Facultäten der Rechte und der Theologie, ohne Geschichte, Literatur und Philosophie. Wahrlich, wenn man Barbaren machen, wenn man dem Geiste eine einseitige und falsche Richtung geben, wenn man Gelehrte, ohne allgemeine Einsichten, Schöngeister, welche dem Fortgange und der Entwickelung der Wissenschaften fremd bleiben, bilden, Prokuratoren und Advocaten statt der Rechtsgelehrten, Seminaristen und Abbé's statt Theologen haben will: so kann ich, um zu diesem herrlichen Resultate zu gelangen, kein besseres Mittel angeben, als die Zerstreuung und Isolirung der Facultäten. Wir haben leider! etwa zwanzig armselige, über die ganze Oberfläche Frankreichs verstreuete Facultäten, und nirgends einen wahren Heerd für die Wissenschaften, wie wir eine große Anzahl königlicher Gerichtshöfe haben, ohne Magistratur. Vielleicht haben zwanzig kleine Städte Vortheile von diesen kleinen Facultäten mit ihren kleinen königlichen und ihren kleinen Unter-Präfekturen: aber welchen Gewinn haben die Wissenschaften und das Vaterland davon? — Laßt uns eilen, Herr Minister, diese armseligen, kraftlosen Provinzial-Facultäten durch einige große

wissenschaftliche Central-Anstalten zu ersetzen, welche ein kräftiges Licht weithin aussenden; einige vollständige Universitäten, wie in Deutschland, d. h. unsere fünf Facultäten vereint, damit sie einander gegenseitig Unterstützung, Kenntnisse und Thätigkeit verleihen."

2. Ueber die Wichtigkeit und Vorzüge der kleinen Universitäten vgl. Fichte deducirter Plan S. 23. Dess. Leben I, 457. Solger, Nachlaß I, 218 ff. Wahrheit aus J. Pauls Leben VII, 202. F. A. Wolf, Leben von Körte II, 240. Thiersch, gel. Schulen III, 311. v. Savigny a. a. O. u. Scheidler Apologie der kl. Universitäten u. Protestation gegen ihre Verlegung in die Residenzstädte in Bran's Minerva 1834, Febr.

§. 60.

Ferner zeigt sich diese Universalität darin, daß die Universitäten nicht bloß die wissenschaftliche, sondern auch die allgemeine menschliche, möglichst universelle (moralische, religiöse, ästhetische, gymnastische u. s. w.) Ausbildung einzuleiten oder zu fördern bestimmt sind, worauf sich die Einrichtung derselben gründet, theils Lehrer der schönen Künste, der neuern Sprachen, so wie der ritterlichen Uebungen, theils verschiedene andere eigenthümliche Anstalten für die Förderung jenes Zweckes zu haben; namentlich gehört hierher das auf die selbstständige Ausbildung des Charakters berechnete Institut der akademischen oder genauer der studentischen Freiheit. Auch dieser Punkt findet sich am ausgebildetsten auf den deutschen, (namentlich protestantischen) Hochschulen, was sich auch in der eigenthümlichen Bedeutung ausspricht, welche das Wort „Studiren" sowie die Sache selbst in Deutschland hat.

1. Das Wesen der akad. Freiheit in diesem engern Sinne wird gleich näher erörtert werden. Daß dieses

Institut mit der deutschen Volksthümlichkeit innigst zusammenhängt, hat neuerlich treffend nachgewiesen Rosenkranz: „Die deutschen Studenten, obgleich sie einen verschiedenen Beruf im Auge haben, sind doch zugleich sich selbst in vieler Hinsicht überlassen. Andere Nationen haben sich immer darüber gewundert, wie wir deutschen Jünglingen, oft noch von zartem Alter, eine solche Stellung in der Gesellschaft einräumen können. Engländer sowohl, als Franzosen, haben in der neuern Zeit sich um alle Einzelnheiten unsers Burschenlebens bekümmert und viel von der Romantik desselben gesprochen. Ja, das ist der Geist unsers Volkes, Jeden so viel möglich auf seine eigenen Füße zu stellen, die Individualität eines Jeden zu achten und nicht zu verlangen, daß, mit Lessing zu reden, allen Bäumen nur Eine Rinde wachsen soll. Die Größe wie die Schwäche unserer Nation liegt in dieser wahrhaft göttlichen Rücksicht auf die Eigenheit einer Natur. Der Student befindet sich bei uns in der glücklichen Lage, daß er, ohne dadurch Andern zu lästig zu werden, den Eigensinnigkeiten seines Wesens nachgehen, und wenn sie nur dieß, wenn sie nicht die Hülle wahrhafter Originalität sind, über sie hinaus kommen und die klärste Erkenntniß seiner selbst erreichen kann. Glücklich derjenige, der diese Zeit auch in dieser Beziehung mit Erfolg zu nützen versteht!" Der Zweikampf auf unsern Hochschulen. Königsberg 1837. S. 9.

2. Daß in Deutschland Niemand, der nicht „studirt" hat, für vollkommen ausgebildet gilt, ist bekannt, vgl. Butte Entwurf u. s. w. S. 6. Scheidler Idee d. Univ. S. 295. und *Villers* coup d'oiel sur l. Univ. p. 39. „Un allemand qui nà pas mis cette dernière main à son éducation littéraire,

qui n'a pas suivi, durant quelques sémestres, les cours d'une ou plusieurs Universités, ne passe jamais dans la société pour un homme instruit. Le terme d'études, est même uniquement réservé, dans le langage, à ce dernier degré d'instruction. Il a *etudié* 'ou *il a fait ses études.* signifie *il a accompli ses années d'Université.* Autrement, on dit d'un homme: *il nà fait que son temps d'école;* il n'a point fait d'etudes."

§. 61.

Als wichtigste Bestimmung der Universität läßt sich überhaupt die Entwickelung der wissenschaftlichen und moralischen Freiheit und Selbstständigkeit bezeichnen, in welcher doppelter Hinsicht die, ihrer Natur nach für das gereiftere Jünglingsalter bestimmten Hochschulen als Selbsterziehungsanstalten anzusehen sind. So wie in dem Begriffe der Wissenschaft nothwendig das Merkmal der Unabhängigkeit von fremder Autorität liegt (§. 29.) und Selbstständigkeit und Energie des Charakters zu ihren nothwendigen Voraussetzungen gehört (§. 39.), eben so giebt es nur eine wahre Sittlichkeit und Möglichkeit einer ächten Charakterbildung, die als das Höchste anzusehen (§. 40.) unter Voraussetzung der Entwicklung der Individualität (S. 21.), und der moralischen Freiheit, welche, wie ebenfalls schon nachgewiesen, das Prärogativ der Menschheit (S. 15. Note 1. S. 47.), und deren Mißbrauch doch immer noch ein Beweis ihres Daseyns ist. Hierauf bezieht sich nun das Institut der akademischen oder studentischen Freiheit im vollen Sinne dieses Wortes, welche mit Recht von allen Sachkundigen für ein dem (namentlich deutschen) Universitätswesen schlechthin nothwendiges oder grundwesentliches angesehen wird, oder, wie Fichte sagt, „als der ei-

gentlich belebende Odem der Universität, und die moralische Luft, in welcher alle Früchte derselben aufs Fröhlichste sich entwickeln und gedeihen." (Staatslehre S. 308.).

Leider! hat von Solchen, die keineswegs als Sachkundige anzusehen, gerade dieses Institut und zwar namentlich in unsrer jetzigen Zeit nicht nur vielfache Angriffe, sondern auch sehr wesentliche Beschränkungen erlitten, welche der Natur der Sache nach auf das ganze Universitätswesen sehr bedeutend und keineswegs auf eine vortheilhafte Weise eingewirkt haben und noch einwirken; wir nennen hier nur den unseligen, unter sehr verschiedenen Formen eingeführten Collegienzwang, der der ächten Wissenschaftlichkeit unberechenbaren Schaden thut. Es erscheint daher unerläßlich das Wesen und den Werth dieser Studentenfreiheit hier näher zu erörtern, zumal da ein richtiges Verständniß derselben nothwendig dazu beitragen muß, die möglichen Mißbräuche dieser Freiheit wenn auch nicht ganz zu beseitigen, doch sehr zu beschränken.

Die Hauptschriften hierüber (und zugleich über akademische Lehrfreiheit) sind: Michaelis Raisonnement Th. IV, 175 ff. II, 10. 37. 40. 65. Meiners Gesch. d. hoh. Sch. IV, 176. 257. Brandes üb. den Zustand v. Göttingen S. 33. Fichte, Wesen des Gelehrt. S. 111. Staatslehre S. 308 ff. Jakob, üb. akad. Freiheit S. 10. Vor Allem Schleiermacher, üb. Univ. S. 108. Steffens, d. Idee d. Univ. S. 100.; ferner Derselbe in der kl. Schr. über geheime Verbindungen 1835. S. 9.; neuerdings besonders Thiersch, üb. gel. Schulen I, 87, 101. II, 2. S. 119 ff. 130. 145. III, 246. Welker, Rechts-, Staats- u. Gesetzgebungslehre I, 521. Köppen offne Reden üb. Universitäten. Leo, Jahrb. f. wiss. Kritik 1829. II, 548. Streitschrift gegen Diesterweg S. 49.

Dahlmann, Politik I, 291. Bülau, Staatswirthschaftslehre S. 144. Mayerhoff, die deutschen Hochschulen S. 14. Mohl, Polizeiwissenschaft I, 478. Wurm, krit. Versuche üb. d. öff. Rechtsverhältn. 1835. S. 216., so wie auch v. Savigny in d. wichtigen Aufsatze in Ranke's Zeitschrift, und Rosenkranz a. a. O. (S. ob. S. 184.).

§. 62.

Diese studentische Freiheit hat zwei Hauptseiten, deren eine in der Unabhängigkeit der Studenten in Vergleich mit dem Zwange besteht, den dieselben als Schüler und unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Eltern unterworfen waren, sowie die andere in Vergleich mit dem Zwang, dem sie nach Beendigung der Studienzeit durch den Eintritt in das bürgerliche Leben unterworfen sind. Man kann diese beiden Hauptseiten auch danach unterscheiden, daß die erste sich auf das akad. Studium im engern Sinne (§. 1. 2.), die zweite auf das übrige akad. Leben bezieht.

In ersterer Hinsicht auf das akad. Studium ist die stud. Freiheit als Lern- oder Hör- überhaupt auch als Studirfreiheit zu bezeichnen, indem den Studenten ganz selbst überlassen ist, wie viel und welche Vorlesungen und wie regelmäßig oder unregelmäßig sie dieselben besuchen, ferner, wie sie ihr Privatstudium einrichten, ihre Zeit zwischen Arbeit und Erholung eintheilen und überhaupt die Gelegenheit zur universellen Ausbildung, die ihnen die Universität darbietet, benutzen wollen, oder nicht. Mit dieser Freiheit ist, wie sich von selbst ergiebt, auch die Möglichkeit ihres Mißbrauchs gegeben; sowie der letztere der Erfahrung zufolge oft genug vorgekommen. Dennoch aber ist dieses das kleinere Uebel in Vergleich mit dem entgegengesetzten Verhältniß der schulmäßigen Gebundenheit, die sich allerdings (leider!) auf manchen Uni-

versitäten (namentlich den Katholischen) findet, auf denen nicht nur das Hören bestimmter Collegia, sowie die dabei zu befolgende Ordnung vorgeschrieben ist, sondern wo auch durch wöchentliche, monatliche oder halbjährige Examina eine fortwährende Controle über den Fleiß der Studirenden ausgeübt wird. Da nämlich der Hauptzweck der Universität nicht das Erlernen von Kenntnissen, sondern die Erweckung des Geistes der Wissenschaftlichkeit ist (§. 53.) und da in allen geistigen Dingen mit Zwang nnd Gewalt sich nichts oder nichts würdiges ausrichten läßt, („omnis res desinit honesta esse, si necessaria fit! *Seneca*"), so muß auch der Versuch jener Erweckung nur in der Temperatur einer völligen Freiheit angestellt werden. „Ein freier Mensch darf keine Wissenschaft mit sclavischem Zwange lernen." *Plato* de rep. VII. (p. 172. Bip.).

Vgl. Schleiermacher a. a. O.: „So wie nur durch Liebe und Glauben, und dadurch daß man ihn empfänglich annimmt für beides, der Mensch kann unter das Gesetz der Liebe und des Glaubens gebracht werden, nicht durch irgend eine Gewalt oder durch einen Zwang äußerer Uebungen; so auch zur Wissenschaft und zum Erkennen, welches ihn befreit vom Dienst jeder Autorität, kann er nur kommen, indem man lediglich durch die Erkenntniß und durch kein anderes Mittel auf ihn wirkt, indem man schon die Kraft in ihm voraussetzt, welche ihn entbindet irgend einer Autorität zu dienen, als nur in so fern sie sein eignes Erkennen wird, und also aufhört Autorität zu sein. Und nun wir Deutsche noch besonders, wir geschworenen Verehrer der Freiheit nicht nur, sondern der Eigenthümlichkeit eines Jeden, die wir nie etwas gehalten haben von einer allgemeinen Form und Norm des Wissens wie des Glaubens, noch von einer einzigen unfehlbaren Methode dazu zu gelangen für Alle, wie können wir anders als annehmen, daß dieser höhere Geist des Erkennens in Jedem auf

eine eigene Weise hervorbreche? wie können wir anders als annehmen und durch unsre Einrichtungen darthun, daß dieser Prozeß durchaus auf keine mechanische Weise könne gehandhabt werden, sondern einen ganz entgegengesetzten Charakter, nemlich den der Freiheit, in allen seinen Theilen an sich tragen müsse? Darum können wir alles, was dazu gehört, nicht anders als höchst zart behandeln; darum sind wir überzeugt es müsse Jedem von den Anleitungen die dazu führen eine große Mannichfaltigkeit dargeboten werden, und versetzen eben darum alle, denen wir zum Erkennen verhelfen wollen, in eine so große Gemeinschaft der geistigen Anregungen aller Art; darum setzen wir voraus, Jeder müsse am besten wissen, wie viel von diesen Anregungen er vertragen und sich aneignen könne; darum wollen wir gern Raum lassen Allem was Jedem von innen kommt, als den ersten Spuren und Andeutungen dessen was wir zu erreichen streben, und wollen Keinen darin beschränken, wie er beides mit einander mische und sich in jedes vertiefe; darum lassen wir Jeden, soviel es in einer Gemeinschaft möglich ist, auswählen die schönsten und kräftigsten Stunden, und ihn die anderen nutzen wie er will und kann.

So hängt dieser Theil der studentischen Freiheit innig zusammen mit unserer nationalen Ansicht von der Würde der Wissenschaft, und es müßte uns unmöglich sein, diejenigen anders zu behandeln, welche wir für bestimmt halten Wissende zu werden. Guter Rath darf nicht fehlen, und die Einrichtung der Universitäten giebt Veranlassung genug ihn zu ertheilen; aber auch die mindeste Spur von Zwang, jede noch so leise bewußte Einwirkung einer äußeren Autorität ist verderblich. Bei einer mechanischen schulmäßigen Einrichtung würde es ein Wunder sein, gesetzt auch die Lehrer wären alle vortrefflich, und alles übrige ebenfalls, wenn

diejenigen, die wirklich fähig sind zur Erkenntniß zu kommen, auf der Universität und durch sie dazu gelangten; denn je mehr sich der Geist der Wissenschaft regt, desto mehr wird sich auch der Geist der Freiheit regen, und sie werden sich nur in Opposition stellen gegen die ihnen zugemuthete Dienstbarkeit. Und diejenigen, welche die Natur für die Wissenschaft bestimmt hat, sind doch die würdigsten die eigentlichsten Glieder der Universität; alles ist um ihretwillen da, alles muß sich auf sie beziehen, und nichts darf gelitten werden, was ihnen schlechthin zuwider sein müßte.

Wir haben freilich gesehn, daß die größere Anzahl immer aus solchen bestehen wird, welche nicht bestimmt sind in das Innerste der Wissenschaft einzudringen; aber eben so auch, daß es in dem Geiste der Universität liegt, keinen äußeren Unterschied in der Behandlung beider festzusetzen, sondern von der Voraussetzung auszugehn, als würden Alle sich zu jener Höhe erheben lassen. Darum müssen Alle sich dieser Freiheit erfreuen, und hievon ist um so weniger etwas nachzulassen, da ja gar nicht folgt, daß diejenigen, die freilich nicht den rechten Nutzen aus ihr ziehen, sie deshalb mißbrauchen müssen als eine Lockung zur Trägheit und Zerstreuung. Ist doch auf jeder Universität bei weitem die größte die Anzahl der gar nicht genialischen oder sich eigenthümlich und auszeichnend entwickelnden, aber doch treuen und fleißigen Jünglinge. Und das ist auch ganz natürlich. Denn diejenigen, in welchen sich keine höhere Kraft regt, und oft wild und verworren genug äußert, ehe sie aus der Gährung in die Klarheit des Bewußtseins übergeht, diese sind desto lenksamer durch alles was ihnen edel erscheint. Auf sie ist zu wirken durch die Macht der Liebe und der Ehre, in ihnen ist lebendig zu erhalten die Anhängigkeit an das Haus, an den Staat, an den

Beruf den sie sich vorgesetzt haben, an alles was Gesetz und Ordnung heißt. Wenn also Eltern und Pfleger Jünglinge zur Universität senden, in denen sie den Genius vermissen, welcher die Freiheit schlechthin fodert; so mögen sie nur dafür sorgen, sie hinzusenden aufs feste gebunden durch alle diese schönen Bande. Giebt es aber auf der Universität Jünglinge, welche weder durch diese Mittel zu einem regelmäßigen Studium zu bringen sind, noch Kraft jener Freiheit selbst, und der durch sie sich entwickelnden innern Lust und Liebe, zur Wissenschaft unmittelbar, den dargebotenen Unterricht nutzen: so sind dies unstreitig solche, welche gar nicht auf eine Universität, und gar nicht, auch nicht als treue Arbeiter in das Gebiet der Wissenschaft gehören, welche entweder ganz abgeneigt sind der Erkenntniß, oder gar auch einer niedrigen Denkungsart hingegeben. Daß sich dies eher zeigt in diesem Reiche der Freiheit und vielleicht schneller die Oberhand gewinnt, das ist weder für sie selbst, für ihre Sittlichkeit und ihren persönlichen Werth, noch auch für die Gesellschaft ein Verlust zu nennen, welche es lieber darauf wagen muß, daß solche die schon einen unrichtigen Weg eingeschlagen hatten, die Zeit verlieren, oder eiliger in ihr Verderben gehn, als daß sie denen, auf welchen ihre schönsten Hoffnungen ruhen, das Mittel entziehen sollte, diese wirklich zu erfüllen. Mögen diejenigen zusehn, welche ihre Pflegebefohlenen in diesen reichen und üppigen Boden verpflanzen, wo freilich ganz umkommt, was seiner nicht bedurft hätte, um zu gedeihen! Die Freiheit aber mit jedem den Versuch zu machen, wie er ihm zusagt, darf weder der Staat noch der wissenschaftliche Körper beschränken. Wenn der letzte schon auf den gelehrten Schulen über der angehenden Jünglinge geistigen Zustand Gutachten ausstellt, welche ihren Pflegern als Rath und Wink dienen können; wenn der erstere die gesetzliche

Nothwendigkeit die Universität besucht zu haben nicht über die Gebühr auch auf solche Geschäfte ausdehnt, die mit der Wissenschaft gar nicht zusammenhängen; wenn er das Vorurtheil nicht beschützt, als seien die Universitäten das einzige Mittel um zu einem gewissen sehr mäßigen Grade einer ziemlich oberflächlichen geistigen Bildung zu gelangen: so ist alles geschehen was geschehen konnte, um diejenigen vor der Universität zu bewahren, denen sie verderblich sein muß."

§. 63.

Die andere Seite dieser studentischen Freiheit besteht vornehmlich in der Unabhängigkeit der Studenten von allem dem, was unter den übrigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft (den „Philistern") Convenienz heißt, so daß sich die Studenten nicht an die Sitten binden, denen hernach Jeder in dem Stande, den er wählt, sich fügen muß, sondern daß sich auf der Univ. die verschiedensten Sitten und Lebensweisen auf das freieste entwickeln können. Obgleich auch diese Freiheit gemißbraucht werden kann und nur zu oft aus ihr Rohheit und ungeschlachtes Wesen hervorgegangen ist, so läßt sich doch auch ihr Princip vollkommen rechtfertigen; denn aller wahren Sittlichkeit Wurzel oder Quelle ist unläugbar die Entwickelung der Individualität, in welcher allein der Ansatz zu einer wahren Charakterbildung gefunden werden kann (vgl. Rosenkranz in der oben S. 184. angeführten Stelle. Ingleichen Leo in d. Berl. Jahrb. f. wiss. Krit. 1829. S. 548.) Daher ist auch für die letzte oder höchste Bestimmung des Gelehrtenstandes, seine Wirksamkeit im Staatsleben (§. 50.) diese Freiheit von der größten Wichtigkeit, zumal bei den Deutschen, weil bei diesen nach Jean Paul's treffender Bemerkung die „Freiheit des Mannes von der des Jünglings zeh-

ren muß, und ein gebogener Musensohn nichts anders werden kann, als ein kriechender Beamter auf allen Vieren!“ (Siebenkäs I, 67.).

1. Worin diese stud. Freiheit besteht, läßt sich eigentlich nicht genau mit Worten schildern, sondern man muß dieselbe durch das akad. Leben selbst kennen lernen (was in der Regel nur auf den kleinern und mittlern Universitäten möglich ist.) Vgl. besonders Schleiermacher (üb. Univ. S. 117 ff.), welcher folgende Züge von ihr entwirft und zugleich ihre Bedeutung für die Charakterbildung und die Sittlichkeit treffend in's Licht setzt. „Auf der Straße leben und wohnen auf antike Art; sie mit Musik und Gesang, oft ziemlich rohem, erfüllen, wie die Südländer; schlemmen, wie der Reichste so lange es gehen kann, oder einer Menge von gewohnten Bequemlichkeiten bis zu cynischer Unordnung entsagen wie der Aermste, ohne eines von beiden zu seyn; die Kleidung aufs sorgloseste vernachlässigen, oder mit zierkünstlerischer Aufmerksamkeit eigenthümlich daran schnörkeln; eigne Sprachbildung, eigene geräuschvolle Arten Beifall oder Tadel zu äußern, und ein vorzüglich auf diese ungestörte Mannichfaltigkeit sich beziehender, gewissermaßen öffentlich eingestandener und gestatteter Gemeingeist, — dieß ist unstreitig das Wesen der studentischen Freiheit, und alles was sich sonst noch daran hängt zufällig.

So die Sache angesehen, möchte man fast zuerst fragen, warum denn diese Freiheit so übel berüchtiget ist, und warum es sie denn nicht geben soll? Die kleinen Unordnungen und die Verschwendung väterlicher Güter, welche daraus in einzelnen Fällen entstehen, sind Kleinigkeit gegen das, was die Jugend der begüterten Stände, auch ohne alle Universität in andern Verhältnissen ausübt. Die kleinen Unbequemlichkeiten, welche den Einwohnern eines Universitätsortes daraus erwachsen, müssen eben

als ein lokales Uebel angesehen werden, deren eines oder das andere es doch überall giebt, und nachtheiligen Folgen dieser Art vorbeugen ist eine Aufgabe theils für die Polizei, theils für den Einfluß, welchen sich Lehrer und Vorgesetzte müssen zu erwerben suchen. Wenn doch diese Freiheit sich so von selbst bildet, daß sie von dem innersten Geiste der Universität unzertrennlich zu seyn scheint; wenn doch hier die Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Sitten um so stärker heraustritt, als in anderen Ständen die Gleichgültigkeit und Charakterlosigkeit überhand nimmt: so scheint sie ja ein heilsames Gegengewicht, welches man müßte gewähren lassen, wenn nicht die wichtigsten Gründe entgegenstehn. Man nehme hinzu, daß in der Art, wie die meisten Menschen sich eingestanden ungern den lästigen Formen fügen, wie die niedern Stände den höhern schmeicheln und sich schmiegen, diese Jünglinge, welche die Wahrheit und das Wesen der Dinge und des Lebens suchen, zunächst nichts anderes sehen können, als Feigherzigkeit, Trägheit, niedrigen Eigennutz. Soll man ihnen nicht vergönnen hiegegen den Einspruch so stark und so praktisch als möglich auszudrücken?

Doch es ist wahrlich auch sehr leicht einzusehen, warum diese Freiheit statt finden muß, und daß sie Beziehungen von der größten Wichtigkeit hat. Im allgemeinen ist die Zeit, wo der Mensch sein besonderes Talent unterscheiden lernt, wo er sich seinen Beruf bildet, und aus dem Zustande des persönlichen Unterworfenseyns, des Gehorsams, in ein selbstständiges Daseyn übergeht, zugleich auch die, in der sein Charakter sich festsetzt, wo sein Gemüth eine bestimmte Richtung nimmt, und ein bleibendes Verhältniß von Neigung sich entwickelt. Daß also hier der Uebergang zur Selbstständigkeit, daß das Werden des Lebens durch freie Wahl sich auch äußerlich ausprägt, ist natürlich, und es zeigt sich dieß auch mehr

oder weniger in allen Verhältnissen. Bei denjenigen aber, die sich der Erkenntniß ergeben haben, soll ja diese Entwicklung nicht nur die eigënthümlichste seyn, weil sie sonst auf einer niedrigeren Stufe zurückbliebe als ihrem Streben nach Erkenntniß ziemt; sondern sie muß auch, damit nicht das alte abgedroschene sich bewähre, daß die Gelehrtesten am wenigsten sehen was vor den Füßen liegt, ebenfalls eine Sache des Erkennens seyn, sie müssen sich selbst, wie sie werden, auf das bestimmteste finden. Darum eben sorgt man, sie aus der Familie zu entfernen, damit nicht das Gemeinsame derselben ihre persönliche Eigenthümlichkeit zu überwältigen scheine; darum hält man sie noch zurück von der Verbindung mit dem Staate, damit sie dieser großen Gewalt nicht eher anheim fallen, bis sie ihr eigenthümliches Daseyn, so wie es einem Erkennenden geziemt, festgestellt haben. Dieß alles aber würde umsonst seyn, wenn sie sich nicht eine Zeitlang in einer Lage befänden, wo sie ganz ihrem eigenen sittlichen Gefühl überlassen sind, wo nichts bloß Aeußeres, wie eine in der Gesellschaft, welcher sie noch nicht angehören, gebildete Schicklichkeit für sie allerdings wäre, ihre Neigungen zurückhält, wo sie jede Weise und Ordnung des Lebens versuchen und sehen können, wie mächtig jede Lust und Liebe in ihnen zu werden vermag. Dadurch allein werden sie fähig in der Folge ihre Stellung und ihre Lebensweise richtig zu wählen, und keine anderen Verbindungen zu knüpfen, als die ihrer Natur angemessen sind. Die durch diese Freiheit hier zu weit geführt werden, die ihr eignes sittliches Gefühl nicht in solchen Schranken hält, daß sie ihrer Würde nicht verlustig gehen, das sind offenbar auch die, welche gar nicht auf die Universität gehörten, welche diese Würde, deren sie so leicht verlustig gehen, nie besessen haben, und deren, wie man meint hier erst verderbte, Sittlichkeit nichts gewesen ist als ein erzwungenes Werk äu-

ßerer Zucht und Gewöhnung. Denn wer in der That Wahrheit sucht, und Andere sollten doch nicht seyn Mitglieder dieser Anstalt, der ist auch in sich selbst sittlich und edel; bei ihm wird auch die Erkenntniß vorzüglich Eingang finden, die ihn das Niedrige als nichtseyend und leer verwerfen lehrt; und wenn ein solcher auch in mancherlei Verirrungen hineingeworfen wird, und so die Gewalt der Natur an sich selbst erfährt, so werden auch diese nicht an ihm verloren, und noch weniger von solcher Art seyn, daß man aufhören müßte ihn zu achten und zu lieben. Die aber keiner andern als einer von außen hergebrachten Sittlichkeit fähig sind, werden auch keiner wahren Erkenntniß fähig seyn, ja auch nicht der Einsicht und Bildung, welche selbst in den mehr Untergeordneten auf der Universität soll hervorgebracht werden. Wenn sie also Schaden leiden durch die Art wie sich diese Unfähigkeit offenbart, so ist er nicht den für ihre wahren Mitglieder nothwendigen Einrichtungen dieser Anstalt zuzuschreiben.

Aber es lohnt wohl, daß man nicht nur das Innere, sondern auch das mehr Aeußerliche dieser Freiheit betrachte, nicht nur was sie für den Charakter ist, sondern auch was für die Sitten. Die Sitten sind der Ausdruck der innern Sittlichkeit, und inwiefern sie sich als etwas gemeinsames bilden, und als eine Norm für Mehrere, sind sie der Ausdruck ihrer gemeinsamen Sittlichkeit, ein Werk des Bewußtseyns, welches jede Gesellschaft und jede Abtheilung derselben hat von ihren Verhältnissen. Soll nun die Sittlichkeit reiner werden, und das Bewußtseyn klarer: so müssen auch die Sitten und das was für anständig gilt, nicht unveränderlich seyn, sondern bildsam, und müssen auch wirklich gebildet werden. Hier ist nun eben der Vorzug und die Eigenthümlichkeit von Deutschland, daß von jeher die Bildung der Sitten nicht ausgegangen ist von den äu-

ßerlich höheren Ständen, deren Hoheit ja eben auch nur Sitte ist, und also in Frage steht, sondern von denen, welchen vermöge ihres Geschäftes die ursprünglich bildende Kraft der Erkenntniß einwohnen muß. Diese haben theils in ihrem Kreise unmittelbar den freieren Stil des Lebens eingeführt, der sich von da aus verbreitet hinauf und hinabwärts, theils prüfend entschieden, was von dem vorhandenen oder anderwärts neu entstehenden verworfen zu werden verdiene oder angenommen. Die also auf der Universität sich zur Erkenntniß bilden, sind zugleich die, welche in Zukunft auch die Sitten bilden sollen. Können wir nun von diesen verlangen, daß sie immer nur aus Gehorsam in Gehorsam gehen sollen, aus dem des väterlichen Hauses in den der Convenienz ihrer künftigen Verhältnisse? sollen sie von Anfang an und immer dem unterworfen seyn, was sie bilden sollen? Vielmehr kann ja der Uebergang von dem Gehorsam zu ihren bildenden Einflüssen nur der seyn, durch eine Periode, in welcher sie sich frei fühlen von solchem Zwang, in welcher Jeder, eine große Mannichfaltigkeit vor sich habend, seine eigenen Sitten sich frei bildet, wie er sie seinen jetzigen Verhältnissen angemessen findet, nicht damit sie so bleiben, was ja auch nicht geschieht, sondern damit er lerne, auch in künftigen Verhältnissen die Sitte, die er findet, ihnen angemessener gestalten. Darum ist die Universität so nothwendig zugleich ein Sammelplatz von Menschen aus den verschiedensten Gegenden; darum arbeitet diese Freiheit, wie sie sich unter uns gestaltet hat, so vorzüglich auf das hin, was uns gerade am meisten fehlt, auf den liberalen Ausdruck des Eigenthümlichen auch in einer gemeinsamen Form. Wer Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, dem wird auch nicht entgangen seyn, wie sich die studentische Freiheit als ein wirksames Mittel zu diesem Zwecke bewährt, wie sehr sie, zumal

wenn auch die Erkenntniß der Jünglinge auf diesen Punct gerichtet wird, hilft das Wesentliche und Wahre vom Zufälligen und Leeren unterscheiden, und finden lehrt, was auf der einen Seite nothwendig geschehen muß, und was auf der andern höchstens geschehen kann unter den gegebenen Umständen. Daß die Studenten alles nichtstudentische in diesen einen großen Gegensatz als Philisterwesen zusammenwerfen, und sich jede nur nicht offenbar straffällige Verhöhnung dagegen erlauben, dieser herrschenden Stimmung liegt etwas sehr Wahres zum Grunde, nämlich der Gegensatz zwischen dem höchsten bildenden Princip, welches sie in sich zu entwickeln da sind, und der rohen, gemeinen, der Bildung widerstrebenden Masse, der sich ihnen desto stärker aufdringt, je weniger sie selbst noch in dem lebendigen, bildenden Verhältniß zu dieser Masse stehen. Die Verachtung und Härte gegen die widerstrebende sittliche und geistige Rohheit sollte man ihnen nur recht tief einprägen, und es ihnen zum Ehrenpunkt machen, in dieser Hinsicht immer Studenten zu bleiben (nie ein Philister zu werden!). Wenn sie aber glauben, das bildende Princip nur unter sich, und überall sonst die verächtliche Masse zu finden, so ist das der Ausbruch des Uebermuthes, der zurückgedrängt werden muß, und die natürliche Folge jener zu starken Isolirung. Aber im Ganzen kann man auch der Gesammtheit dieser Jünglinge Gerechtigkeitssinn nicht absprechen; das Achtungswerthe, was sich ihnen als solches offenbart, wissen sie zu ehren. Man zeige ihnen nur recht viel Edles in recht freien Formen; man sorge nur dafür, daß sie nicht unter denen, die ihnen die Nächsten sind, unter ihren Lehrern, das Gemeine haufenweise erblicken, so wird auch hier der Mißbrauch leicht beseitigt werden, ohne daß das Gute verloren geht." Vgl. Scheidler Idee d. Univ. S. 319.

2. Daß auch dem Staate nicht mit bloßen gelehrten und gut abgerichteten Schulkindern gedient sey, sondern nur mit Solchen, die einen selbstständigen Charakter oder doch die Anlage dazu in sich ausgebildet haben, ist an sich klar genug, und wird durch die neuern politischen Wirren zur Genüge bestätigt. Besonders ist in Deutschland in dieser Hinsicht die stud. Freiheit das einzige Präservativ gegen die mehr erwähnte „Staatslaquaiengesinnung“, deren Ueberhandnehmen in gleicher Proposition mit der Abnahme oder Beschränkung der akad. Freiheit steht. Diesen Punkt hat besonders Thiersch treffend hervorgehoben (üb. gel. Schulen II, S. 249.). „Diese akad. Freiheit wird von besonnenen und unbefangenen Männern als der Bildung ebenso des Geistes, wie des Charakters förderlich angesehen, unter deren Einfluß das Gefühl der Selbstständigkeit, männlicher Gesinnung, persönlicher Würde, und jenes Selbstbewußtseyn genährt wird, das über kleine und beengende Verhältnisse, die den Studierenden nicht berühren, hinweg, ihn sich als Glied eines geachteten, begünstigten Theiles der Gesellschaft fühlen läßt, und ihn mit der Bedeutsamkeit seines Berufes, der Wichtigkeit seiner Thätigkeit erfüllt. Eine solche Schule des Charakters und der männlichen Gesinnung, des Ehrgefühls und des Selbstgefühls ist uns Deutschen um so mehr nöthig, da das öffentliche Leben unter uns der Gelegenheit, den Mann zu bilden und zu halten, mehr als anderwärts entbehrt. Der junge Engländer, auch auf der Universität in den Schranken der Colleges, in einer mehr oder weniger klösterlichen Zucht gehalten, die durch die Großartigkeit der akademischen Stiftungen und den Reichthum ihrer Mittel dort möglich ist, findet in jener Strenge der Erziehung eine wohlthätige Mäßigung der ihm eigenen Unbändigkeit, und man möchte sagen des geistigen Trotzes, der den

Grund des nationalen Charakters bildet; aber gelehrt in der Schule, der Strenge des Gebotes zu gehorchen, tritt er aus ihr in ein Leben der größten bürgerlichen Freiheit ein, die ihm ebenso durch die öffentlichen Einrichtungen seiner Heimath, wie die Unabhängigkeit seiner Lage geboten wird, denn die Jugend, welche dort die Universität füllet, gehört fast ohne Ausnahme den höchsten und höhern Classen, dem durch Vermögen und Gesinnung unabhängigen Theil der bürgerlichen Gesellschaft. Dort übernimmt das öffentliche Leben mit seinen Kämpfen, seinen Thaten, vor Gericht, im Feld, im Parlament, im Cabinete, oder in der großen den Erdball umspannenden Administration die Sorge den Charakter zu bilden, und aus dem Drang, dem Widerstreit der Interessen und Bestrebungen die Festigkeit, die Entschlossenheit und Männlichkeit des Geistes zu entwickeln. Uns hingegen ist meist eine Thätigkeit in der Enge und ohne Ruhm beschieden. Nobis in arcto et inglorius labor! Wie wenige von denen, welche sich den Wissenschaften widmen, sind in dem Falle, daß sie selbstständig durch das Leben gehen können, und sind sie es, so verweiset sie unsere Lage auf das Land oder in den Hauptstädten an die Tafel der Ueppigkeit und des Genusses. Bei weitem die meisten treten aus der Freiheit und Selbstständigkeit des akademischen Lebens in den Bescheidenheit und Unterwürfigkeit gebietenden Raum derjenigen, welche sich um Fortkommen in einem untergeordneten öffentlichen Amte zu bewerben genöthigt sind. Nun ist die Gelegenheit wahrzunehmen, die Prüfung und wieder die Prüfung zu bestehen, der Gönner zu suchen, die Verbindung zu knüpfen, aus dem Zuge der in gleichem Bestreben Begriffenen die Anhöhe zu finden, von der sich die Aussicht nach der erwünschten Pforte zu eröffnen scheint, dabei aber mit Aufopferung oft der besten Kraft und des letzten Restes von Vermögen in untergeordneter

Thätigkeit zu beharren. Auch nach dem Eintritt in die Schranken des ersehnten Amtes bleibt die Masse der Rücksichten, die Anforderung der Unterthänigkeit, die Nothwendigkeit sich Freunde zu machen, wenn auch nicht mit dem ungerechten Mammon, doch durch Unterordnung und Gehorsam. Da gilt es das Capital männlicher Gesinnung und Festigkeit, den Schatz freier und edelmüthiger Entschlüsse zu Hülfe zu rufen, in Gebrauch zu setzen, was in der glücklichen Lage des akademischen Lebens gesammelt wurde, und wie oft wird mit den Zinsen auch der Stock desselben angegriffen und wenigstens zum Theil aufgezehrt! Welches aber auch die spätere Verminderung und Beschränkung sey, die jene aus der Zeit akademischer Studien in die spätern Verhältnisse fortgepflanzte Gesinnung leidet, so viel ist klar, daß sie für die Enge, die Noth, die Demüthigung derselben ein heilsames Gegengewicht bildet, und, wiewohl beschränkt und gebeugt, die Hauptquelle desjenigen ist, was man noch in unsern beugenden Verhältnissen an persönlicher Würde, an Selbstständigkeit, an einer das Amt und auch das untergeordnete Geschäft durch die Person adelnde Gesinnung findet, daß ohne den wohlthätigen Einfluß der akademischen Jahre, ihrer Selbstständigkeit, Freiheit und Männlichkeit auch auch auf die spätern Jahre des Dienstes und Gehorsams, dieser mehr und mehr in Dienstbarkeit ohne Würde, und in die Unterwürfigkeit der Knechtschaft ausarten würde!"

Zweiter Theil.

Methodik des akademischen Studiums im engern Sinne.

Erste Abtheilung.

Ueber das Wesen des akademischen Studiums überhaupt.

Erster Abschnitt.

Vom Studiren im Allgemeinen betrachtet.

I.

Begriff des Studirens.

§. 64.

Studiren im weitern Sinne dieses Wortes ist stufenweise Entwickelung und Uebung des Erkenntnißvermögens, durch äußerlich gegebene Gegenstände geweckt, und durch freie Reflexion in verschiedenen Graden zweckmäßig geleitet. — „Die menschliche Wissenschaft ist nie in ihrem Seyn, sondern nur in ihrem unendlichen Werden; der continuirliche Geistesact dieses Werdens ist das Studiren. Dieß ist daher ein regelmäßiges Streben nach dem Ideal menschlicher Wissenschaft (höchsten Vollständigkeit, Wahrheit, Deutlichkeit, Ordnung und Gewißheit der Erkenntniß), und beruht auf der zweckmä-

ßigen Verbindung coordinirter und subordinirter, gleichzeitiger und auf einander folgender geistiger Thätigkeiten." E. Schmid, allgem. Encyclopädie und Methodol. S. 26. 36. 61. Vgl. Kiesewetter, Hodegetik S. 1 ff. Siebelis, vier Schulschriften S. 35. Beck, Grundriß der Hodegetik S. 4.

Das lateinische studium (dessen Etymologie verschieden angegeben wird, von *Scaliger* ad Varr. L. L. und den meisten übrigen Etymologen aus σπουδή; von Döderlein, lateinische Synonyme 1826. I, 125. aus tundo) bezeichnet ursprünglich sehr bedeutungsvoll den innern Trieb und regen Drang, oder das eifrige Streben, die Lust und Liebe, den Eifer an einer geistigen Beschäftigung. „*Studium* est animi assidua et vehemens ad aliquam rem applicata magna cum voluptate occupatio, ut philosophiae, poeticae, geometriae, literarum"; *Cicero* de inv. I, 23. Vgl. *Donat.* ad Terent. Hec. II, 1. 5.: „*Studium* est voluntas hominis attentior atque impensior." *Ruhnken* ad Ter. Andr. I, 1. 29.: „*Studium* dicitur, in quo quis versatur et quo delectatur." Vgl. Ramshorn latein. Synonymik 1833. II. No. 1240. S. 516. (I, No. 565.). Auch das deutsche Studiren drückt in seiner allgemeinsten Bedeutung das eifrige, anhaltende, oder sorgfältige Nachsinnen oder Forschen überhaupt aus, oder das Streben, etwas deutlich zu erkennen, sodann insbesondere die Beschäftigung mit gelehrten Kenntnissen. Vgl. Adelung Wörterbuch s. h. v. k. Schwenk Wörterb. S. 650.

§. 65.

Studire[illegible] [illegible]ern Sinne ist jenes Streben, oder jene Beschäfti[illegible] [illegible]en [illegible]ssenschaften auf der hohen S[illegible] [illegible]ä[illegible] Universität soll — [illegible] en[illegible] [illegible]nenen und auf der hohen

Schule fortgesetzten moralischen, pragmatischen, ästhetischen und gymnastischen Bildung, welche mit der eigentlich wissenschaftlichen zu verbinden und ihr näher anzupassen ist — in dem schon vielseitig geistig geübten und mit mancherlei Kenntnissen ausgerüsteten Jünglinge, den wissenschaftlichen Geist wecken und ausbilden. Hierzu dient ein systematischer und synthetischer, lebendiger, klarer und productiver Unterricht in der Gesammtheit menschlicher Wissenschaft; vornämlich und zuerst in den allgemeinen Theilen derselben (der Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft. Geschichte und Philologie), dann aber auch in den besonderen Abtheilungen, welche dem eignen Talent und besondern Berufe jedes Einzelnen näher angehören. — Sodann soll der Student hier das eigene Fortstudiren der Wissenschaft und entweder (als künftiger Gelehrter) die Fähigkeit, die Wissenschaft selber weiter zu bringen, entwickeln und ausbilden, oder (als Studirter) ihre Anwendung für das menschliche und bürgerliche Geschäftsleben lernen, um dasselbe künftig zu üben und auszubilden. — Endlich soll auch das menschlich und literarisch freie und fröliche Zusammenleben junger Männer, von mancherlei Volk, Naturell und Beruf, nicht nur das ernste Studiren erheitern und beleben, sondern auch den Grund zur nöthigen Welt- und Menschenkenntniß legen, und den Charakter zur Freiheit und Selbstständigkeit entwickeln helfen; damit die Universität eine Vorschule, nicht nur für das selbstständige literarische, sondern überhaupt für das freie menschliche Leben werde.

1. Vgl. E. Schmid a. a. O. S. 45. Wie wichtig dies zuletzt erwähnte Moment des Umgangs der Studirenden mit einander in vielfacher Beziehung ist, darüber vgl. Thiersch gel. Schul. Abth. III. S. 437. Nösselt Anweis. III, 184. Meiners Verf. u. Verwalt.

d. hoh. Sch. I, 23 ff. Wachler biograph. Versuche I, 321. Heim's Leben von Keßler I, 35. Varnhagen von Enses Denkwürdigkeiten II. S. 99 ff. — Der richtige und vollständige Begriff des Studirens ergiebt sich übrigens von selbst aus den bereits gegebenen Erörterungen des Begriffs und Wesens der Universität (§. 52 ff.) Wir fügen diesen nur noch folgende Stelle aus Bernhardi's (viel zu wenig beachteter) Schrift: Ansichten über die Organisat. d. gel. Schulen 1818 S. 250 ff. bei: „Eine Universität ist eine Schule zur Bildung von Gelehrten. Dieser Ausdruck sagt ganz etwas anders als der: Es werden auf derselben Gelehrte hervorgebracht. Das letztere ist die Sache der eigenen, durch das Leben sich hinstreckenden Neigung und Begeisterung für die Wissenschaft, die Universität giebt der bestehenden Neigung nur die gehörige Richtung und macht durch den Unterricht, welchen sie ertheilt, es möglich, mit geregelter, sich selbst nicht zerstreuender und abirrender Thätigkeit ein Gelehrter zu werden. Sie lehrt das Lernen. Zu diesem Ende muß der Lehrer des Lernens, welcher nach dem Sprachgebrauch Professor heißt, dem Studenten die ganze Wissenschaft, welche er ihm vorträgt, nach ihren einzelnen Theilen vorzeichnen, er muß das Verhältniß der Theile zu einander darlegen, sodann diese Abschnitte mit dem Ausgemachten und allgemein für wahr Anerkannten ausfüllen und vortragen, das Geschichtliche eines jeden Theils und also besonders die Quellen, aus denen das Ausgemachte geflossen ist, nennen, und der eigenen Untersuchung anheim stellen, endlich dasjenige, was noch zweifelhaft ist, als solches bezeichnen, und den Gesichtspunct, aus dem dasselbe überhaupt zu betrachten, und wie es, und mit welchen Hülfsmitteln es zu lösen sein möchte, darstellen. Der Student verläßt daher die Universität mit der Kenntniß des Umfangs der Wissenschaft und dem Allge-

meinsten und dem Ausgemachten ihres Inhalts, mit der Kenntniß ihrer Lücken, und mit der Kenntniß der Materialien, jene zu prüfen, diese auszufüllen. Nach der Universität soll er sich sowohl an die Erwerbung der eigentlichen Wissenschaft machen, wie auch als Candidat, oder als Referendarius, oder sich einem Arzte oder einer klinischen Anstalt anschließend, die Anschauung der Art und Weise erwerben, wie weit die Wissenschaft ins Leben eintritt und eintreten kann."

2. Ueber den Ausdruck ein „Studirter" vgl. ob. §. 50. Ueber (den Unbegriff!) „Ausstudirt haben" vgl. Fichte Wes. d. Gel. S. 139. (s. d. paränetischen Anhang) u. Tittmann a. a. O. S. 114 ff., der treffend nachweist, wie verderblich der Wahn ist, als bedürfe man nach geendigtem Universitätsstudium keiner weitern wissenschaftlichen Fortbildung, und der mit den Worten schließt: „Der erfüllt also weder als Geschäftsmann noch als Gelehrter seine Bestimmung genügend, der nicht seine Gelehrtenbildung durch das ganze Leben fortsetzt. Darum ist auch für das Geschäft, für den Staat selbst verderblich die der wissenschaftlichen Fortbildung und aller Geistesbildung in den Weg tretende Richtung auf das Geschäft und die Ueberhäufung mit Arbeit bei jüngeren Männern, die kaum die Hochschule verlassen haben, und bei Staatsbeamten, von deren fortgesetzter Ausbildung des Geistes doch auch ihre Geschäftsleistung abhängt. Freilich wie die Meisten einmal sind, würden sie auch ohne Abhaltung durch Geschäfte nichts für ihre Fortbildung thun, und es scheint besser, daß sie im Geschäfte arbeiten als gar nichts thun. Aber das wäre wohl bei Manchen anders, wenn die Trennung der Bildungsjahre und der Geschäftsjahre nicht zu sehr in die Vorstellungen eingedrungen wäre und nicht das Geschäft zu sehr den Menschen in Anspruch nähme. Und die zur wissenschaftlichen Fortbil-

dung des Geistes nicht Kraft noch Drang besitzen, sollen nicht vorzugsweise vor den anderen bei der Anordnung der Verhältnisse berücksichtigt werden; vielmehr ist zu wünschen, daß sie gar nicht zu Geschäften gezogen werden, bei welchen irgend höhere Geistesbildung anzuwenden ist."

3. Was das sog. „Ueberstudiren" betrifft, so hat es damit, wie Kant richtig sagt, wohl keine Noth, um junge Leute davor zu warnen. „Daß sich Kaufleute überhandeln, und über ihre Kräfte in weitläuftigen Planen verlieren, ist eine gewöhnliche Erscheinung. Für die Uebertreibung des Fleißes junger Leute aber (wenn ihr Kopf nur sonst gesund war) haben besorgte Eltern nichts zu fürchten. Die Natur verhütet solche Ueberladungen des Wissens schon von selbst dadurch, daß dem Studirenden die Dinge anekeln, über die er Kopfbrechend und doch vergeblich gebrütet hat. Es bedarf hier bei der Jugend eher der Spornen, als des Zügels. Selbst die heftigste und anhaltendste Anstrengung in diesem Punkte kann wohl das Gemüth ermüden, so daß der Mensch darüber gar der Wissenschaft gram wird, aber es nicht verstimmen, wo es nicht vorher schon verschroben war, und daher Geschmack an mystischen Büchern und an Offenbarungen fand, die über den gesunden Menschenverstand hinausgehen." Anthropologie S. 149. vgl. Carus Psychol. II, 315. Rudolphi Physiol. II, 18. 259.

II.

Wahl der Universität.

§. 66.

Die erste Frage, nachdem das „Studiren" überhaupt entschieden ist und beginnen soll, sollte der Idee nach eigentlich

die nach dem Wo? seyn, indem die Wahl der Universität keineswegs gleichgültig, vielmehr oft das Entscheidendste für den ganzen künftigen Beruf ist. Der Wirklichkeit nach ist diese Frage jedoch meistens schon von selbst durch äußerliche Umstände beantwortet, namentlich die pecuniären Verhältnisse (zu erwartende Stipendien, Freitische u. s. w.), welche den angehenden Studirenden nöthigen, eine bestimmte Hochschule (meist die sog. Landesuniversität) zu beziehen. Oefters bestehen hierüber auch Vorschriften von Seiten des Staats, (sog. Universitätsbann oder Zwang), welche jedoch ihrem Princip nach sich nicht rechtfertigen, und nur als temporäre Nothmaaßregeln entschuldigen lassen. Diejenigen Studirenden, welchen die Wahl qu. entweder gleich anfangs oder später freisteht, müssen diese wichtige Begünstigung zu benutzen nie versäumen; denn hierauf ließe sich des Dichters Wort wohl anwenden:

„Was man von der Minute ausgeschlagen
„Giebt keine Ewigkeit zurück!“

Es steht geschichtlich als unbestreitbare Wahrheit fest, daß die Universitäten seit ihrer Entstehung für das ganze neuere civilisirte Europa als geistiges Gemeingut, und namentlich die deutschen stets als Nationalgut, und in letzterer Hinsicht (nach Heeren's Ausdrucke) „als eines der schönsten und wichtigsten Bande angesehen worden sind, welches bei der politischen Zerstückelung noch unsere Nation zusammen hält.“ (Gött. Anzeig. 1836. St. 1. S. 5., vgl. v. Savigny in d. mehrfach citirten Aufsatze in Rankes Zeitschr., Zachariä in Pölitz Jahrb. 1837. Oct., Scheidler Idee d. Univ. S. 34, 375.) Auch ist eben so gewiß, daß die Frequenz von Ausländern für eine Universität sehr wichtig ist; vgl. Schleiermacher üb. Univ. S. 46., E. Schmid allg. Enc. a. a. O.,

v. Strombeck Darstell. aus s. Leben 1833. I, 51.), als daß, wie Graf Soden sagt (Nationalökonomie Th. VIII. S. 179.) „mit der Basis des wissenschaftlichen Studiums, der Freiheit — in deren Gebiet einzig Wissenschaft und Kunst gedeiht — unvereinbar ist jene Erfindung des Despotismus und der Kameralistik, der Universitätszwang, wodurch man nur Einseitigkeit, Schiefheit und wissenschaftliches Spießbürgerthum erzeugt.“ Darum war in dem von Fürst Hardenberg und W. v. Humboldt herrührenden Entwurf der deutschen Bundesacte ausdrücklich diese Freiheit der Studenten auf jeder deutschen Universität ihre Studien zu machen, ausdrücklich als eine grundgesetzliche Bestimmung aufgenommen worden; Klüber Uebersicht d. Verhandl. d. Wien. Congresses S. 238, 252, 259. Vgl. auch Dahlmann Politik I. S. 293. Welker Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre I. S. 520. Es gehört zu den wenigen erfreulichen Erscheinungen unserer neuesten Zeit, daß die neuerdings nöthig befundenen Beschränkungen dieser Studirfreiheit wieder aufgehoben worden.

§. 67.

Wo die Wahl freisteht, wird dieselbe der Natur der Sache nach in der Regel durch den Ruf ausgezeichneter Lehrer in dem Fache, dem man sich vorzugsweise widmen will, bestimmt. Doch ist auch der Ruf der Universität in sittlicher Beziehung hierbei wohl zu beachten. Die Größe der Universität darf an sich nicht entscheiden, da mittlere und kleinere Universitäten ihre eigenthümlichen Vorzüge (besonders in Hinsicht der auf ihnen allein möglichen studentischen Freiheit) haben; vgl. ob. S. 163. Auch der Reichthum der Ausstattung mit dem eigentlich gelehrten Apparat, namentlich die Größe der Bibliotheken, ist weniger

von Belang, da der Studirende ja erst das Lernen zu lernen hat (S. 164.) und nicht die Wissenschaft selbst schon weiter bringen soll. Wichtiger ist für empirische und vorzugsweise practische Wissenschaften (wie Naturgeschichte, Medicin) der Besuch solcher Universitäten, die eine reiche Ausstattung an Sammlungen und practischen Anstalten (Clinica u. s. w.) besitzen. Doch gehört ebenfalls der Natur der Sache nach der Besuch solcher, so wie überhaupt der größern Universitäten mehr für die letzte Zeit des akad. Studiums, theils in wissenschaftlicher, theils in moralischer Beziehung.

1. In Hinsicht des Rufs ausgezeichneter Lehrer ist übrigens wohl zu unterscheiden, ob sie denselben als Gelehrte (Schriftsteller), oder ihrer eigentlichen Lehrgaben wegen genießen, und dieß letztere muß den Ausschlag geben! Fehlt es hieran, so kann es nur verwerflicher Eitelkeit Vorschub thun, zu den Füßen eines großen Schriftstellers, der kein guter akad. Lehrer ist, gesessen zu haben. Manchmal findet sich jedoch beides vereinigt, und ein solches glückliches Zusammentreffen muß, wer es irgend möglich machen kann, ja benutzen! (Um nur einiges Specielle hier anzuführen, so sollte jeder Jurist suchen, wenigstens ein Jahr in Berlin, Heidelberg oder Jena zu studiren, um bei Savigny, Thibaut und Mittermaier, Martin, jeder Philolog in Leipzig oder Berlin, um bei Böckh oder Hermann hören zu können, so lange diese Sterne erster Größe noch nicht untergegangen sind (Carpe diem!). Doch kann der akad. Unterricht gerade der ausgezeichnetsten Lehrer (und der oft noch viel lehrreichere persönliche Verkehr mit denselben) mit wahrem Vortheil nur von Denen benutzt werden, die schon mehr als die gewöhnlichen Vorkenntnisse mitbringen; daher es passender erscheint, solche Universitäten erst in den letzten Semestern zu besuchen. Ueberhaupt aber kommt

für die erstere Hälfte der Universitätsperiode nicht so sehr viel darauf an, wo man studirt, da wenigstens unsere deutschen Hochschulen sammt und sonders so eingerichtet und ausgestattet sind, daß kein Student, wenn er nicht der aufgeblasenste gelehrte Narr von der Welt ist, mit Fug sich wird beklagen können, daß es ihm an hinlänglicher Gelegenheit fehle, sich gehörig wissenschaftlich auszubilden.

2. Es wird später noch näher nachgewiesen werden, daß es nicht auf die Menge, sondern die Güte der akad. Lehrer und Vorträge ankommt; daher ist es als eine Abgeschmacktheit zu betrachten, wenn Studenten meinen, sie könnten auf dieser oder jener Universität nicht ihren „Cursus" vollständig machen, und müßten deshalb auf größern Hochschulen studiren.

3. Auf einer großen Universität, welche in einer Residenzstadt sich befindet, somit zu viele Versuchungen, Zerstreuungen u. s. w. darbietet, seine Studien zu beginnen, ist unklug, wenn man die Wahl frei hat; sie auf einer solchen zu beschließen, ist dagegen passend, zumal wenn man den sog. höhern Staatsdienst aspirirt. Man kann hierauf Schiller's Wort beziehen:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
„Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Oder auch die bekannte Stelle in Göthe's Tasso:

„Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
„Nicht seine Bildung danken" u. s. w.

§. 68.

Ueberhaupt ist aber der Besuch verschiedener Universitäten sehr anzurathen, theils der Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung wegen, theils aus moralischen

Gründen. Wenigstens zwei Hochschulen sollte Jeder, der es möglich machen kann (und festem Willen ist nichts unmöglich, was als höhere geistige Vervollkommnung erstrebt werden soll!) besuchen, und hiernach gleich vom Anfang an seinen Studienplan entwerfen.

1. Daß nicht nur, wie bemerkt, die größern, mittlern und kleinern Universitäten ihre eigenthümlichen Vorzüge, sondern außerdem die meisten einen ganz besondern Charakter, selbst in wissenschaftlicher Hinsicht, oder überwiegende Tendenz für die eine oder andere Seite der Gelehrsamkeit haben, ist unläugbar und bekannt. Vgl. Plank's Leben v. Lücke S. 32. Die hieraus nothwendig hervorgehende Einseitigkeit muß der Studirende seinerseits auszugleichen suchen durch den spätern Besuch einer andern, in der andere, vielleicht gerade die entgegengesetzten, Richtungen vorwalten.

2. Schon Epictet bemerkt richtig, daß die Veränderung des Aufenthaltsorts in moralischer Hinsicht oft von großer Wichtigkeit ist, weil die schlimmen alten Bekanntschaften die Ausführung neuer besserer Entschlüsse für's Leben zu sehr hinderten; und dieß gilt um so mehr von Studenten, je häufiger die Erfahrung lehrt, daß bereits in den ersten Semestern manche Verirrungen (namentlich in ökonomischer Hinsicht oder in Beziehung auf sog. Verbindungen) bloß durch böses Beispiel Andrer entstehen, dessen verderblicher Einfluß mit der Zeit wächst, wenn man sich ihm nicht durch den Wechsel der Universität ein für allemal entzieht, und dann wirklich ein neues, besseres Leben beginnt. „Jede neue Lage ist eine Frühlingskur!“ Jean Paul. Wer in einem solchen Fall ist, muß nicht säumen, sich aus jenem Wirrsal entweder herausreißen zu lassen (indem er sich in dieser Hinsicht gegen seine Aeltern oder Vormünder offen erklärt und sich von ihnen

die Weisung zugehen läßt, sofort eine andere Universität zu beziehen) oder sich selber herauszureißen.

3. Die gewöhnliche Einwendung gegen den Besuch einer zweiten, zumal größern Universität ist die pecuniäre Sorge wegen größerer Kostspieligkeit. Diese Sorge ist jedoch meistens sehr übertrieben, da, wenn dieser Wechsel erst in den letzten Semestern und aus ächten, wissenschaftlichen oder moralischen Motiven eintritt, vorauszusetzen ist, daß der Studirende dann, durch eigne Erfahrungen gewitziget, und durch das Bewußtseyn eines höhern, würdigern Strebens erhoben, sich aller unnöthigen Ausgaben enthalten, und selbst Entbehrungen gern unterwerfen wird, wofür ihn das beglückende Gefühl, durch sich selbst sich die Gelegenheit zu besserer Ausbildung verschafft zu haben, hinreichend belohnen wird.

„„Der Mensch kann was er will, wenn er will was er kann,““
„Ist wohl ein guter Spruch, doch gnügt er nicht dem Mann.

„Der Mensch kann was er will, wenn er will was er soll;
„In diesem ist das Maaß der Mannestugend voll.

„Das ist der Zauberbann, womit du alles stillst:
„Wolle nur was du sollst, so kannst du was du willst!“

Rückert Weish. d. Br. II, 153.

Zweiter Abschnitt.

Die nothwendigen Voraussetzungen des akademischen Studiums.

§. 69.

Schon aus dem Begriff der Universität als Hochschule, sowie aus ihrem ganzen, bereits entwickelten Wesen ergiebt sich (§. 53 ff.), daß der auf ihr ertheilte Unterricht nur von denjenigen wahrhaft benutzt werden kann, in welchen sich bereits ein gewisser Grad von Bildung, eine gewisse Menge von Kenntnissen, Reife des Urtheils, Selbstständigkeit des Charakters und andere solche Voraussetzungen finden. Mit Recht ist in dieser Hinsicht gesagt worden, „daß der Erfolg des Studirens oder wenigstens die erste Richtung desselben für Alle mehr oder weniger von der Art und dem Grad von Bildung und Kenntnissen abhängt, den sie auf die Akademie mitbringen." Schelling, Meth. S. 71.; vgl. Steffens Idee der Univ. S. 99, Niemeyer Grundsätze d. Erziehung II, 741. Rössel Anweisung I, 44. Tegner, Schulreden S. 77.

„Wer von Schulen ungeübt, unerfahren, ungelehrt kommt, kann durch alle Collegien laufen, und zehn Hefte der sog. höhern Wissenschaften nachschmieren, ohne daß dadurch seine Seele in den versäumten Grund- und Schulwissenschaften gebildet würde: sein Specimen, wenn er von der Akademie kommt, seine ersten Predigten und dergl. zeigen noch ganz seine nackte, darbende Seele." Herder Sophron S. 44. — Daß trotz dem, daß unsere Gymnasien in der neueren Zeit so bedeutend verbessert worden sind, dennoch eine große Anzahl nicht gehörig vorbereiteter Jünglinge die Universität bezieht, möchte sich schwerlich in Abrede stellen lassen. Vgl. Niemeyer a. a. O. II. S. 743. Köppen, offne Rede

üb. Universitäten S. 20. Fichte, deduc. Plan S. 17. Friedemanns Paränesen II, 197 ff. Beneke, unsere Universitäten und was ihnen nothtut S. 54.

I.

Sprachkenntnisse.

§. 70.

Was zuvörderst die wissenschaftlichen Vorkenntnisse (die gelehrte Schulbildung) und sodann die sog. Instrumentalkenntnisse betrifft, die vorzugsweise als Werkzeuge zur Aneignung alles gelehrten Unterrichts (gleichsam Handhaben der Gelehrsamkeit, ansae eruditionis) anzusehen sind, so gehören dahin zunächst und vor allem Sprachkenntnisse theils wegen ihrer Wichtigkeit an und für sich, theils als nothwendige Bedingungen oder Schlüssel zu den gelehrten Kenntnissen.

Vgl. W. v. Humboldt üb. vergleich. Sprachstud. (Abhandl. d. Berl. Akad. 1820. 1821. S. 250 ff.) Rößfelt Anweisung I, 53 ff. 64. 95. Bernhardi Sprachlehre I. Einl. Scheidler Psychol. I, 176 ff. „Non sunt ferendi, qui *grammaticam* ut tenuem ac jejunem artem cavillantur."— Necessaria pueris, jucunda senibus, dulcis secretorum comes; quae vel sola omni studiorum genere, plus habet operis, quam ostentationis. Ne quis igitur tanquam parva fastidiat grammatices elementa, — interiora velut sacri hujus adeuntibus adparebit multa rerum subtilitas, quae non modo acuere ingenia puerilia, sed exercere altissimam quoque eruditionem ac scientiam possit." *Quintilian.* Inst. or. I, 4. Dahlmann, Politik I, 260.: „Die Sprache ist das Organ des Denkens, es denkt sich nicht ohne sie, geschweige denn, daß sich die Theilung

der Arbeit versuchen lasse, vermöge welcher man Gedanken giebt und wieder empfängt. Eine Sprache aus dem Grunde lernen, heißt denken lernen; die Naturgeschichte mehrerer Sprachen vergleichen können, lehrt von dem Innern der Völker verstehen, was in keiner politischen Geschichte steht. Die Aufgaben des Scharfsinnes in dem Kunstgewebe einer Sprache, die ausgesprochen hat, sind unendlich, und der jugendlichen Fassungskraft eben so sehr als der männlichsten Tiefe zusagend." —

„Eine Grammatik muß der Mensch lernen, denn Grammatik ist die Philosophie der Sprache, und die Sprache ist der Umfang der menschlichen Begriffe; an einer je vollkommneren, ausgebildeteren Sprache man also Grammatik, d. i. eine Logik und Philosophie der menschlichen Vernunft lernt, desto besser lernt man sie, und behält an ihr ein Modell für Ordnung, Genauigkeit und Klarheit der Begriffe für alle andern Wissenschaften, Sprachen und Künste. Ein Mensch, der in seinem Leben keine Grammatik gelernt hat, lernt sein Leben durch nicht genau, wenigstens nicht sicher sprechen und schreiben: er irret in Ungewißheit umher, und hat kein Leitseil im großen Labyrinth der Worte und Gedanken." Herder Sophron S. 25. Vgl. Rückert, a. a. O. II, 180.:

„Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissen;
Derselben sey zuerst und sey zuletzt beflissen!

Einleitung nicht allein und eine Vorbereitung
Zur Wissenschaft ist sie, und Mittel zur Bestreitung;

Vorübung nicht der Kraft, um sie geschickt zu machen,
Durch Ringen mit dem Wort, zum Kampfe mit den Sachen:

Sie ist die Sache selbst im weitsten Wissenskreise,
Der Aufschluß über Geist und Menschendenkungsweise.

In jeder räumlichen und zeitlichen Entfernung
Den Menschen zu verstehn, dient seiner Sprach Erlernung.

Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung;
Drum sinne spät und früh auf Sprachenbändigung.

Mit jeder Sprache mehr, die du erlernst, befreist
Du einen bisdaher in dir gebundnen Geist,

Der jetzo thätig wird mit eigner Denkverbindung,
Dir aufschließt unbekannt gewesne Weltempfindung,

Empfindung, wie ein Volk sich in der Welt empfunden;
Nun diese Menschheitsform hast du in dir gefunden.

Ein alter Dichter, der nur dreier Sprachen Gaben
Besessen, rühmte sich, der Seelen drei zu haben.

Und wirklich hätt' in sich nur alle Menschengeister
Der Geist vereint, der recht wär' aller Sprachen Meister."

Uebrigens muß das Studium der Sprachwissenschaft, wenn es wahrhaft geistbildend seyn soll, auch nicht in todte Wortklauberei und Nicht- oder gar Verachtung der übrigen Wissenschaften, namentlich der Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften, ausarten, wogegen schon Ruhnken (elogium Hemsterhusii p. 30.) mit Recht eifert. „Sic humanitatis disciplina, rebus magnam partem ex ea sublatis, prope tota facta est *disciplina verborum.* — Revellant terminos humanitatis, quos *ignavia* constituit, recipiant in artium chorum, quas inde ejecerunt, et, Hemsterhusii exemplo, literarum studium cum Mathesi et Philosophia conjungant." Vgl. Drobisch Philol. u. Mathem. S. 4. 7. 8. 20. Note 31 ff., welcher die Einseitigkeiten, an denen die Philologie nur zu oft leidet, auf das treffendste schildert und rügt, namentlich den microscopischen Kleinigkeitsgeist der Silbenstecherei, (Beispiel s. in Scheidler's Psychol. I.

S. 52 Not.) sowie die Entfremdung vom Leben. Vgl. auch Schelling. Methode des akad. Studiums S. 77., wo es unter Anderm heißt: „Das Studium der Sprache als Auslegung, vorzüglich aber als Verbesserung der Lesart durch Conjectur, übt dieses Erkennen der Möglichkeiten auf eine dem Knabenalter angemessene Art, wie es noch im männlichen Alter auch einen Knabenhaft bleibenden Sinn angenehm beschäftigen kann.“ (Dazu vgl. was über Bentley in F. A. Wolf Analekten I, 22. gesagt worden.) Die Philologie muß wahrhafte Alterthumswissenschaft zu werden suchen, in dem großartigen Sinne, wie sie F. A. Wolf (s. dessen Museum der Alterthumswissenschaft) aufgefaßt hat. — „Der bloße Sprachgelehrte heißt nur durch Mißbrauch Philolog; dieser steht mit dem Künstler und Philosophen auf den höchsten Stufen, oder vielmehr durchdringen sich beide in ihm. Seine Sache ist die historische Construction der Werke der Kunst und Wissenschaft, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen hat. Auf Universitäten soll eigentlich nur Philologie, in diesem Sinne behandelt, gelehrt werden; der akademische Lehrer soll nicht Sprachmeister seyn.“ — Schelling a. a. O. S. 76.

§. 71.

Den ersten Rang nehmen für die Gelehrtenbildung im heutigen Europa mit Recht die sog. gelehrten alten Sprachen, namentlich die classischen s. str., die griechische und lateinische ein, theils weil alle unsere Kenntnisse in ihrem ersten Grunde aus der alten Literatur entsprungen sind, sowie noch jetzt großentheils auf derselben beruhen, theils wegen ihres Einflusses sowohl auf die Bildung des Verstandes, als auf die des Charakters. Vgl. Rehberg sämmtl. Schr. Th. I. S. 265—304. Hübler,

der verkannte Werth der class. Schriftst. 1800. Fr. Koch, die Schule der Humanität 1811. C. D. Beck, de philol. cum lit. conjunct. 1821. Siebelis, vier Schulschriften. Böckh de antiq. liter. stud. 1822. Fr. Jacobs in den Abh. d. Münchner Akad. I, 1. S. 6 ff. Vgl. dess. vermischte Schriften, I, 103. Friedemann Paränesen II, 227.). Thiersch üb. classische Bildung (Friedemann I, 1.) Tegnér üb. die Bedeut. des Studiums d. griech. Lit. für unsere Zeit (Friedemann a. a. O. II, 166.) Benecke Unsere Univ. u. s. w. S. 99. W. Harnisch, die latein. Sprache als Mittelpunkt unsrer Bildung (in L. Wachler Philomathie II, 183.), Dahlmann Politik I, 260. Vollgraff Politik III, 33. Feuerbach kl. Schrift. I, 41. Niebuhr in d. Vorr. zu s. Uebersetz. d. 1sten philipp. Rede des Demosthenes. Hamburg 1831.) Rob. Peel, Rede an die Studirenden in Glasgow v. 26. Jan. 1837. (Leipzig b. Schreck 1837). F. A. Wolf, Leben v. Körte I, 182. Joh. Müller, Briefe an Bonstetten S. 252. Tittmann Bestimm. des Gelehrten S. 99. 172.

1. „Unsere moderne Bildung beruht großentheils auf dem Gegensatze, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen seyn, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelnheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsere Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer größten und reinsten Bestrebung ausgeht, mehr den Geist, als die Wirklichkeit ihrer Einrichtung heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet läßt, und keine, nicht

mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkür. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem andern Zeitalter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst erst die Fähigkeit, uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie überging, und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschließlich in dieß Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwickelungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und hinterließen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie ergoß.“ W. v. Humboldt üb. die Kawisprache 1, S. XLIII. „Die Alten geben den Geist, welcher die Gelehrtheit belebt, den Geschmack und die Stärke, welche auf das ganze Leben wirken. — Die Alten verdienen zumal wegen des sie charakterisirenden praktischen Verstandes mehr als irgend eine Classe der Neuern die Grundlage der Erziehung eines Mannes zu seyn; da sie unsere Vorurtheile nicht haben, so gewähren sie gleiche Vortheile wie das Reisen unter fremde Nationen, und (welches das schätzbarste ist) sie sind voll Vaterlandsgeist! — Das Studium der Alten ist desto nothwendiger, da in Führung der Geschäfte der Charakter mehr thut, als der Geist: und sie geben Charakter.“ Joh. Müller (W. ält. Ausg. XIII, 188.

XI, 102. Briefe an Gleim II, 24.). — „Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur, immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben! — Wenn wir uns dem Alterthum gegenüber stellen, und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden." Göthe in den Wanderjahren (W. XXIII, 252. 278.) — „Die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere seyn, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehen." — „Es giebt jetzt nichts als Polyhistors, die Alles gelesen haben, nur die Alten nicht." — „Die jetzige Menschheit versänke unergründlich, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des spätern Lebens nähme. — Die Namen Sokrates, Cato, Epaminondas sind Pyramiden der Willenskraft." J. Paul (Levana §. 149.; vgl. unsichtbare Lage 16. Sektor, Extrablatt; polit. Nachklänge S. 91.).

Anmerkung. So wichtig übrigens das Studium der alten Sprachen ist, so ist es doch eine übertriebene Behauptung und ein grober gelehrter Dünkel, wenn man meint, daß nur und allein durch sie wahre Bildung möglich sey, vgl. Klöden üb. d. Ausbild. d. gewerbtreib. Classen S. 13. Kaulfuß wie muß alte Literatur gelehrt werden? 1826. Preusker Bausteine I, 85. und die Schriften über sog. Realgymnasien, welche letztere eine höchst zeitgemäße (vgl. S. 135.) und auch für die Wissenschaft mehrfach förderliche Einrichtung sind.

§. 72.

Für die allgemeine menschliche Geistesbildung, welche auch der Gelehrte als die höhere Aufgabe seines Lebens anzusehen hat (§. 40.), sowie für die nicht minder

wichtige Bildung im Geiste der **Volksthümlichkeit** ist das Studium der **Muttersprache** durchaus unerläßlich. Unverantwortlich ist daher die, namentlich bei den deutschen Gelehrten so häufig vorkommende Vernachlässigung ihrer überdieß an sich schon so herrlichen Ursprache. Vgl. **Nösselt** Anweis. u. s. w. I, 96 ff. **Klump** über gelehrte Schulen I, 197 ff. **Bernhardi** Organisation d. Gelehrtenschulen S. 129. **Jahn**, deutsches Volksthum S. 78. **Kolbe** über Wortmengerei S. 202. **Mohl** Policeiwiss. I, 486. **J. G. Müller** üb. Stud. u. Wiss. S. 70. **Schlosser** Gesch. d. XVIII. Jahrh. I, 130, 309.

1. Man kann diese Vernachlässigung unsrer Muttersprache wohl als **deutsche Erbsünde** bezeichnen; besonders machen sich Philologen derselben schuldig, wie denn z. B. **Ernesti** über die „**Frau Muttersprache**" zu spötteln pflegte, und noch neuerdings **Thiersch** in unbegreiflicher Verblendung so weit geht, den Gymnasial-Unterricht im Deutschen für etwas ganz Ueberflüssiges zu erklären!! Dagegen erklärt der größte deutsche Philolog **F. A. Wolf** ausdrücklich: „Zur **höhern Bildung** gehört vor Allem ein guter Unterricht in der **Muttersprache**" u. s. w. S. Dess. consilia scholastica, herausg. v. **Körte**. Vgl. auch **Diesterweg** Lebensfrage der eur. Civilisation IV, 14. „Jeder Deutsche soll deutsch lernen, **verstehen** die herrliche Ursprache, sie gewandt und richtig sprechen und schreiben und sein Geist soll getränkt werden mit den großen Werken seiner Nation! Für jedes Alter, für jeden Stand giebt es Musterwerke; von den allgemeinsten, von der Bibel und dem Gesangbuche an, welche auch wahrhaft deutsche Werke genannt zu werden verdienen, bis zu denen, welche für die verschiedensten Stufen der Bildung sich eignen. Die tiefste Schmach sollte jede allgemeine deutsche Bildungsanstalt treffen, in welcher

die Schüler eine fremde Sprache besser lernen, als die Muttersprache. Schmach jedem Deutschen, der über dem Studium der fremden Sprachen die Muttersprache vernachlässigt; Schmach jedem Vater, jedem Erzieher, der ein deutsches Kind, wenn es noch lallt, oder kaum zu lallen aufgehört hat, eine fremde Sprache wie die Muttersprache sprechen lehrt, oder sie über die Muttersprache erhebt! Wie das Heil eines jeden Volks nur aus ihm selbst kommen kann, so weht auch der Geist des deutschen Volkes nur aus seiner Sprache heraus. Unter uns ist dieses gerechte Nationalgefühl noch lange nicht verbreitet genug. Jeder gebildete Franzose lernt die schönsten Stellen seiner Klassiker auswendig, und keinem fällt es ein, seine Knäblein und Mägdlein deutsch plappern zu lehren. Wie steht es damit in unsern Anstalten für „Söhne und Töchter" und in unserer sog. höheren Erziehung? Noch viel Verdienst ist übrig! — Aus dem einzigen Schiller kann man sich mit ächt deutschem Geiste taufen und tränken." Vgl. Göthes Gedicht Nativität W. III, 147. —

2. Die Sprache ist das Heiligste was ein Volk besitzt; vgl. Fichte Reden an d. deutsche Nation S. 118 ff. „Die Muttersprachen sind die Völkerherzen, welche Liebe, Leben, Nahrung und Wärme aufbewahren und umtreiben." Jean Paul. — „Die deutsche Sprache ist die herrlichste unter den Europäischen, ursprünglich, unermeßlich reich an Worten, mithin an Begriffen, wohlklingend, volltönend, kraftvoll, Tuba und Harfe zugleich. — Revinus berechnet in seinem neu sprossenden deutschen Palmbaum, Nürnberg 1608, die Zahl der deutschen einsylbigen Stammwörter auf 2170, während in der hebräischen nur 1500, in der griechischen 265, in der lateinischen gar nur 163 sich finden. (Vgl. Jean Paul, Herbstblumine III, 69.). Reinhold und Georg Forster zählten in der fran-

zösischen Sprache 28,000, in der deutschen 80,000 Wörter. (J. G. Müller a. a. O. S. 70.). Seitdem hat Campe 60,000 neue Wörter („als Kinder der besten Schriftsteller, seit 1760") in sein großes Wörter-Louvre aufgenommen, und Radlof (Trefflichkeit d. südd. Mundarten) und Wolke (Anleit. u. s. w.) versprechen über 100,000 neue zu liefern. Und doch ist „der Deutsche gegen keine Sprache so kalt, als gegen seine eigne so reiche. Es ist ordentlich, als ob er sowohl mit Bekanus glaube, daß Gott nur Deutsch mit Adam gesprochen, als mit dem Konsistorialrath Hesse in Königsberg, daß das Paradies eigentlich in Ostpreußen gelegen, so daß man deshalb, da doch das Vaterland der deutschen Sprache, nämlich das Paradies, durch die erste Mutter in einem kurzen Obstnachtisch vernascht worden, diese Sprache wieder für das Paradies aufspare, wenn man künftig aus dieser Welt dahin komme; und gewiß ist's in jedem Falle, daß nach dem Tode mit manchem von uns droben wird deutsch gesprochen werden!" Jean Paul a. a. O. S. 91. — Auch Bürger fand sich veranlaßt zu bemerken: „Ich muß es hier gerade heraussagen, wie sehr es mich auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ich es heraussagen, daß mir aus der ganzen Literärgeschichte kein aufgeklärtes Volk bekannt ist, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, — ja, das so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk.', (Kolbe, über Wortmengerei S. 202.). Vgl. auch Herder im Sophron (Werke X. S. 214 ff.). „Seine Muttersprache verstehen, recht und eindringend reden, gescheid und vernünftig schreiben lernen, muß, besonders jetzt in unserm redenden, schreibenden

Jahrhundert, ein Jeder. — Wie wenig der Deutsche deutsch kann, liegt am Tage; nicht der Bauer, nicht der Handwerker allein reden größtentheils, zumal wenn sie sich gut ausdrücken wollen, ein verworrenes, abscheuliches, verruchtes Deutsch; sondern je höher hinauf, da geht's oft desto schlechter, bis man auf der Spitze des Bergs sich des Deutschen, das man nur mit Dienstboten spricht, gar schämt. Ein schmaler Streif an diesem deutschen Helikon und Pindus ist allein ausgenommen, auf welchem man die Muttersprache rein zu sprechen und rein zu schreiben werth hält; ein schmaler Streif! — Lernt deutsch, ihr Jünglinge!! denn ihr seyd Deutsche; lernt es reden, lernt es schreiben, in jeder Art schreiben! Lernt erzählen, berichten, fragen und antworten; zusammenhängend, eindringend, klar, natürlich schreiben, vernünftige Auszüge, Tabellen, Expositionen und Deductionen der Begriffe machen: lernt, was ihr denkt und wollt, sagen. Die Zeit gebietets, die Zeit forderts; wir wollen nicht länger ἄλαλοι und μογιλάλοι seyn und bleiben!" — Seit dem Erscheinen von J. Grimms Meisterwerke über deutsche Grammatik steht indessen zu hoffen, daß das Studium dieser letztern endlich nicht mehr so allgemein, wie bisher vernachlässigt werden wird. Als Einleitung zu diesem Studium verdient besonders Empfehlung Götzinger d. deutsche Sprache, Stuttgart 1836. (Ausführliche literar. Notizen hierüber s. b. Danz Encycl. und Method. d. theol. Wiss. S. 476.)

§. 73.

Auch eine oder die andere lebende fremde Sprache, die für die Wissenschaft, Kunst oder das practische Leben besonders wichtig ist; vgl. Rössel a. a. O. I, 70. Dahlmann Polit. I, S. 270. Clarus tab. Uebersicht. d. medic.

Studiums S. 28. Tittmann Best. d. Gel. S. 108. Ders. Blick auf d. Bildung unsrer Zeit S. 183.

In den erstern zwei Beziehungen ist die englische und italienische, in der letztern die französische (leider!) nothwendig. Jedenfalls ist jedoch das Sprechen derselben nie als Hauptsache anzusehen, zumal dieß ohnehin in der Regel eine vergebliche Sache ist. „Soll ich französisch reden (fragt Göthe, vgl. Schubarth z. Beurth. Göthe's II, 337.), eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, mag man sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, während jener, gerade wie wir es mit einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen muß." So auch Lichtenberg: „Die lebendigen Sprachen sind für die Ausländer, die nicht unter dem Volke gelebt haben, größtentheils todt. Wie schwer ist es, alle die kleinen Beziehungen zu erlernen, die gewisse Ausdrücke und Redensarten in sich fassen! — Um eine fremde Sprache recht gut sprechen zu lernen und wirklich in Gesellschaft zu sprechen, mit dem eigentlichen Accent des Volks, muß man nicht allein Gedächtniß und Ohr haben, sondern auch in gewissem Grad ein kleiner Geck seyn." (Vermischte Schrift. I, 275.). V. Knebel führt an (Leben und Nachlaß III, 9.), daß Friedrich der Große nie seinen deutschen Accent (beim Französischsprechen) ablegen konnte, und daß selbst der große Cuvier, der über 20 Jahre in Paris lebte und lehrte, des eigentlichen Accents der französischen Sprache nicht mächtig werden konnte. Vgl. auch

Bonstettens Briefe an Matthison S. 156. „Die französische Sprache ist die zweite Erbsünde!" Hippel Lebensläufe I, 341.

II.

Mathematik.

§. 74.

Die Mathematik bietet nicht nur in ihren Elementaroperationen des Zählens, Rechnens und Messens die einfachsten, leichtesten Uebungen des Denkens, und in ihren weitern Fortschritten ein gränzenloses Feld der zusammengesetztesten und schwierigsten dar, sondern ist auch wegen der Deutlichkeit und Nettigkeit ihrer Begriffe, der Schärfe, genauen Verkettung und strengen Folgerichtigkeit ihrer Urtheile und Schlüsse, mehr als irgend eine andere Disciplin geeignet, das Schema aller Wissenschaft überhaupt zur Anschauung zu bringen; daher ihr Studium ganz vorzüglich als für den Universitätsunterricht (§. 53.) vorbereitend angesehen werden kann und vorausgesetzt werden muß. Vgl. C. Schmid allg. Encycl. und Meth. S. 108. Tetens philos. Versuche II, 401. Ueber das Studium der Mathematik auf Gymnasien von Peters 1828. Brewer über Stud. d. Math. u. A. — Auch auf die übrige Geistesbildung kann die Mathematik einen vortheihaften Einfluß ausüben, wenn gleich in der Erfahrung sich allerdings oft eine gewisse Einseitigkeit vorzugsweise bei Mathematikern von Profession zeigt.

1. Schon Platon hat den erwähnten formellen Vorzug der Mathematik (wegen dessen sie ihre Namen als Wissenschaft κατ' ἐξοχήν mit Recht führt) deutlich

erkannt und es bestimmt ausgesprochen, daß sie den Blick auf das Uebersinnliche und Wesentliche in dem Mannichfaltigen und Veränderlichen der Dinge erhebt, und durch ihre Abstractionen die beste Vorbereitung für die philosophischen Speculationen ist; de republ. lib. VII. (Bip. p. 151. seq.); daher schrieb er auch, wie bekannt, über seinen Hörsaal: οὐδεὶς ἀγεομέτρητος εἰσίτω! Auch ist es bekanntlich zum Gemeinplatz geworden, daß die Geometrie die beste practische Logik ist, indem sie die treffendsten Beispiele, präciser Definitionen, bildender Schlüsse, schlagender Beweise liefert. Vgl. Drobisch a. a. O. S. 17 ff., der zugleich den guten Einfluß der Mathematik auf die übrige Geistesbildung nachweist. „Giebt es eine zweckmäßigere Verbindung der Kunst zu zergliedern und wieder zusammenzusetzen, als bei der Auflösung algebraischer oder geometrischer Aufgaben? Und gewährt irgend eine andre wissenschaftliche Beschäftigung so vollständig oder nur in annähernd gleichem Maße jenen Hochgenuß von vollständiger Ueberzeugung, einer Ueberzeugung, die unter dem Namen mathematischer Evidenz zum Sprichwort geworden ist? Erhebt hier nicht das Bewußtseyn, Wahrheit entdecken zu können, über das Gefühl menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit, das uns sonst so häufig niederzudrücken droht? Und muß dieses Bewußtseyn dem jungen Zögling der Mathematik nicht ein muthiges Selbstvertrauen einflößen, das zur Charakterstärke führt und ihn im Entschluß behutsam und besonnen, dann aber im Handeln fest und beharrlich macht? Auch ist es unstreitig nicht die geringste pädagogische Eigenschaft der Mathematik, daß sie, zu Abstractionen nöthigend, vom Sinnlichen abzieht, und, die Einbildungskraft auf eine gesunde Art beschäftigend, verderbliche Träumereien, die oft das Innerste der Jugend vergiften, verhütet. Wenn ferner in den philologisch-historischen und in den eigent-

lich philosophischen Wissenschaften eine schöne Einkleidung, eine gefällige Darstellung einem schwachen halbwahren Gedanken oft eine lange Zeit Geltung verschaffen, eine aus Eitelkeit und Selbstsucht vertheidigte oder aufgestellte Meinung aufrecht erhalten können, so sind dagegen dem Mathematiker solcherlei Künste fremd. Die einsylbige aber präcise Darstellung der Geometrie und die noch kürzere halbstumme Symbolik der Algebra kennt keinen Schmuck der Beredsamkeit, und Zahlen und Figuren sind ohne Leidenschaften. Ueberall, wo Mathematik herrscht, giebt es keine Meinung, sondern nur ein Wissen, und was sich nicht zur vollen Evidenz erheben läßt, ist ihr ohne Werth. Sollten diese Eigenschaften der Mathematik das Gemüth des Jünglings, der ihr mit Eifer obliegt, nicht jeder Lüge, jeder Verstellungskunst entfremden und mit warmer Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit erfüllen? Wird nicht jeder Hang zu sophistischer Gleisnerei im Keime erstickt, wenn man immer gewiß seyn kann, der Unlauterkeit der Bestrebung nicht lange unüberführt zu bleiben?" (Diesen Eigenschaften muß es auch zugeschrieben werden, daß Polemik in den mathematischen und physischen Wissenschaften höchst selten und dann immer rein auf das Sachliche gerichtet ist).

2. Darüber, daß die Mathematik häufig zu Einseitigkeit, namentlich in Beziehung auf ästhetische und moralische Ausbildung, und auf eine gewisse Manie Alles, auch das Geistige und Moralische dem Calcul zu unterwerfen, führt, ist neuerdings öfters und gewiß nicht ohne Grund geklagt worden. „Unter allen Wissenschaften baut keine ihre Priester so sehr gegen andere Wissenschaften ein, als die sich selber genugsame Meßkunst" rc. Jean Paul (Katzenbergers Badereise I, 159.). „Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Parteigeist nicht

beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie." Göthe XXII, 258. (Daraus erklärt sich wohl am besten des Sokrates Abneigung gegen die Mathematik. Xenoph. Memor. IV, 7.). Vgl. Scheidler Psychologie Th. I, 146 ff. und eine kürzlich erschienene Schrift über den Werth und Unwerth der Mathematik, aus d. Engl. Kassel 1836., woselbst eine große Menge Aussprüche der ausgezeichnetsten Gelehrten der alten und neuen Zeit gegen die Mathematik sich zusammengestellt finden. Allein diese Einseitigkeit ist doch nicht schlechthin nothwendig, kann vielmehr, wenn der Studirende nur überhaupt richtige Ansichten über das Wesen der Wissenschaft und des Gelehrtenberufs überhaupt hat, sehr wohl vermieden werden, und darf daher der Anerkennung des hohen Werthes dieser Wissenschaft keinen Eintrag thun.

3. Auch in Hinsicht dieser nothwendigen Vorkenntnisse für das akad. Studium bleibt in Deutschland dermalen noch viel zu wünschen übrig, indem auf den meisten Gymnasien (einige preußische, z. B. Pforta ausgenommen; vgl. Cousins Bericht üb. d. Zust. d. öff. Unterr. übers. v. Kröger I, 138.) — in Vergleich mit den Französischen diesen sehr nachstehen; vgl. Kries Lehrb. d. Math. Vorr. Ueber die Fehlerhaftigkeit der bloß ostensiven (sog. Euklidischen) Methode, welche bloß zeigt, daß etwas so ist, und nicht wie die richtigere heuristische, warum es so ist, und wie man zu dieser Einsicht gelangen kann? — vgl. Schweins Geometrie, Vorr. und Skizze zu ein. Syst. d. Geom. S. 1 ff. Schopenhauer üb. die vierfache Wurzel des Satzes v. zur. Grund. S. 98. Desselben Welt als Wille u. Vorst. S. 104, 270. Bernhardi, Sprachlehre II, 182. Fries, Logik S. 360. Scheidler, Propädeut. d. Psychol. S. 31. Vgl. auch Peters Curvenlehre und Littrows Recen.

sion dieser Schrift in d. Wiener Jahrbüchern 1836. Bd. 74, wo ebenfalls nachgewiesen ist, daß das an sich so bewunderswürdige System des Euklides nicht mehr befriedigt. — Auch ist neuerdings das Unpassende, ja Verkehrte in den mathematischen Studien von ausgezeichneten Mathematikern nachgewiesen worden. Vgl. Drobisch numerische Gleichungen und Littrows Recension davon in den Wiener Jahrb. 1835. Bd. 71. S. 93. („Die Algebra hat man in die Elementarmathematik verwiesen, ohne zu bedenken, daß mehrere Theile derselben, z. B. die Lehre von den Gleichungen, die Natur der Zahlen, zu den schwersten, trockensten und abstoßendsten Theilen der Mathematik gehören; die Differentialrechnung dagegen schlechtweg in die höhere Mathematik, obgleich ihre Grundzüge leichter zu fassen sind, als die meisten Theile der Algebra, und obgleich durch sie viele algebraische schwierige Aufgaben ganz leicht zu lösen sind. Ebenso wird die Trigonometrie, der anziehendste und vorzüglichste Theil der Geometrie, ohne allen Grund als ein Fremdling betrachtet und als Anhang ans Ende verwiesen. Auch ist die rein analytische Behandlung mit Verwerfung der unmittelbar anschaulichen, der Geometrie, namentlich in der Trigonometrie, durchaus verwerflich." (Hierüber hat auch vortreffliche Bemerkungen G. E. Fischer über den Sinn der höhern Analysis.)

III.

Naturwissenschaftliche Vorkenntnisse.

§. 75.

Zu diesen gehören namentlich die Anfangsgründe der sog. Naturgeschichte (Zoologie, Botanik, Mineralogie), ferner der Geographie (namentlich der mathematischen) und der Physik,

wenn auch nicht in streng wissenschaftlicher Form, sondern mehr fragmentarisch, um durch Vorführung der Elemente oder Grundstoffe aller Wissenschaften das Interesse daran, sowie die besondern Talente der Einzelnen zu erwecken. Vgl. Schleiermacher üb. Univ. S. 58 ff.

Wie viel noch immer in dieser Hinsicht der Gymnasialunterricht zu wünschen übrig läßt, ist bekannt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Schüler ganz gut des Virgils Georgica u. dergl. m. übersetzen können, die keine Fichte von einer Tanne, keine Linde von einer Eiche u. dgl. m. zu unterscheiden vermögen! Und doch ist klar, daß nicht nur, wie Schleiermacher a. a. O. richtig bemerkt, sich kein wissenschaftliches Leben denken läßt für den, dem jede Idee von der Natur fremd bliebe, sondern daß das Studium der Naturwissenschaften auch für die Gemüthsbildung wichtig ist. Vgl. ob. S. 109. Das hierin Versäumte muß daher, so viel wie möglich, auf der Universität nachgeholt werden, wozu dieselbe ja die beste Gelegenheit darbietet.

IV.

Anlage zum Gelehrtenberuf.

§. 76.

Noch wichtiger als der bloße Besitz zureichender wissenschaftlicher Vorkenntnisse ist der der übrigen subjectiven, namentlich und zunächst innern Bedingungen zum Studiren, weil jene sich allenfalls noch durch Fleiß und Gelegenheit nachhohlen und ergänzen lassen, für diese aber, in der Regel wenigstens, solches nicht möglich ist. Hierher gehört nun zunächst Befähigung oder natürliche Anlage (Talent) zum Gelehrtenberuf überhaupt, und zu dem einzelnen Berufsfach insbesondere, bei deren Mangel der Einzelne lieber einen an-

dern Beruf ergreifen sollte. Ueber das Vorhandenseyn jenes Talents kann übrigens nicht immer schon auf der Schule, oft nicht einmal auf der Universität, entschieden werden; denn es giebt eigentlich nur Ein entscheidendes Kriterium für das Daseyn desselben, und dieses ist erst nach vollendetem Erfolge anwendbar. Allerdings aber giebt es manche Regeln, um zu beurtheilen, ob man für das eine oder andere Fach des Gelehrtenberufs passe; vgl. Huart's Prüfung der Köpfe u. s. w. übers. v. Lessing; Niemeyer Grundsätze d. Erzieh. I, 145. Schwarz Pädagogik II, 416. Garve in einer Abhdl. üb. Prüfung d. Fähigkeiten (s. dess. Versuche) und besonders die Schrift von Fritz: Versuch üb. die zu d. Studien erforderlichen Eigenschaften u. s. w. Hamburg 1833.

1. Treffend schildert Niemeyer a. a. O. II, 728 ed. 7., die üblen Folgen einer irrigen Wahl des Gelehrtenberufs. „An sich schon ist es eine wahre Versündigung an dem Heiligthum der Wissenschaften und des Staats, wenn man ihm Priester weiht, ohne Talent, ohne inneren Beruf, vielleicht ohne alle Empfänglichkeit für geistige Bildung. Ihnen selbst wird dadurch der schlechteste Dienst geleistet. Es giebt kein beklagenswertheres Loos, als zu einer Lebensart gegriffen zu haben, welcher man, selbst bei der größten Anstrengung seiner Kräfte, dennoch immer nur dürftig oder gar nicht genügen kann. Wer hat in Schulen gelebt, und erinnert sich nicht einzelner Mitschüler, die zum Studiren genöthigt oder beredet, bei dem besten Willen dennoch keinen Tag ihres Jugendlebens froh wurden, und trotz der Mühe, die sie sich gaben, dennoch das Ziel des Spottes unschonender Lehrer oder muthwilliger Gefährten waren, weil sich in Allem, was sie redeten und arbeiteten, die gänzliche Ohnmacht ihres Geistes offenbarte? Gesund am Körper, geschickt zu praktischen Geschäften aller Art, oft mit recht hervorstechendem Talent für sie,

verzehrten sie Körper- und Geisteskraft in einem Dienst, den sie nie hätten wählen sollen. Mit Mühe und Noth arbeiteten sie sich bis zur obersten Classe hinauf, oder man ließ sie dazu gelangen, wohl äußernd, daß es doch einerlei sei, in welcher sie säßen. So gingen sie denn endlich zur Akademie über, um da so Vieles zu hören und zu treiben, wofür sie kein Interesse, wozu sie keine Vorkenntnisse hatten. Oft machte die Armuth ihre Lage hier noch drückender. Mit ihr im Kampf, entblößt von allen Hülfsmitteln, genöthigt durch kleinen Unterricht das Leben kümmerlich zu erhalten, gingen auch diese Jahre ungenossen dahin. Zu jeder höheren Lehrstelle, oder zu jedem Geist erfordernden Geschäft unfähig, trieben sie sich dann in drückenden Hofmeister- oder Schreiberstellen umher, und nahmen endlich aus Verzweiflung das kleinste Aemtchen an, das man ihnen bot, und kämpften dann wohl oft, als kinderreiche Hausväter, bis an das Ende ihres Lebens mit Noth und Entbehrung. Erbarmte sich vielleicht das Glück ihrer ohne Verdienst, so ward ihnen auch wohl zuletzt noch ein besseres Amt zu Theil, das sie aber doch nicht ehren konnte, da sie es durch Unwissenheit selbst entehrten. Und eben diese Menschen — wie gesund, wie glücklich, oder doch wie nützlich, vielleicht in welchem Wohlstande, würden sie ihr Daseyn genossen haben, hätte man sie den Landbau, die Handlung, irgend eine Kunst, irgend ein nützliches Gewerbe wählen lassen!

Eine Gewissensache — man kann es denen, welche das Urtheil über Studirfähigkeit zu fällen haben, man kann es auch Eltern nicht laut genug sagen! — eine Gewissensache ist es also, da, wo über die Wahl der Lebensart entschieden werden soll, mit der höchsten Unparteilichkeit zu Werke zu gehen. Geburt, Stand und Vermögen bleiben allerdings dabei Nebenrücksichten: denn aus der Niedrigkeit sind zwar sehr

große Männer hervorgegangen; aber ganz darf doch auch jenes nicht übersehen werden. Wo von Kindheit an das Leben, überall von der Dürftigkeit beengt, drückend ist; wo Eltern und Verwandte, die am frühesten auf das Kind wirken, und aus deren steter ärmlichen Umgebung unmerklich immer etwas in seine Art zu seyn und zu denken übergeht, keine Ahndung eines höheren intellectuellen Lebens, wie es die Wissenschaften fordern, gehabt haben, und alle ihre Bestrebungen nur auf das Sinnliche und Aeußere berechnen müssen, — da kann nur ein ausgezeichnetes Talent solche Hindernisse überwinden, und ein unwiderstehlicher Drang, sich über die Geburtssphäre zu erheben, den Beruf dazu beurkunden. Aber die Hauptsache bleiben doch immer — der Grad der Fähigkeit, und die zu der Zeit, wo nun gewählt werden soll, schon erworbenen Kenntnisse. Wo Beides zu sehr auf der Stufe des Mittelmäßigen steht, da ist — man werde nun gehört oder nicht gehört — ernste Warnung vor dem Fortstudiren die heiligste Pflicht des Examinators, oder — was bei Schulen, wo mehrere Lehrer angestellt sind, vorzuziehen ist — einer aus den Lehrern, die den Examinanden genauer kennen, zu bildenden Examinations-Deputation."

2. Die Gelehrtengeschichte zählt viele Beispiele von ausgezeichneten Männern auf, die in ihrer Jugend für unfähig gehalten wurden. So zeichnete sich z. B. Newton auf der Schule gar nicht aus, war vielmehr unfleißig und unaufmerksam (s. dess. Leben von Brewster u. krit. Börsenhalle 1836. No. 1276. S. 1076.) ebenso Locke, Mallebranche, Fr. H. Jacobi; — E. L. Heim (der „Feldmarschall unter den Doctoren") konnte im 12. Jahre noch nicht fertig lesen; s. dess. Leben v. Keßler I, 7. — Vgl. Fichte Wes. d. Gelehrten S. 66. „Wer da wirklich zu einem vollendeten Gelehrten und Künstler in dem angegebenen Sinne des

Worts geworden ist, seine Welt umfassend aus seiner klar durchschaueten Idee und von dieser Idee aus in jeden Punkt dieser seiner Welt frei einzugreifen vermögend, der hat Talent gehabt, und ist von der Idee ergriffen gewesen, und von diesem läßt es sich nun auch sagen, daß er davon ergriffen gewesen; wer unerachtet des fleißigsten Studiums, dennoch in das reife Alter tritt, ohne sich zur Idee erhoben zu haben, der ist ohne Talent gewesen, und ohne Berührung mit der Idee, und es läßt sich ihm dieses nunmehro auch sagen; dem aber, der noch auf dem Wege sich befindet, läßt sich keines von beiden sagen.

Es bleibt bei dieser eben so weisen, als nothwendigen Einrichtung der Dinge für den studirenden Jüngling, der durchaus nicht wissen kann, ob Talent in ihm vorhanden sey, oder nicht, nichts anderes übrig, als daß er immer fort handle, als ob welches in ihm vorhanden sey, das doch endlich zum Vorschein kommen müsse, und daß er sich unter alle Bedingungen, und in alle die Lagen versetze, in denen es zum Vorschein kommen muß, falls es vorhanden ist; daß er mit unermüdetem Fleiße, in treuer Hingebung des ganzen Gemüthes, alle die Mittel der gelehrten Bildung ergreife, die sich ihm darbieten. Den schlimmsten Fall gesetzt, daß am Ende seines Studiums sich finde, es habe aus der ganzen in ihm aufgehäuften Masse der Gelahrtheit nirgends ein Funke von Idee ihm entgegen gestrahlt, so bleibt ihm doch wenigstens Ein Bewußtseyn, welches unentbehrlicher ist, als das Genie, und bei dessen Abwesenheit der Besitzer des größten Genies weit weniger werth ist, denn Er: — das Bewußtseyn, daß es nicht an ihm liege, wenn er nicht mehr geworden, und daß der Platz, auf dem er stehen geblieben, der Wille Gottes sey, dem er mit Freuden sich füge. Talent läßt sich keinem anmuthen; denn es ist eine freie Gabe der Gottheit; redli-

cher Fleiß aber und Ergebung in seine Natur läßt sich jedem anmuthen; auch ist diese gründliche Rechtschaffenheit selbst die göttliche Idee in ihrer allgemeinsten Gestalt, und kein nur redliches Gemüth ist ohne Gemeinschaft mit der Gottheit.

Die mittelst jenes aufrichtigen Strebens nach etwas Höherem erworbenen gelehrten Kenntnisse werden ihn immer zu einem tauglichen Werkzeuge machen für höher gebildete, welche in den Besitz der Idee gekommen. Gern und ohne Neid und Eifersucht, und ohne ein nagendes Ringen nach Höhen, für die er nicht gemacht ist, wird er diesen sich unterwerfen, und mit der ihm schon zur andern Natur gewordenen Treue ihrer Leitung sich hingeben; also sich erwerbend die Gewißheit, seine Bestimmung erfüllt zu haben, als das letzte und höchste, was in irgend einer Lage der Mensch sich erwerben kann."

V.

Sittliche und religiöse Ausbildung des Charakters.

§. 77.

Es bedarf wohl keiner weitläuftigen Auseinandersetzung, daß diese Ausbildung in gewissem Grade bei den Studirenden vorausgesetzt werden muß. Dieß erfordert wesentlich das Institut der akad. Freiheit, welche letztere nur bei einem schon erlangten Grade von Selbstständigkeit von Nutzen seyn kann. Aus diesem Grunde ist auch eine gewisse Reife des Alters erforderlich, und ein in dieser Hinsicht zu früher Besuch der Universität kann nur nachtheilige Folgen haben. Vgl. ob. S. 185. F. A. Wolf Consilia scholastica p. 54. Meiners Geschichte d. hohen Schulen I, 8. II, 160. *Eichstad.* de dignit. rector. acad. 1828. p. XI. Rössel t Anweis. II, 120. Wekker Gesetzgebungslehre I,

322. Scheidler Apolog. d. deutsch. Univ. in Bran's Minerva 1832. April S. 98. Juli S. 50.

„Bleibet zu Jericho bis euch der Bart gewachsen ist, und dann kommt!" II. Sam. 10. — Schon Platon (de leg.) bestimmt das 20. Jahr als das, in welchem Jünglinge in der Regel zur Auffassung eines wissenschaftlichen Unterrichts reif wären. Daß in den frühern Jahrhunderten die Universitäten meist von Männern zwischen dem 20—30 Jahre (und drüber!) besucht wurden, ist bekannt. Noch jetzt findet Aehnliches in Schweden Statt, wo sogar Studenten von 35—40 J. durchaus keine Seltenheit sind (glückliches Upsala und Lund!); vgl. d. citirten Aufsatz des Prof. Wilda in Bran's Minerva 1836. — Der bei uns Deutschen nur zu häufig vorkommende Fehler des zu frühen Besuchs der Universität hat vielfache nachtheilige Folgen, so zunächst in Hinsicht der Mißbräuche des nicht für „imberbes adolescentulos" (Eichstad. l. c.) bestimmten Instituts der akad. Freiheit (namentlich pflegen die einzelnen älteren und kräftigern Studenten, deren es doch auch überall noch giebt, einen viel zu großen Einfluß auf den jüngern, schwächern Commilitonen auszuüben), sondern auch in Hinsicht des akad. Unterrichts, weil der Lehrer unvermeidlich gar manches, was er sonst gesagt, in petto behält, wenn er bemerkt, daß (mit Jean Paul zu reden) sein Lehrstuhl zu einer cathedra rostrata, mit Gelbschnäbeln, statt mit Schiffsschnäbeln umgeben, geworden ist!

Vor dem neunzehnten Jahre sollte in der Regel (Ausnahmen müssen auch hier gelten) Niemand die Universität beziehen. Ueble Folgen der herrschenden entgegengesetzten Sitte. Vgl. Köppen, offne Rede üb. Universit. S. 37. „Unsere Jünglinge (besonders in Süddeutschland) besuchen zu früh die Universität. Sie haben

manchmal das sechszehnte Jahr kaum erreicht, und eilen dann von den Schulen in die akademischen Hörsäle. Wären auch einige Wenige in solcher Jugend reif für den wissenschaftlichen Unterricht, so doch gewiß nicht die Mehrzahl, und auch jene Wenigen würden mit großem Gewinn noch warten. In dem angeführten Jünglingsalter ist der Unterschied eines einzigen Jahres von großer Bedeutung, und jeder, meine ich, käme noch früh genug, wenn er vor angetretenem achtzehnten Jahre nicht zum Universitätsstudium gelassen würde. Dasselbe gilt begreiflicher Weise von den Lyceen, deren wissenschaftlicher Vortrag nach dem Muster der akademischen eingerichtet ist. Nun können aber funfzehnjährige Jünglinge schwerlich rechte Liebe zu den Wissenschaften und zum wissenschaftlichen Vortrage haben, besonders nicht zur Philosophie, zur ernsten Geschichte, zur Theorie der Naturerscheinungen, womit sie doch anfangen. Besser wäre ihnen, noch einige Jahre auf Sprachstudium zu verwenden, und weil sie kaum der Grammatik entwachsen sind, sich mit dem Geist des Alterthums und seiner Schriftsteller vertrauter zu machen. Folgen der Verfrühung sind: Gleichgültigkeit für die Sache, Nachlässigkeit, Unfleiß, auch verkehrter Gebrauch der gestatteten Selbstbeherrschung und der Befreiung vom Schulzwange. Als einst die Ungarn zahlreich sächsische Universitäten besuchten, waren fast alle stark in den Zwanzigen, manche sogar Männer von dreißig Jahren; keine Studirenden eifriger im Besuch der Vorlesungen, keine hielten sich entfernter von jugendlichen Thorheiten, keine genossen einer größern Achtung bei den Uebrigen. Und was verliert der Jüngling, wenn man ihn vom voreiligen Besuch der Universität zurückhält? Daß Andre ihm zuvorkommen mit Anwartschaft auf das Amt, wornach sich jeder sehnt? Ist jene Maßregel a l l g e m e i n, so stehen Alle wieder gleich. Jetzt wird geeilt zur Uni-

versität, und wieder weg von ihr; sie wird meistens in einem Alter verlassen, in welchem man sie erst betreten sollte!"

§. 78.

Namentlich muß sich diese sittliche Ausbildung in dem ächten Fleiße zeigen, welcher der Natur der Sache nach nicht nur unerläßlichste Bedingung des Gelehrtenberufs und nothwendige Ergänzung des Talentes ist, sondern auch eine Tugend im eigentlichen Sinne, indem er aus dem ernsten Streben und beharrlicher Anstrengung des Willens, also aus sittlichen Eigenschaften, hervorgeht, so wie derselbe zugleich auch als Vorbild der künftigen Berufsthätigkeit der Treue in Befolgung der Amtspflicht erscheint. Vgl. Fritz a. a. O. S. 120. Steffens Idee der Univ. S. 101. Bernhardi Organisat. u. s. w. S. 168 ff. Fichte Wes. d. Gel. S. 55. Deshalb hat auch der Fleiß seinen Werth in sich selbst, auch abgesehen von allem Erfolge, welcher letztere ihm übrigens nie völlig entgehen kann. Nemo reperitur qui sit *studio* nihil consecutus. *Quintilian.* I, 1. 3. Auch ist die Gewöhnung zum ächten Fleiß auf der Universität überaus wichtig für das ganze übrige Leben. Daher die Pflicht der Rechtschaffenheit im Studiren! vgl. Fichte Wes. des Gelehrt. S. 70. (s. d. paränet. Anhang).

. . . . . . *Labor* vincit omnia
Improbus. *Virgil.*

1. „Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es das natürliche Talent oder der Fleiß sey, was in den Wissenschaften am meisten fördere? Ich antworte: beides muß sich vereinigen; für sich allein und ohne das andere reicht keines von beiden hin." Fichte a. a. O. S. 55. — „Keine Tugend wird in geniesüchtiger Zeit mehr verkannt und modischer herabgewürdigt als

jene edle Beharrlichkeit, welche die Mutter freier Arbeitsamkeit ist. Newton ward gefragt: wodurch er die Gesetze der Natur gefunden? Er antwortete: durch viele Arbeit und Geduld! Büffon definirt sogar das Genie als eine natürliche Anlage zur Ausdauer (l'aptitude à la patience). Der Mensch allein versteht für Jahre und die Ewigkeit zu arbeiten; Ernst und Mühe befruchten selbst das geringere Talent, bringen einigen urbaren Boden auf steile Felsenhäupter. Arbeit die am ernsten Zwecke haftet, begründet den sittlichen Charakter, durch das Sustine das Abstine, Kraft für das Vaterland, und einen Sinn darüber hinaus für die Menschheit." Dahlmann Politik I, 276. — „Der Gaben sind mancherlei und nicht Alle können gleich eilig fortschreiten, aber früher oder später kommt der Fleißige doch zum Ziele. Genie ist eine Gottesgabe, aber der Fleiß beruhet auf uns selbst; das eine ist ein Glück, das andere eine Tugend." Tegner Schulreden S. 37. —

2. Nur ächter Fleiß ist wahrhaft löblich, d. h. der aus eignem Interesse an dem Studium, aus freiem Gehorsam gegen die Pflicht hervorgeht! „Sey arbeitslustig!" Rahel. — Grade für die Entwicklung dieses ächten Fleißes ist das Institut der akademischen Freiheit bestimmt und auf der Universität der eigentliche Ort, weil hier aller schulmäßige Zwang wegfällt. Treffend sagt in dieser Beziehung Beneke in d. Einleit. in d. akad. Stud. S. 162. „Eine nicht unwichtige Bestimmung der akad. Jahre besteht darin, Sie im eigentlichsten Sinne des Wortes arbeiten zu lehren: arbeiten auch da, wo das diese Anstrengung erheischende Interesse nur durch eine sehr entfernte Vermittelung seine wohlbegründeten Ansprüche geltend machen kann. Auf der Schule war Ihnen hiezu nur wenig Gelegenheit gegeben: die frohe Aussicht, durch Vollen-

dung der aufgegebenen Arbeit unmittelbar an Klarheit des Denkens oder an Kenntnissen reicher zu werden, das Verlangen, sich der Zufriedenheit der von ihnen innig geliebten und hochgeachteten Lehrer oder Aeltern würdig zu machen, gaben Ihrer Thätigkeit in jedem Augenblicke einen lebendig frischen Schwung. Ihr künftiger Beruf, von welcher Art er auch seyn mag, wird solche mehr vermittelte Anforderungen in großer Menge und Ausdehnung an Sie machen: denn an wie viele Arbeiten müssen wir nicht selbst in dem, mit der edelsten und innigsten Begeisterung übernommenen Berufe mit einer Art von Selbstüberwindung gehen, weil sie das Interesse, welches jene Begeisterung belebte, in gar zu bleichen Bildern in sich abspiegeln. Aber dennoch fordert die Pflicht, daß diese Arbeiten nicht nur vollendet, sondern auch mit Aufmerksamkeit, mit Sorgfalt vollendet werden. Woher nun wollen Sie hiezu die Kraft nehmen, wenn Sie dieselbe nicht durch zweckmäßige Uebungen in den akademischen Vorbereitungsjahren sich erworben haben? Auch in dieser Beziehung also lassen Sie diese Jahre nicht unfruchtbar vorübergehn: stellen Sie sich von Zeit zu Zeit die Aufgabe, länger bei einer Arbeit zu verweilen, als Ihnen dieselbe Lust gewährt, und schieben Sie die Erholung zuweilen auf, auch wo sie mit einem bedeutenderen Gegendrucke gefordert wird. In dem frohen Bewußtseyn, durch diese Selbstüberwindung ein für das Berufsleben so überaus wichtiges Talent in sich entwickelt zu haben, wird Ihnen dann die Ruhe nur um so süßer seyn." Vgl. auch Schleiermachers treffliche Predigt: das Leben und Ende des Trägen. — Einen sehr practischen Rath giebt Bonstetten (s. dessen Briefe an Matthison. Tübingen 1829. S. 178.). „Fühlst du dich zu träge zur Arbeit, so gieb dir eine Ohrfeige, lege die Uhr auf den Tisch, und fange frisch an!"

VI.

Gesundheit und Susistenzmittel.

§. 79.

Zu den äußeren Bedingungen des Studirens gehört zunächst physische Gesundheit und möglichste Schärfe der äußern Sinne, namentlich der beiden edelsten, des Gesichts und Gehörs. Nur ausnahmsweise ist Kränklichkeit, wenn sie angeboren ist, manchmal der Geistesentwickelung förderlich. Uebrigens muß hierbei Kränklichkeit und Schwächlichkeit wohl unterschieden werden (wie auch in Beziehung auf den Gesichtssinn das kurze Gesicht von schwachen Augen). Für manche Fächer ist Schärfe der Sinne, sowie eine gewisse Stärke des Nervensystems als äußere Bedingung der Kaltblütigkeit u. dgl. m., namentlich für Ueberwindung des Ekels unerläßlich, z. B. für die Mediciner. Ferner gehört hierher der Besitz der sog. Subsistenzmittel, also entweder eigenes Vermögen, oder hinlängliche Unterstützung durch Freitische, Stipendien u. dgl., namentlich auch die Möglichkeit, sich den nöthigen gelehrten Apparat, an Büchern, Instrumenten rc. zu verschaffen. Besonders für gewisse Studien (z. B. Medicin, Naturwissenschaften) ist der Mangel an diesem Apparat sehr hinderlich. Indessen ist im Ganzen Armuth bei sonstigem Talent und Fleiß nicht als Hinderniß des Studirens anzusehen, in der Jugend ohnehin leicht erträglich, bei edler Sinnesart selbst vortheilhaft, und Reichthum ohne Frage eine schädlichere Klippe. „Si vis vacare animo, aut *pauper* sis, aut pauperi similis. Non potest studium salutare fieri sine frugalitatis cura; frugalitas autem paupertas voluntaria est.“ *Seneca* Ep. 17.

. . . . Labor omnia vincit
Improbus, et duris urgens in rebus egestas! *Virgil.*

1. „Selbst die größte Armuth sollte Niemand abschrecken, denjenigen Beruf zu wählen, wozu er sich am fähigsten, und nach vernünftigen Gründen am geeignetsten erkennt. Sie erschwert freilich dem, der sich den Wissenschaften weihen will, seinen Beruf auf mehr als eine Art. Aber sie giebt auch, wie alles Gefühl des Bedürfnisses, dem, der mit Verstand und redlichem Herzen gewählt hat, mehr Ermunterung zu angestrengtem Fleiße; und es ist Unglaube und Verleugnung der Vorsehung Gottes, sich nur dadurch abschrecken zu lassen. Wer auch mit sehr mittelmäßigen Umständen zufrieden ist, sich gehörig einzuschränken versteht, und sich durch Tugenden Freunde zu machen weiß, wird, wenn er wahren innern Beruf zum Studiren hat, gewiß nicht verlassen werden.“ Nösselt Anweisung Th. III, S. 159. Vgl. Fritz a. a. O. S. 90. — F. A. Wolf bemerkt gelegentlich, daß „Reiche in Deutschland insgemein nichts studiren,“ (Leben v. Körte II, 49.) u. Möser „daß grade aus dem geringen Stande die arbeitsamsten und tüchtigsten Männer gezogen werden, wogegen aus den Kindern von sog. guter Familie fast nichts als Zärtlinge oder Hypochondristen kommen.“ (Patriot. Phantasien III, No. 30.). Gewiß ist, daß namentlich in Deutschland die Mehrzahl der Heroen der Literatur Bauern- Bürgers- oder Pfarrersöhne waren, (vgl. die speciellere Nachweisung in Vollgraff Politik III, 82.), und daß eine bedeutende Zahl derselben während ihrer Universitätszeit mit dem größten Mangel zu kämpfen hatte. (So z. B. Heyne, der während eines ganzen Jahres in Leipzig nur einigemal warm essen konnte, und oft „nicht drei Pfennige hatte zu einem Brod für den Mittag;“ s. dess. Leben v. Heeren S. 27. Ebenso mußte sich Herder in Königsberg „manchen Tag nur mit einigen Semmeln hinhalten;“ s. Erinnerungen aus s. Leben

I, S. 56.) In ähnlichen schlimmen Umständen befanden sich während ihrer Studienzeit Jean Paul, Seume, J. H. Voß, Reinhard, Fichte, Sal. Maimon, Heim, Dinter u. A. s. deren Biographien. Linné hatte im Upsala nicht so viel Geld, um sich seine Schuhe besohlen lassen zu können, „sondern mußte auf dem bloßen Fuße gehen, mit etwas Papier, das er in den Schuh legte," s. Linné Leben von Afzelius übers. v. K. Lappe 1826. S. 12. — Allerdings kann Armuth schädlich auf den Charakter wirken, wie schon Platon zeigt (de rep. I, vgl. Kant Tugendlehre S. 18.), wenn sie das durchaus nöthige Selbstgefühl (edlen Stolz) raubt und zu Kriecherei, Schmeichelei, Schmarotzerei u. dgl. m. führt, was indessen doch gewiß bei Studenten nicht zu präsumiren!

„Ich bin ein armer Mann,
„Schätze mich aber nicht gering;
„Die Armuth ist ein ehrlich Ding,
„Wer mit umgehen kann."

Göthe (IV, 331.).

2. „Nichts erträgt die Jugend leichter als Armuth, denn irgend eine Liebe — sie meine ein Herz oder eine Wissenschaft — erhellet ihre dunkle Gegenwart künstlich, und lässet sie am künstlichen Tage so freudig seyn, als sei es ein wahrer, wie Vögel von dem Nachtlicht fortschlagen, weil sie es für einen Tag ansehen." Jean Paul Flegeljahre (IV, 244.). Vgl. auch Herder's Gedicht: die zehnte Muse.

3. Eigentlicher Mangel an Büchern und anderm sog. gelehrten Apparat ist allerdings dem Studiren hinderlich, und jedenfalls sollte Jeder die nöthigen Compendia und Handbücher sich selbst anschaffen, da ohne diese unmöglich der akad. Unterricht gehörig benutzt werden kann. Eine absurdere Oekonomie giebt's nicht,

als wenn Studenten diese Ausgabe scheuen! Wenn Einer aber durchaus nicht im Stande ist, dieselbe zu bestreiten, so sollten seine Freunde ihn dazu unterstützen, und Landsleute sollten sich's überhaupt zum Ehrenpunkt machen, daß keinem von ihnen die nothwendigen Bücher fehlen dürften; vgl. Thiersch gel. Schul. III, 268. Uebrigens braucht der Student nicht viele Bücher, und mag sich die Beispiele großer Gelehrter zum Muster nehmen, die oft sehr kleine Büchervorrathe hatten. (Corn. Agrippa begnügte sich mit dem Plutarch u. ältern Plinius; Guido Palin fügte Aristoteles und Seneca zu; Melanchthon noch den Ptolemäus nebst der heil. Schrift; vgl. Wachler Hdb. d. Gesch. d. Liter. 1822 I, 35.) Mangel in Beziehung auf das „gelehrte Handwerkszeug" befördert das „sich selber helfen." — Daß selbst bei unvollkommenen Hülfsmitteln sich großes leisten läßt, beweist das Beispiel von Keppler („drei hölzerne Latten in ein Dreieck zusammengesetzt, waren das Zauberwerkzeug, womit Keppler der Muse Urania die Geheimnisse ablockte, auf denen die ganze neuere Astronomie ruht." Keppler Leben v. Breitschwerdt S. 42.) So auch Carsten Niebuhr (S. dess. Leben v. s. Sohne) Lambert (dess. Leb. v. Huber) Rask (Hall. Lit. Zeit. 1833 Intelligenzbl. No. 19.). — „Je mehr der Studirende Bücher hat, desto weniger ist er im Stande, sie zweckmäßig zu benutzen, da es eine eigne Kunst ist, die nur dem Geübten zu Gebote steht, Bücher mit wahren Nutzen gebrauchen zu können," u. s. w. Röhr (krit. Predigerbibl. III, 256.). Vgl. Göthe's Selbstgeständnisse über die schlechte Benutzung seiner schönen Büchersammlung während seines Studiums zu Straßburg (W. XXV, 304.). Statt sich (außer den Compendien u. s. w.) viele Bücher selbst anzuschaffen, borge man sie lieber (gebe sie aber auch redlich zurück, und mache sich's zur unverbrüchlichen Maxime, ein ge-

liehenes Buch nicht weiter, ohne Erlaubniß des Darleihers, zu verborgen; sonst ist's Borgen viel besser nicht als Stehlen!). — „Ich bin sehr für geliehene Bücher. Hat man selbst das Buch, glaubt man: ein andermal! Man sieht es im Schranke, und denkt: wenn ich gelegenere Zeit haben werde.“ Hippel (Lebensläufe I, 443.)

VII.

Richtige Lebensansicht.

§. 80.

Eines der wichtigsten Erfordernisse ist ohne Zweifel eine richtige Ansicht des Wesens der Wissenschaft und ihres Verhältnisses zum Leben vgl. §. 40.; insbesondere richtiges Verständniß und treue Befolgung der bekannten Regel:

non *scholae* sed *vitae* discendum!

Vgl. Herbart allg. Pädagogik S. 278. Benecke a. a. O. S. 42. Montaigne Gedank. u. Mein. I, 262. Das beste, was hierüber sich sagen läßt, hat Herder im Sophron (W. z. Th. X, 243 ff.) gesagt. Er schließt mit folgenden Worten: „Was heißt also dem Leben lernen? Offenbar, was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele, und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß, so wäre es sehr thöricht, bei allem, was ich lerne, zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mir's bringen oder helfen? Thor, übersiehst du dein Leben und weißt alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sei? Wenn du Geld sammelst, fragst du, oder weißt du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also

führt der Ausdruck „dem Leben lernen" darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch für's Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lection zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehöret. Wie einer seine Seelkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Anlagen und das Maaß derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne er für sich und für keinen andern, für sein Leben!

Abgeschlossen wird hierdurch in unserem Lernen nicht nur alles völlig unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kindisch ist's, sich mit fremden Flicken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserm Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältniß, in richtiger Proportion aus: so lernst du dem Leben.

Wie dieß geschehe, muß jedem sein eigenes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studiret, wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachlässiget, gleich als ob er ein purer puter Geist wäre, wer eine Seelkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß, ohne die andere, den Verstand, die Ueberlegung pfleget, wer für den Kopf studirt, ohne an's Herz zu denken, und ein anderer,

der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen, wer mit allem tändelt und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle fliehet: alle diese lernen nicht für's Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dieß nicht kann, und sich hiezu nicht frühe geübt hat, der hat nicht für's Leben gelernt. Und o wen straft hier sein Gewissen nicht! wie manches lernten wir, was wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Himpler und Hampler in der Kunst des Lebens, wie in unserm Geschäft bleiben. Erwache Jugend, und lerne für's Leben! Die Zeit, für welche du erwächsest und dich bereitest, braucht gewiß Lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die Leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, vom gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerlei Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesundem Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Ueberlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt, oder sonst mit der Sprache und Poesie tändelt, seyen auch bei der Jugend vorüber: denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fordert andere Geschicklichkeit als Anakreontische oder Schäferlieder. Mit

dem Jahre 1800 ist in manchen Dingen eine andere Zeit angebrochen, die mit 1801 u. f. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit wecke dieser neue Zeitcyclus auf in Ernst und Ueberlegung! Ihr Jünglinge geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte, halbabgelebt eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert, in ihm zu leben!

Endlich da das Leben nicht nur neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was helfe es tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Trieb zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebauet. Leben lernen heißt also seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existiren gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde; sich Sitten erwerben, anständige, frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen als ihnen gebühret; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und

die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese worin sie wolle; es sei Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unseres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung anderer; oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändelei mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergellet der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben."

§. 81.

Eben so wichtig und unerläßlich ist die richtige Ansicht von der hohen Würde des Gelehrtenberufs (vgl. §. 46 ff.) und reines Interesse an der Wissenschaft; insbesondere gehört hierher die Reinigung des Gemüths von allen egoistischen Bestrebungen oder Leidenschaften, namentlich auch von Ehrgeiz und Ruhmsucht. Vgl. Fichte, Wesen d. Gel. S. 139. Nösselt III, 138. Fritz a. a. O. S. 105.

1. „Omnium autem gravissimus error in deviatione ab ultimo doctrinarum fine consistit. Appetunt enim homines scientiam, alii ex insita curiositate et irrequieta; alii animi causa et delectationis: alii existimationis gratia: alii contentionis ergo atque ut in disserendo superiores sint: *plerique propter lucrum et victum:* paucissimi, ut donum rationis divinitus datum in usus humani generis impendant. Plane, quasi in doctrina quae-

reretur lectulus, in quo tumultuans ingenium atque aestuans requiesceret; aut Xythus sive Porticus, in quo animus deambularet liber et vagus: aut turris alta et edita, de qua mens ambitiosa et superba despectaret: aut arx et propugnaculum ad contentiones et praelia: aut officina ad quaestum et mercatum: — et non potius locuples armarium et gazophylacium, ad opificis rerum omnium gloriam, et vitae humanae subsidium!" *Baco* de dignit. et augm. scient. lib. I. p. 22. (ed. Lips.).

2. Am meisten ist in dieser Beziehung zu warnen gegen Ehrgeiz und Ruhmsucht, da diese so leichte in eine höchst verderbliche Leidenschaft ausarten. Vgl. v. Strombeck Leben Bd. II, 341. Schaumann Psyche S. 383. Fr. Jacobs verm. Schriften I, 545. Steffens Carricaturen des Heiligsten IV, 570. Es liegt freilig in der Natur der Sache, daß Belohnungen zur Thätigkeit anspornen. (Eo impenditur labor et periculum, unde honos atque alimentum speratur. *Liv.* „honos alit. artes" *Cic.* Tusc. quaest. I, 2. vgl. *Tacit.* Ann. VII, 5.), und Thucydides bemerkt mit Recht, daß in dem Staate, wo Tüchtigkeit und Tugend den besten Lohn zu gewarten hat, auch die vortrefflichsten Männer sich hervorthun (II, 46.). Auch liegt gewiß etwas Gutes in dem Streben nach Ehre („Trahimus omnes laudes studio et optimus quisque maxime gloria ducitur." *Cic.* pro Arch. c. 11.) und Auszeichnung („Immer der erste zu seyn und vorzustreben vor Andern!" Ilias IV, 108. vgl. Aen. III, 343. Georg. III, 8.). Allein von dem eigentlich höhern sittlichen Standpunkte aus, und auf diesen muß sich der Gelehrte durchaus immer zu stellen suchen, müssen alle solche in letzter Instanz immer egoistische Motive verworfen werden, da ja der Ge-

lehrte als solcher den übrigen Menschen Vorbild seyn, mithin vor allem in seinem eigenen Leben immer nach dem Ewigen, Göttlichen streben, das Nichtige, Irdische verachten soll. Gloria quantalibet quid erit, si gloria tantum est!

Juvenal. (Sat. 7.).

„Nichts vom Vergänglichen
„Wie's auch geschah!
„Uns zu verewigen,
„Sind wir ja da!"

Göthe.

Was ist aber vergänglicher als Ruhm!

„Ein Cirkel nur im Wasser ist der Ruhm,
„Der niemals aufhört, selbst sich zu erweitern,
„Bis die Verbreitung ihn in Nichts zerstreut!"

Shaksp. K. Heinr. VI. Th. 1.

Was abhängiger vom Glücke, Zufalle, der wetterwendischen Meinung der urtheilsunfähigen Menge? An quidquam stultius, quam quos *singulos* contemnas, eos aliquid putare esse *universos! Cic.* Tusc. I, 5.

Virtus repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus,
Nec sumit aut ponit secures
Arbitrio popularis aurae.

Horat.

Vgl. Leibgebers Schreiben über den Ruhm im Siebenkäs III. K. 11. —

„Gieb Acht, was suchst Du denn mit Deiner Arbeit Streben?
Es soll Befriedigung Dir Deiner Wünsche geben.
Was ist Dein ernster Wunsch? wohl Gut und Eigenthum?

Und was Dein anderer? vielleicht auch Ehr' und Ruhm?
Wann aber hat ein Mensch an Gut und Ruhm genung?
In Beiden also siehst Du nicht Befriedigung.

So suchest Du vielleicht Dir selber zu genügen,
Ein Werk nach Deinem Sinn und Deiner Kunst zu fügen!

Wenn aber thatest Du Dir jemals selbst genug?
Auch die Befriedigung des Wunsches ist ein Trug.

Und keine andre bleibt, als Deine Lieb' und Stärke,
Zu weihen treu dem Dir von Gott vertrauten Werke.

Thust Du, so viel Du kannst, so thust Du ihm genug,
Und dieß Gefühl allein genügt Dir ohne Trug.

Dann kommen wohl von selbst die Güter auch und Ehren;
Und wenn sie bleiben aus, so kannst Du sie entbehren.

Ich weiß vier Wissende, ein Fünfter geht mit drein;
Die viere wissen nichts, der Fünfte weiß allein.

Der eine weiß zum Ruhm, der andere zum Genuß,
Der dritte zum Erwerb, der vierte zum Verdruß.

Der fünfte weiß nicht, was, woher, wozu er's weiß,
Strahlt Wärm' aus wie die Sonn', und wird ihm selbst nicht heiß!

Rückert, Weish. d. Brahmanen I, 75. 196.

Vor Allem also muß der Studirende erst sein Gemüth reinigen, bevor er das heilige Geschäft, den Dienst der Wissenschaft vornimmt. Denn nur dann kann er die innere Stimme, den wahren innern Ruf für einen bestimmten äußern Beruf vernehmen. „Alle irdischen Rücksichten müßt Ihr aus der Seele bannen,

als wenn nichts, als der Gott der Wahrheit und der Liebe, und die forschende Seele da wäre. Nicht euch selbst gehört Ihr jetzt mehr an. Wer den heiligen Schleier der Wahrheit zu lüften trachtet, und nicht ihr sein ganzes Daseyn opfert, in stiller Andacht und steter Hingebung, wer die entgegentretende und hervorgerufene Gottheit schmäht, der begeht unnennbaren Frevel. Keine Furcht vor der Zukunft trübe eure Blicke, denn diese überlaßt Ihr, das Selbsterkennen suchend, ruhig dem waltenden Gott. Armuth, äußerer Druck, Schmähung blödsinniger Thoren, Geringschätzung des verirrten Volks, und das Geschrei der Masse der Sclaven, die Euch das Kettengeklirr als eine fröhliche innere Musik, und ihre erzwungene Verbindung als eine lebendige uns immer aufdringen möchten, — müsse Euch keineswegs stören. Auch verheimlichen wir es Euch nicht, daß Ihr das äußere Glück vielleicht auf Eurem Wege nicht zu erringen vermöget; nur lernt Ihr, es zu entbehren. Die Eitelkeit bleibe fern von Euch, denn mit der Welt des Scheins habt Ihr nichts zu thun, und das innere stille die unnennbare Größe der Welt, die Ihr zu ergründen sucht, ruft die Demuth hervor. Sicherer Grund und Boden aber, fest und unbezwingbar in jedem Andrang, habt Ihr gefunden, indem ihr der eigenen Natur folgtet, denn diese ist die Offenbarung Gottes in Euch, das ursprüngliche göttliche Gesetz, welches die sichere Grundlage und der ordnende Geist aller äußeren Gesetzmäßigkeit ist. Spürt Ihr in Euch einen bestimmten inneren Ruf zur Ergründung bestimmter Verhältnisse oder überhaupt zu einer bestimmten Thätigkeit, so befolgt ihn unbefangen und ohne Klügeln, nicht achtend, was Andere, für Euer irdisches Wohl mehr als billig besorgt, Euch rathen mögen; denn jener Ruf ist die Stimme Gottes in Euch,

und höher als die blinde, sich selbst nicht verstehende, Sorge den Menschen zu schätzen. So von allem Irdischen gereinigt, indem Ihr nur mit Euch selbst und Eurem Gotte zu Rathe geht, könnt Ihr ohne Sorge die freie Bahn des innern Forschens beginnen!" Steffens Idee d. Universit. S. 102 ff.

§. 82.

Was die Wahl des besondern Berufs (der einzelnen Fachwissenschaft) betrifft, so muß, wo dieselbe nur irgend frei steht, hierüber die eigenthümliche Anlage entscheiden. Das sicherste Kennzeichen dafür ist wahre Lust und Liebe, immer reges Interesse und daraus frei hervorquellender Fleiß. Nur unter dieser Bedingung kann man ganz seyn, was man seyn will und soll, mit ganzer Seele seinem Berufe leben (vgl. ob. S. 117.), und wahrhaft seines Lebens froh werden.

„Ich halte dafür, wozu Gott uns bestimmt hat, gebe er uns dadurch zu erkennen, daß er uns zu einer gewissen Lebensart oder Wissenschaft eine stärkere Neigung, und mehr Fähigkeit gegeben hat, als zu den andern Dingen; eben darum gelingt es den Menschen nicht, wenn sie gleichsam diesen Ruf Gottes vernachlässigen, und sich auf Dinge legen, wozu sie nicht gemacht sind, hierdurch bleiben sie zurück, und sind den übrigen Menschen und der Nachwelt von keinem beträchtlichen Nutzen. Die Vorsehung erleichtert uns alles, wenn wir ihrer Absicht gemäß handeln." Joh. Müller Werke XV, 82. (Siebelis Schulschrift. S. 83.) Vergl. auch Jean Paul's Leben III, 133.: „Das studiren, was man nicht liebt, heißt mit dem Ekel, mit der Langenweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt, die Kräfte, die sich zu etwas andern geschaffen fühlen, um-

sonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weit kommt, und sie den Sachen entziehen, in denen man Fortgang machen würde. „Aber eben dadurch verdienst du dir Brod"; dieß ist der elende Einwurf, der dagegen gemacht werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch welche man sich nicht Brod erwerben könnte. Ich will davon schweigen, daß der nie weit kommt, der sich in seinem Studiren bloß die Erwerbung seiner nothwendigen Bedürfnisse zum Endzweck setzt. „Allein in dem einen mehr, in dem andern wenig;" Dieß zugegeben, so weiß ich nicht, ob ich in dem mein Brod erwerben werde, wozu ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde und in welchem ich also unmöglich Fortgänge machen kann; oder in dem, in welchem mein Vergnügen mich anspornt, meine Kräfte mir forthelfen. . . . . — Man muß ganz für eine Wissenschaft leben, ihr jede Kraft, jedes Vergnügen, jeden Augenblick aufopfern und sich mit den andern nur deßwegen beschäftigen, um sich in ihnen für die unsrige eine Folie zu verschaffen. Und entgehe mir durch die sonderbare Verwicklung von äußern Umständen der unbedeutende Nutzen, der jedes schlechten Kopfes Ziel ist: so wird mir dieß wahrlich dadurch zehnfach ersetzt, daß ich in dem Betrieb einer Wissenschaft die Seelenwollust genieße, die jedem aus der Beschäftigung mit Wahrheiten quillt, daß ich den Reiz empfinde, den für mich jede Aeußerung meiner Kräfte hat, und vielleicht auch die Ehre genieße, die ihr über kurz oder lang zu Theil wird." Vgl. Montaigne Gedank. und Mein. 1, 360. Heim's Leben v. Keßler I, 53. 83. II, 271. — Wie Studirende in dieser Hinsicht seyn sollen, schildert in treffenden Worten *Cicero* de fin. V, 20. Vgl. Siebelis Schulschrift. S. 36. Note.

Anm. Bei keinem Fache rächt sich wohl die Verkehrtheit oder Unbedachtsamkeit in der Wahl des Berufes mehr, als bei der Theologie, da bei dieser, wie bei der Philosophie (§. 6. S. 23.) der Mensch und der Gelehrte Eins seyn müssen, wenn's nicht erbärmliche Halbheit seyn soll und Lauheit, die mit Recht „ausgespieen" wird. Nur die sollten dieß Studium wählen, welche wirklich vorzugsweise ächtreligiösen Sinn und Begeisterung für den in mehr als einem Sinne schönsten und höchsten Beruf eines Religionslehrers, und eine eigne, unerschütterliche religiöse Ueberzeugung haben. Leider entscheidet aber gerade hier fast immer nur geringer Stand und Armuth der Aeltern! Vgl. ob. §. 21. *Boehmer* Jus eccles. Prot. I, 449. Nösselt I, 38 ff. Danz Encycl. 492. Plank's Leben v. Lücke S. 79 ff. Desselben Erstes Amtsjahr des Pfarrers von S. Göttingen 1823. Herder Briefe über d. Stud. d. Theol. No. 24. („Fast ist kein Stand unter allen gelehrten Ständen, wo so viel Krüppel zusammen kommen, als der geistliche; Noth, Armuth, niedriger Ehrgeiz, hundert schlechte Vorstellungen treiben die Menschen dorthin zusammen, so daß Gott statt der Erstlinge seines Geschlechts oft mit dem Ausschuß zufrieden seyn muß"). „Ich hätte lieber (zum Hofmeister meiner Söhne) einen ehrlichen Atheisten, wenn es solche giebt, als einen Wischi-Waschi von zusammengekneteten Glauben und Unglauben, wie jetzt die meisten Theologen sind;" Fr. Stolberg (F. H. Jacobi's Briefwechsel II, 36.). Vgl. Jahn deutsch. Volksthum S. 116 ff. Dav. Schulz Lehre v. Glaub. S. 16.

§ 83.

Bei dieser Wahl des besondern Faches ist insbesondere der Gedanke an Rangordnung zu entfernen, als wäre

der eine Beruf an sich vorzüglicher, besser, vornehmer u. d. m., da vielmehr alle Berufsarten an und für sich den gleichen Werth haben, indem alle für das große Ganze nothwendig sind (§. 19.). So wie es beim Leben nicht auf dessen Länge, sondern dessen Anwendung ankommt (S. 38.), so auch darauf, daß man seinen Beruf vollkommen ausfülle, nicht darauf, was dieser eben ist. Auch liegt es (wie schon bemerkt, §. 31, 48.) in dem Begriff des Gelehrtenberufs, wie in dem des Staates, daß der Einzelne sich immer nur als untergeordnetes dienendes Glied des Ganzen betrachte, ohne übrigens seine Individualität deshalb aufzuopfern. Vgl. Fichte Wes. d. Gel. S. 141 ff. 153. 190. Steffens Idee d. Univ. S. 76 ff. Delbrück Gelehrs. u. Weish. S. 13 ff. Herder Ideen VIII, 5. (I, 328. 361. ed. Luden).

1. „Wisset ein erhabner Sinn
„Legt das Große in das Leben,
„Aber sucht es nicht darin!"

Schiller.

„Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insectenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht." Schiller W. XI, 336. Vgl. Dess. Gedicht: Breite und Tiefe. „Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste." (W. Meisters Lehrbrief). Vgl. Fr. v. Müller's Schrift üb. Göthe's pract. Wirksamkeit S. 29.

„Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
„Wenn man ihn recht zu nützen weiß."

Göthe.

„Wißt Ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
„Recht, der Große begehrt just so das Große zu thun."
Derselbe.

„Die kleinste Sache kannst du gut verrichten,
„Die kleinste schlecht. Aus lauter kleinen Dingen
„Besteht der Tag, bestehen alle Tage,
„Besteht das Leben. Darum warte nicht
„Mit deiner Weisheit, deiner Redlichkeit,
„Bis große Dinge mit Posaunen kommen!
„An Jedes wende du dein ganz Gemüth,
„Die ganze Seele, alle Lieb' und Treu.
„Den Stempel, dem du jeden aufgedrückt,
„Den siehst du, und er kommt dir wieder vor
„Wie alte Münzen, jed' aus andrer Zeit,
„Mit deinem Bildniß, und du freust dich dran!"
Schefer, Laienbrevier I, 56.

Vgl. G. Forster's Leben und Briefwechsel I, 37 ff.

2. Hierher gehört auch Schillers Wort:

„Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!"

Aber freilich, wenn das sittliche Verdienst dieses Anschließens bedeutend und gewichtig heißen soll, so muß das Glied sich freiwillig anschließen, und nicht wie ein Nahrungsstoff gewaltsam eingesogen, durch fremde Kraft bezwungen und mit Zwang in das Ganze verarbeitet werden. Vgl. Wyß Vorles. üb. das höchste Gut I. 197. „Es muß sich selber Jeder klar und freudig sagen können: ich biete mich an, daß ich würdig sey der schönen, bildenden Phantasie dieses Volks, oder der gesetzgebenden Vernunft jenes Staats, oder des herzlichen, warmen Frömmigkeitsgefühls dieser Kirche, oder des

fruchtbaren, treuen Gedächtnisses jener Akademie und wie die Aussprüche des bereitwilligen und wahrhaft tüchtigen Geistes etwa sonst noch heißen möchten. Nur muß Stolz und eitles Prahlen in allem diesen Erbieten ferne seyn, und nur Wunsch und Streben, und etwa Hoffnung müßte angesagt werden, mit dankbarem Aufblick zu der Gottheit, die uns Kräfte gegeben, und uns berufen so früh schon, oder so nützlich auf einer günstigen Stelle zu stehen, und zum Segen der Menschheit wirksam zu seyn. Auch ziemt es nicht, daß der höhere Diener im Reiche der Geister etwa auf den niedrigern mit Verachtung sehe, so wenig als das Auge stolz auf den Dienst seiner Wimper blicken darf. Die Natur wird beide dereinst zu Staub und Asche verwandeln, und beide von neuem zu Großem und Kleinen und ohne Unterschied berufen, weil für den Herrn der Natur nur Eins und ein Einziges vorhanden ist — das Ganze und Große des Alls!" Vgl. Schleiermachers Predigt: wie wir die Verschiedenheit der Geistesgaben zu betrachten haben.

Uebrigens soll, wie ebenfalls schon bemerkt (§. 58.) der Studirende sich nicht schon vorzugsweise als künftigen Staatsdiener betrachten, so wie nicht seine Individualität aufopfern. „Im Staate soll keiner eingeengt seyn in dem, was seine heilige Natur erheischt. Ein jedes Talent entfaltet sich, ein jeder Geist stellt sich selber dar nach der ungebundenen Freiheit seiner innern Natur. Nicht ein Futterkraut ist der lebendige Mensch, gemäht, ehe er blühte, zur Nahrung für das alles verschlingende Ungeheuer, für einen Staat, der in der Dürftigkeit des niedrigsten Daseyns befangen, sein Wesen verkennt und sich selber widerspricht; der Staat ist viel mehr als ein fruchtbarer Garten anzusehen, in welchem das Herrlichste ohne Zwang die innere Fülle seines Daseyns entfalten kann; ein fruchtbarer Boden, die Keime des Trefflichsten pflegend und nährend. — So suche ein

Jeder nur die Uebereinstimmung mit sich, denn indem das jugendliche Gemüth dem tiefen Sinn eigenen Daseyns unbefangen und fröhlich folgt, und die Natur erkennend, sich selber entfaltet, stellt es eben das Ganze am reinsten und herrlichsten dar. Rücksichtslos folge du also deiner eigenen höhern Natur, nicht äußerlich klügelnd, ob sie dem Staate fremd sei, oder nicht. Wo du das eigene Maß gefunden hast, da hast du das heilige Verhältniß des Ganzen, die innere Uebereinkunft mit Allem, am tiefsten ergriffen. Wo aber ein innerer Zwiespalt entsteht, wo du dich selbst in einem äußern Verhältniß zum Staate, als bloßes Mittel desselben, dich täuschend, ansiehst, oder wo du glaubst, untergeordneter Rücksichten wegen, die höhere Anforderung deines Geistes unterdrücken zu müssen, erscheint der Staat in dir und du im Staate vernichtet." Steffens Idee der Universität. S. 52. ff.

Sehr zu beachten ist auch, daß das in magnis voluisse sat est nicht hier gilt, wohl aber der alte Spruch: non ex quovis ligno fit Mercurius, oder das Horazische sumite materiam vestris — aequam viribus! Aehnlich Jean Paul. „Es giebt nichts erbärmlicheres als einen Menschen, der sich durch dieß oder das zeigen will, was ihm selber groß, selten und ohne Verhältniß zu seinem Wesen vorkommt, und ihm daher gar nicht angehört u. s. w." (Titan Th. IV. 30. Jubelper.) Vgl. auch Steffens a. a. O. S. 94. „Es erscheine uns der Mensch, dessen Gemüth ihn ursprünglich an geringe Beschäftigung fesselt, nicht geringer oder unwürdiger. Nur strebe keiner, von thörichter Eitelkeit geleitet, den Kreis zu überschreiten, den ihm die Natur vorschrieb. Ein nichtiges und nutzloses Beginnen ist dieses! Nichtig; denn nur dasjenige, was aus dem eigenen Gemüthe entspringt, hat Bedeutung und Bestand; nutzlos ja schädlich, denn wenn er das Beste des Ganzen sucht, so findet er es nur, indem er unbefangen der eigenen Natur folgt.

Was ihn also irre leitet, kann nur eine persönliche Rücksicht seyn, indem er ein glänzendes Scheindaseyn für sich selber zu erringen sucht; eine Vermessenheit, die sich durch innern Widerspruch an ihm selber rächt, an dem Staate aber wenn er sich durch den Schein irre führen läßt, durch Verwirrungen mancherlei Art."

„Man sagt: „im Großen sei, gewollt zu haben, gnug.
„Glaub's nicht! Unmäßiges zu wollen, ist nicht klug.
„Entschuld'gen magst du dich, daß dir die Kraft gebrach;
„Die Schuld bleibt immer dein: was langtest du danach?"

Rückert Weish. d. Brahm. II, 191.

VIII.

Gute Anwendung der Zeit.

§. 84.

Ein besonders wichtiges Erforderniß für die zweckmäßige Methodik des akad. Studiums ist die gehörige Würdigung und sorgfältige Benutzung der Zeit, da diese die einzige Bedingung ist, unter der sich Zwecke erreichen lassen, von der alle Bildung abhängt und deren Anwendung die entscheidendsten, ja ewige Folgen hat. Mit Recht ist in dieser Hinsicht gesagt worden: „Daß, wer die Zeit gering schätzt, d. h. wer weder daran denkt, wie unschätzbar ihr Werth ist, noch sich beeifert, sie möglich gut anzuwenden und auszufüllen, einen Fehler begeht, der nie wieder gut gemacht werden kann, weil die verlorne Zeit unwiederbringlich verloren ist" [1]). Der Natur der Sache nach gilt dieß doppelt für

1) Reinhard Syst. d. christl. Moral I. Abth. 2. K. 4. §. 124. vgl. II. §. 343. Vgl. Schleiermacher Predigten II, 596.

den unendlich umfassenden Gelehrtenberuf (**ars longa, vita brevis** — ***Hippocrates***), und dreifach von der so kurzen und nie sich wiederholenden Universitätsperiode! Vgl. oben S. 39. Beck Grundriß zu hod. Vorles. S. 47. Auch hierauf ist, und in noch höherem Grade, der schon früher angeführte Spruch des Dichters anwendbar:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
„Giebt keine Ewigkeit zurück!"

„O, edle Herrn! des Lebens Zeit ist kurz:
„Die Kürze schlecht verbringen, wär' zu lang,
„Hing Leben auch am Weiser einer Uhr
„Und endigte, wie eine Stunde kommt."

Shakespear Heinr. IV. Th. I. Act V. Sc. 2.

„Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
„Und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt.

„Und du auch stehst nie still, der gleiche bist du nimmer,
„Und wer nicht besser wird, ist schon geworden schlimmer.

„Wer einen Tag der Welt nicht nutzt, hat ihr geschadet,
„Weil er versäumt, wozu ihn Gott mit Kraft begnadet."

Rückert Weish. d. Brahm. II, 262.

„Die Zeit ist kostbar, aber man sieht ihren Werth nicht ein; man wird ihn einsehen, wenn es zu spät seyn wird, davon Gebrauch zu machen! Unsre Freunde fordern sie von uns, als wenn sie nichts wäre, und wir geben sie ebenso hin [1]). Oft ist sie uns zur Last; wir wissen nicht, was wir damit anfangen sollen, und sind verlegen mit ihr. Es kommt ein Tag, wo eine Viertelstunde uns schätzbarer und wünschenswerther scheinen wird, als alle Herrlichkeit der Welt [2]). Gott, groß und

---

1) „Freunde sind Zeitverderber!" Lord Byron (s. Bran's Miscellen 1836. H. 11. S. 353.)

2) „Kaufet die Zeit!" Ephes. 5, 15. „Laßt uns Gutes thun, so lange es noch Zeit ist; es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann." Gal. 6, 10. Joh. 9, 4.

freigebig in allem Uebrigen, ist sparsam mit der Zeit, und lehrt uns dadurch, wie bedächtig wir über ihre gute Anwendung seyn sollten. Er giebt uns niemals zwei Augenblicke zugleich, und bewilligt uns den zweiten nicht, bis er den ersten zurücknimmt, und behält den dritten in seiner Hand, mit einer gänzlichen Ungewißheit für uns, ob wir ihn haben werden. Die Zeit wird uns gegeben, um der langen Ewigkeit eingedenk zu seyn, und die Ewigkeit ist nicht lang genug, den Verlust der Zeit zu beklagen, wenn wir sie gemißbraucht haben." Fenelon (Werke, übers. v. Claudius III, 145.) — „Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen zwänge, würde Jedermann schreien; aber die Faulheit nimmt den Meisten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmal die Zeit, die ihr im gänzlichen Müssiggange, d. h. mit Nichtsthun oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müssiggang verkürzt nothwendigerweise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müssiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank, sagt der arme Richard. Liebst du aber das Leben, so verderbe die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn, sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden! Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen; denn wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so

lange wir noch Kraft haben! Faulheit macht Alles schwer, Fleiß Alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh' er recht in die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt! Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bett, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard." Franklin (nachg. Schr. Th. V. S. 79.) — „Es giebt eine Art das Leben zu verlängern, die ganz in unserer Macht steht: Früh aufstehen, zweckmäßiger Gebrauch der Zeit, Wählung der besten Mittel zum Endzweck, und wenn sie gewählt sind, muntere Ausführung. Auf diese Art kann man sehr alt werden, sobald man das Leben nicht nach dem Kalender schätzt; aber was das beste ist, so wird auch jenes Leben, das wir mit Kalendern ausmessen, durch das, wovon Verdienst der Maßstab ist, verlängert. Wenn man einmal eine Arbeit vor hat, so ist es gut, bei der Ausführung sich nicht gleich das Ganze vorzustellen; denn dieses hat, bei mir wenigstens, viel niederschlagendes, sondern man arbeite an dem, was man gerade vor sich hat, und wenn man damit fertig ist, gehe man an das nächste. — Eine Sache den Augenblick anfangen, und nicht eine Minute, viel weniger eine Stunde oder einen Tag aufschieben, ist ebenfalls ein Mittel, die Zeit zu strecken." Lichtenberg (I, 194.)

„Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten!" Göthe (XXIII, 276.)

Der ältere Plinius erklärte alle Zeit für verloren, die nicht dem Studiren gewidmet wäre. (*Plin.* sec. epp. III, 5.) Ebenso äußert sich Joh. Müller (Werke XVI, S. 183.): „Ich nenne die Zeit verloren, in der mein Geist nicht fortschreitet." (Wie treu

Müller dieser Maxime war, zeigen nicht nur die 40 Bände seiner gedruckten Schriften, sondern auch die 18,000 eng geschriebenen Folioseiten Excerpte, die sich in seinen Nachlasse fanden und in Schaffhausen aufbewahrt werden). Von Leibniz, sagt J. G. Müller, (Bekenntnisse u. s. w. II, 351.): „Sein Wahlspruch war: „Pars vitae, quoties perditur hora, perit.“ Und in der That war er ihm treu, und so ängstlich geizig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas beschäftigte, und selbst auf Reisen bis in sein hohes Alter entweder die Compendia las, nach welcher er in der Jugend studirt hatte, oder Plane zu Büchern entwarf; jeden neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöverschen Bibliothek noch einige Millionen solcher kleiner Zettel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.“ — Die großen Alten sind auch hierin Muster [1]). „Durch nichts wurde Cäsar so groß, als daß er nie Zeit verlor.“ Joh. Müller (Schweitzergesch. I, 28.). Bekannt ist, daß Cäsar, während er den Schauspielen beiwohnte, Briefe und eingereichte Schriften zu lesen und zu beantworten pflegte, und daß er (und viele Andere) im Bade und bei der Tafel sich vorlesen ließ; daß Marcus Porcius Cato, nicht achtend des nichtigen Tadels des großen Haufens, oft in der Curie las, während der Senat sich versammelte; ferner, daß Cicero bei Gastmälern Briefe an seine Freunde zu schreiben pflegte, daß Octavianus Augustus sich die Haare und den Bart zu gleicher Zeit von mehrer Dienern in Eile in Ordnung brin-

1) Andere Beispiele aus der neuern Gelehrtengeschichte werden weiter unten (bei der Methodik des Privatstudiums) angeführt werden. Daselbst wird auch specielleres über das beste Zeitersparungsmittel, Kürze des Schlafes, vorkommen.

gen ließ, und zu derselben Zeit las oder schrieb. Siebelis S. 46. Daher sagt Joh. Müller (Allg. Gesch. B. 6. c. 20) mit Recht: „Ueberhaupt waren die Alten auf die Zeit geitzig; daher vermochten sie auszuführen, was nach unsern Sitten mehr als Ein Leben erfordert.“ Man denke an die 232 „und zwar ausgezeichnet gute“ Werke, (Siebelis S. 19) welche Theophrastos schrieb, die zusammen über drittehalb hunderttausend Zeilen enthielten, so wie die des Aristoteles fast eine halbe Million Zeilen; ferner an die Werke des älteren Plinius u. s. w.

§. 85.

Für die zweckmäßige Benutzung der Zeit ist eine genaue Eintheilung derselben und ein treues Festhalten an der einmal gewählten Ordnung (sobald nicht besondere Gründe eine Abweichung hiervon nöthig machen oder rechtfertigen) von besonderer Wichtigkeit. Auch auf die Charakterbildung hat die Befolgung dieser Maxime einen vortheilhaften Einfluß; daher der Nutzen von Zeit- oder Arbeitstabellen, Tagebüchern u. dgl. überhaupt der sog. Biometrie oder Lebens-Meß- und Rechnungskunst. Vgl. Jullien Biométre ou Mémorial horaire. Paris 1824. (Deutsch v. Thon unt. d. Tit. „Lebens-Meß- u. Rechnungskunst.“ Ilmenau 1825.)

1. „Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen;
„Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.“
(Faust.)

„Man verliert die Zeit nicht allein, wenn man nichts, oder wenn man böses thut, sondern man verliert sie auch, wenn man etwas anders thut, als man thun sollte, gesetzt auch, daß das, was man thut, gut wäre.“ Fenelon (II, 177.). — Sehr wichtig ist auch die Regel, die Franklin giebt (V, 216.) die

zwischen den nothwendigern und anhaltendern Geschäften ausfallenden „Brocken der Zeit" zu sammeln, deren Betrag im Jahre etwas ansehnliches ausmacht, und so jenen göttlichen Wink immer vor Augen zu haben: „sammelt die Brocken, daß nichts umkomme!" — Erinnerung an König Alfred's treffliche Dreitheilung (8 Stunden Schlaf und Essen, 8 Stunden Staatsgeschäfte, 8 Stunden Gebet und Studiren). Ein sehr zu beherzigendes Muster, besonders in Betreff des Sammelns der Brocken qu. bietet das Leben Reinhard's (s. R. literarisch gezeichnet v. Böttiger. 1816. S. 10 ff.) und Heyne's (dess. Biogr. v. Heeren S. 325.)

2. „Man muß sich an die einmal beschlossene Ordnung mit strenger Pünktlichkeit und Ueberwindung seiner Neigungen halten, weil es sonst unnütz ist, sie zu entwerfen. Es schadet nichts, wenn das tägliche Leben dadurch etwas Einförmiges und Mechanisches erhält, wenn man nur dabei fähig bleibt, von dieser Ordnung abzuweichen, wenn Umstände dieß nöthig machen." Reinhard Christl. Moral Bd. III. S. 630. (Diese letztgenannte Fähigkeit ist freilich unerläßlich, um nicht ein Sclave der Gewohnheit zu werden. Daher Göthe's Rath:

„Viele Gewohnheiten darfst du haben,
„Aber keine Gewohnheit.
„Dieses Wort unter des Dichters Gaben.
„Halte nicht für Thorheit.")

Diese Ueberwindung, die es kostet, um gemäß dieser festgesetzten Ordnung sich von einer Lieblingsarbeit loszureißen und zu einer weniger angenehmen überzugehen, stärkt den Geist; und es ist Zeichen bloßer Schwäche (oft sog. Geniesucht) jedesmal nur das treiben zu wollen, wozu man eben aufgelegt ist. Vgl. auch Heim's Leben (von Keßler I, 57, 83.) der in seinen Briefen

an seinen Bruder folgendes von seinen Studien in Halle berichtet: „Ich befinde mich wohl und vergnügt; wohl dem Körper nach, adest in corpore consensus functionum, und vergnügt, respectu mentis. Die Collegia, die ich höre, verschaffen mir überaus viel Vergnügen und Nutzen. Nietzky, dessen Vorlesungen ich täglich zwei Stunden beiwohne, ist der Mann, durch den ich meinen medicinischen Verstand vergrößere. Aber, Brüderchen, 10 Rthlr. muß ich ihm klotzen! Doch mit Freuden werde ich sie ihm geben. Meine Seligkeit ist Studiren. — Ich lebe kreuzfidel und studire was das Zeug halten will. Des Morgens stehe ich um 6 Uhr auf und studire bis 11 Uhr, wenn ich nicht etwa sehr gefährliche Kranke zu besuchen habe. In dieser Zeit treibe ich theils das Französische, theils lese ich medicinische und philosophische Schriften. Von 11 bis 12 Uhr höre ich bei Hrn. Geh.-Rath v. Segner Astronomie. Von 12 bis 1 Uhr esse ich. Von 1 bis 2 Uhr studire ich wieder oder besuche Kranke. Von 2 bis 3 höre ich Materiam medicam und von 3 bis 4 das Practicum bei meinem göttlichen Nietzky. Von 4 bis 5 werden Kranke besucht, oder ich trinke zu Hause Kaffee und lese etwas dabei. Von 5 bis 6 höre ich die Physiologie bei meinem alten Nietzky. Von 6 bis 7 wird gegessen, sehr selten aber zu Hause, meist bei Patienten oder in feierlichen Zusammenkünften von Studenten. Von 8 bis 9 lese ich Herrn Konraden das Formulare und von 9 bis 10 gehe ich mit meinem Freunde Muzel spazieren, das Wetter mag beschaffen sein, wie es will. Von 10 bis 11 rede ich mit Herrn Conraden von seinen Collegiis. Ich erkläre ihm, was er nicht gefaßt hat, oder corrigire ihm, was er misverstanden. Er muß mich aber allezeit fragen, von selbst sage ich ihm selten etwas, damit der Bursche denken lerne. Um 11 Uhr lege ich mich nieder und schlafe

dann wie ein Prinz, in meinem Gott vergnügt und frage nichts nach der ganzen Welt. Siehe! so verstreichen mir die Tage, die mir nur immer allzukurz erscheinen. — Sonnabends habe ich keine Collegia. Da gehe ich nun allezeit mit meinem Freunde des Morgens um 8 Uhr zu Herrn Junghans, um in dessen botanischen Büchern zu studiren. Wo wir noch Lücken in unserer Erkenntniß finden, füllen wir sie wo möglich aus; wo nicht, so merken wir es an, um es im Sommer, wo die Pflanzen wieder blühen, vollends zu ergänzen. Sonnabends Nachmittag bleibe ich entweder zu Hause und studire, oder ich bin bei Patienten zu Gast. Des Sonntags früh lese ich in der Bibel und zwar stets mit der größten Andacht und Aufmerksamkeit. Kommen Stellen vor, die ich nicht verstehe, so rufe ich alsbald meine Haustheologen zusammen und lasse mir dieselben erklären. Es sind vernünftige Leute, mit denen ich gut fertig werde. Wenn sie mir jedoch keine rechte Satisfaction geben, (denn ich bin etwas eigen) so gehe ich zu Herrn Stubenrauch, qui est p. p. o. Theologiae, und lasse sie mir auslegen, wenn sie anders mit dem menschlichen Verstande können begriffen werden. Von 10 bis 11 gehe ich in die Schulkirche, welche nur eine Stunde dauert. Den Nachmittag bringe ich zu Hause zu oder bei Patienten. Dies ist also die Eintheilung meiner Zeit."

§. 86.

Hierher gehört insbesondere die richtige Eintheilung der Zeit in Hinsicht auf den Wechsel von Arbeit und Erholung. Letztere ist durchaus nöthig, weil überhaupt das Leben nur durch einen Antagonismus entgegengesetzter Triebe und Kräfte und deren Anspannung und Abspannung besteht und der Mensch bestimmt ist, aus der Thätigkeit zur Ruhe und aus der Ruhe zur Thätigkeit überzugehen. („Viel Studiren

macht den Leib müde." Predig. 12, 12.) Vgl. Jenisch Universalhist. Ueberblick d. Entwickl. des Menschengeschlechts 1801. I, 236. Tiedemann Physiol. I, 684. Treviranus Biologie I, 191. — Doch ist auch schon Wechsel der Arbeit als Erholung anzusehen, und letztere jedenfalls nie als letzter Zweck, sondern stets nur als Mittel zur Kräftigung für neues Thun. Dieß gilt besonders für den Gelehrtenberuf, der ohnehin als der schönste und beseligendste angesehen werden muß. (§. 47.). Auch ist es für die Charakterbildung sehr wichtig, dem Bedürfniß der Erholung nicht zu viel einzuräumen; vgl. Benecke Einleit. in d. akad. Stud. S. 126. Beck Grundriß S. 50. Wohlfahrt üb. Wes. u. Best. d. Univ. S. 267 ff. Namentlich bedarf es für den Studirenden eigentlich gar keiner besondern Veranstaltungen für Erholung, da ihm dieselbe theils schon durch den Wechsel seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen oder Studien, theils durch die Benutzung der übrigen auf der Universität befindlichen Anstalten für seine ästhetische, gymnastische und gesellige Ausbildung zur Genüge dargeboten wird.

1. „Arbeite, wenn dichs treibt, und geht es nicht, so ruh;
„Schmeckt auch die Ruhe nicht, Zerstreuung suche du.
„Unfähig, Aermster, bist du jeglicher Erfreuung,
„Wenn weder Arbeit dir, noch Ruh schmeckt, noch Zerstreuung."

Rückert W. d. Br. II, 212.

Es ist eine pädagogischer, unbestreitbarer Grundsatz, daß es Sünde ist, den Kindern die Muße oder das Nichtsthun als eine Belohnung für die gethane Arbeit anzukündigen, und daß darauf hingearbeitet werden muß, daß Jeder in der Arbeit selbst Genuß und Glück findet; nicht aber Zufriedenheit in Müssiggang und Thatlosigkeit. Daß dieß noch weit mehr von Studiren-

den gelten muß, bedarf wohl keiner weitern Erörterung, vgl. den pädagogischen Roman: Leben Kaskorbis v. W. Harnisch II, 170. „Die eine Arbeit muß Erholung für die andere seyn und ein wenig Ruhe nur der Uebergangspunkt von einer Arbeit zur andern. Solcher Wechsel ist Genuß, vorzüglich der zwischen körperlichen Arbeiten und geistigen. Aus diesem Grunde hat ja jedes Volk, das anfing, sich selbst etwas zu begreifen, Wechseltage, Sonn- und Festtage; die nicht zur Ruhe, sondern zum Denken, und vorzüglich zum Denken an ein höheres Wesen, als dem wichtigsten Denken bestimmt sind, weil die meisten Menschen die übrigen Tage mehr in körperlichen Arbeiten zubringen. Aber viele vergeuden diesen Tag im Träumen, Nichtsthun oder dem Dahingeben in Sünden, was der Staat theilweise verantworten mag. Die Denker oder Gelehrten sollten eigentlich an diesem Tage körperliche Arbeiten verrichten und gerade durch diesen Wechsel sich zu Gott erheben, und denselben in körperlichen Arbeiten einmal kennen lernen und anbeten! Leider ist aber bei uns der Arbeiter mit dem Geist, und der Arbeiter mit dem Körper sehr getrennt, weßhalb auch ersterer am Körper verschrumpft und verkrüppelt, während letzterer sich im Körper sehr häufig verhärtet. Um nur diesen Fehler zu vermeiden, so wollen wir durchaus unsern Zöglingen keine Feierstunden geben; denn zum stummen Anschauen der Gottheit, — dazu ist ihr Auge noch nicht geschärft, sondern wir wollen sie fleißig arbeiten lassen; ihre Arbeiten müssen aber abwechseln, so daß bisweilen der Körper vorzüglich thätig ist, bisweilen der Geist. Durch diesen Wechsel kommen immer Körper und Geist, oder sie bleiben vielmehr in dem gehörigen Gleichgewicht, welches die ganze und volle Gesundheit des Menschen ausmacht. u. s. w." Daß man sich durch Nichtsthun nur langsam oder schlecht erhohlt, und eben so

wenig durch leere Vergnügungssucht, ist psychologisches Axiom; vgl. Kant Anthropologie S. 178. — Richtig bemerkt schon Cicero: „Ludo autem et joco uti quidem licet, sed sicuti somno et quietibus ceteris, tum quum gravibus seriisque rebus satisfecerimus" (Offic. I, 29.). — Daß der Studirende, wenn er wahrhaft universelle Ausbildung erstrebt, (während der Collegienzeit) eigentlich keiner besondern Veranstaltungen zur Erholung bedarf, wird weiter unten, in den Abschnitten über die körperliche, ästhetische u. s. w. Ausbildung näher sich ergeben. Da der Gelehrte Vorbild, Leiter für die übrigen Menschen seyn soll, so muß er es auch in dieser Hinsicht seyn; und ihm ist daher besonders das kräftige Wort des Prometheus in Göthe's Pandora (W. 40. S. 422.) gesagt:

„Was kündest du für Feste mir? Sie lieb' ich nicht:
„Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
„Des ächten Mannes Feier ist die That!"

§. 87.

Besondere Erwähnung verdient in dieser Hinsicht die zweckmäßige Anwendung der längern, für die Erholung von den akad. Studien bestimmten Zeiträume, nämlich die des Sonntags (auch des meistens ganz oder doch halb freien Sonnabends) und der Ferien. Diese Zeiträume sind bestimmt, theils überhaupt durch größern Wechsel der Arbeit oder Beschäftigung die Spannkraft stärker wieder anzuregen, theils um für die eigene (ganz freie und selbstständige) sowie vollständigere gesammte akad. Ausbildung, also nicht bloß die wissenschaftliche, sondern auch die moralische, körperliche, ästhetische, politische und religiöse, benutzt zu werden. Sie sind demgemäß besonders für das Selbststudium größerer Werke, eigene ausführliche Ausarbeitungen u. s. w., sowie für

größere Excursionen und eigentliche Reisen zu benutzen, und letzteres um so mehr, je weniger häufig die spätern Lebens- und Amtsverhältnisse die Anwendung dieses wichtigen Bildungsmittels gestatten.

1. Was zunächst die Anwendung des Sonntags betrifft, so enthalten die im vorigen §. angeführten Worte von Harnisch und Heim in dieser Hinsicht richtige und sehr zu beherzigende Ansichten; vgl. auch Fichte Leben II, 29.: „Der Geist aller Gesetze, welche in christlichen Staaten entweder unmittelbar über die Sonntagsfeier, oder mittelbar über andere bürgerliche Angelegenheiten in Bezug auf dieselbe gegeben worden, scheint mir dahin zu gehen, daß dieser Tag von allen Beschäftigungen, die auf dieses Erdenleben und auf die besondern Verhältnisse desselben Beziehung haben, gänzlich frei erhalten, lediglich der Ausbildung der uns Allen gemeinschaftlichen Menschheit, mithin insbesondere dem Nachdenken über unsere höhere Bestimmung und über unsern besondern moralischen Seelenzustand gewidmet werde. Der Sonntag scheint mir das Fest der höhern reinen Humanität." — Jeder Studirende sollte es sich daher zur unverbrüchlichen Regel machen, wenigstens mehre Frühstunden des Sonntags dem Gottesdienste, der Andacht oder dem Gebet im wahren Sinne, zu widmen, worunter nicht eben der Kirchenbesuch zu verstehen ist (wie wohl auch dieser nicht unterlassen werden sollte, wenn es vorzügliche Prediger giebt). Namentlich ist das Bibelstudium Jedem ohne Ausnahme zu empfehlen, natürlich zwar zunächst in der Lutherischen Uebersetzung, diesem größten Meisterstück in der deutschen Sprache, jedoch immer mit Hülfe guter Commentare (besonders der trefflichen zum N. T. von de Wette) und wo möglich, mit Zuziehung des Urtextes, oder wenigstens in der berichtig-

ten lutherischen Uebersetzung von Meyer (Frankf. a. M. Hermann'sche Buchhdlg.). Denn dem Gelehrten, der für Andere Vorbild seyn soll, und dem Erforschung der Wahrheit um ihrer selbst willen höchster Lebensberuf ist, ziehmt es doch vor Allem in Hinsicht der wichtigsten Wahrheiten, der religiösen, keinen Irrthümern sich hinzugeben. („Wenn das Salz dumm ist" u. s. w.) Nun steht es aber als Thatsache fest, daß Luthers Uebersetzung an vielen Stellen unklar und irrig ist, und zwar keinesweges immer in Nebendingen, sondern manchmal in höchst wichtigen Punkten (so z. B. in Betreff der schon früher erwähnten falschen Uebersetzung des Wortes δικαιοσύνη durch „Rechtfertigung" S. 100.; ebenso bei der Stelle Eph. II, 19. „Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen," wodurch das Erkenntnißvermögen oder die Vernunft verdächtigt und erniedrigt wird, da doch der Grundtext nur „Christi Liebe als eine solche preist, die die Erkenntniß übersteigt;" ferner in der wichtigen Stelle über die Bedingung der Seligkeit (dem Hauptdogma des Protestantismus) Römer III, 28., wo die Worte „allein durch den Glauben," ein Zusatz von Luther sind, u. dgl. m. Zu vgl. Graßhof Luthers Bibelübersetzung, Crefeld 1835. u. Stier, darf Luthers Bibel unberichtigt bleiben? Halle 1836. vgl. desselben Altes und Neues in deutscher Bibel (Stier liefert ein langes Verzeichniß von unverständligen, mißverständlichen und unrichtigen Stellen, u. namentlich von 796, die im alten Test., und 420, die im neuen Test. noch problematisch sind. Vgl. auch Berliner Jahrb. f. wiss. Kritik 1838. S. 919.) — Daß auch die übrige höhere und aus reinem Interesse unternommene Ausbildung, namentlich das Lesen der vorzüglichsten ächt philosophischen Schriften, sowie der Meisterwerke der Dichtkunst oder die Uebung in der Tonkunst ebenfalls in die Categorie des „Gottesdienstes"

„Gebetes“ quaest. gehören kann, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. „Deum colit qui novit“ *Seneca*, ep. „Ein Gedanke an Gott ist beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind beten. Gründlich, recht, angestrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen, ist beten.“ Rahel II, 440. Zu diesem ächten Gottesdienste gehört insbesondere Erwägung der jedem Studenten eo ipso zukommenden Seligkeit des Gelehrtenberufs (§. 47.) und der freien, glücklichen schönen Periode des Universitätslebens, und daraus hervorgehende Zufriedenheit und Heiterkeit; (so wie Winkelmann jeden Morgen eine halbe Stunde im Bette damit zubrachte, sein Glück zu überdenken, daß er nun in Rom leben und studiren konnte). — Den übrigen Theil des Sonntags (u. des Sonnabends) benutze man in Gesellschaft von Freunden zu größeren Excursionen s. str. (Turnfahrten) d. h. man begnüge sich nicht wie die „Philister“ auf nahe „Mühlen“ oder Dörfer zu schlendern, um sich in dumpfen „Kneipen“ stundenlang einpferchen und vom Tabacksqualm durchräuchern zu lassen, sondern wenigstens einige Meilen weit (wie Göthe's „Musensohn:“)

> Durch Feld und Thal zu schweifen,
> Sein Liedchen wegzupfeifen;
> So gehts von Ort zu Ort u. s. w.

besonders, wenns nur irgend das Wetter erlaubt, in die Wälder, auf die Berge[1])! — (Was ein rech-

---

1) „Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
„Die matte Brust in frische Luft getaucht!
„Dort lausch' den Stimmen in den Eichengipfeln,
„Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
„Der Geist der Freiheit, und aus Waldesranken
„Ersprießen still urkräftige Gedanken.“
J. Mosen. (Berglied; s. dess. Gedichte 1838.)

ter Student ist, fragt da übrigens nach nichts und bei Niemanden erst um Erlaubniß, also auch nicht nach oder bei dem Wind und Wetter, und ebenso wenig nach der Jahreszeit [1]). Kommt man dann gegen Abend zurück, so schreibt man in heiterer Stimmung (statt des Tagebuchs) den lieben Aeltern u. s. w. ausführlich, denn dann fehlt's nicht an Stoff, und es wird kein leidiger „Vaterschickgeld-Brief.") — Sollte man aber wirklich an solchen Ausflügen gehindert seyn, so verbringe man den Sonntag in heiterer Geselligkeit mit seinen Freunden z. B. mit gemeinsamer Lectüre von Shakspeare u. s. w., Musik u. dgl. m. — Alles dieß gehört auch zum Gottesdienst oder zum Gebet im wahren Sinn [2]). (Es ist kläglich, daß man in unsrer Zeit, wo weinerliche Sentimentalität, erbärmliche Mysticismus und nichtswürdige „Muckerei," sogar unter manchen Gelehrten, ja (hor-

---

1) „Auf Gottes schöner Flur o bring im Herzen nur
„Den Frühling mit, so gehst du nicht auf Winterspur.
„Der Lenz im Herzen nur zeigt dir des Lenzes Spur
„Von außen auch, und macht die Welt zur Gottesflur."
Rückert W. d. Br. III, 4.

2) „Ein herzerhebender Gedanke an den Schöpfer, wenn unser Auge auf seine Werke gerichtet ist mitten unter den stillen Freuden, die wir aus seiner Schöpfung genießen; ein den klügelnden Verstand niederschlagender Gedanke an den Beherrscher der Welt mitten unter dem Gespräch über die Schicksale und Unternehmungen der Menschen; ein Gefühl von dem, dessen Ebenbild sich in uns offenbaret, wenn wir uns von Liebe und Wohlwollen durchdrungen fühlen, mitten unter dem geselligen Genuß dieser menschlichen und schönen Empfindungen; wenn wir seine Wohlthaten genießen, ein frohes Gefühl seiner Liebe; wenn wir Gutes wirken, ein dankbares Gefühl seines Beistandes; wenn wir über seine Gebote nachdenken, die große Hoffnung, daß er uns zu sich erheben will: — Das ist das wahre Gebet!" Schleiermacher (Predigt. II. S. 40.).

rendum dictu!) unter Studenten grassirt, daran erinnern muß, daß alle Kopfhängerei nur Zeichen unächter Frömmigkeit ist, wie schon dieß Luther so treffend gezeigt hat; (vgl. Bretschneiders Schrift: Luther an unsre Zeit 1817. S. 185.) „Es ist nichts verdrüßlicheres, unbequemers und unlustigers, denn so es in einem Wohlleben, da gute Freunde zusammen kommen, stillschweigend zugehet. Denn Worte und Gespräch, so sie lieblich und mit Salz gewürzet seyn, (Koloss. 4, 6.) sind das rechte Gewürz der Speisen; wenn ein Wort das andre bringet und schärfet, und nicht allein der Leib gespeiset, sondern auch das Herz mit Lehre unterrichtet wird. — Darum lassen wir die verdrüßlichen und stummen Mönche fahren, die ihr Stillschweigen für Heiligkeit und Gottesdienst halten.“ (Auslegung 1. Mos. 18, 9. 1. Thl. S. 1745 f.) — „Darauf sollen die Wohlleben hauptsächlich gerichtet seyn, daß sie die Herzen fröhlich machen, und nach Traurigkeit das Gemüth wieder erquicken. Denn Gott ist der Traurigkeit feind, und können die Herzen, wenn sie damit beladen seyn, Gott nicht loben noch ihm danken.“ (Zu 1. Mos. 21, V. 8. S. 2078.) „Kein lieblicher und angenehmer Opfer ist, denn ein fröhlich Herz, das sich in dem Herrn freuet. Darum wenn ihr traurig seyd, und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! ich muß unserm Herrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regal, denn die Schrift lehrt mich, er höre gerne fröhlichen Gesang und Saitenspiel. Und greift frisch in die Claves, und singet darein, bis die (traurigen) Gedanken vergehen, wie David und Elisäus thaten.“ (10. Thl. S. 2021.) „Mir fällt oft ein, wie E. Fürstl. Gnaden ganzer Stamm fast ein eingezogen, still, löblich Wesen geführt, daß ich zuweilen denke, es mögte auch wohl die Melancholica und schwere Gemüther oft Ursach seyn zu solchen Schwachheiten; darum

wollt ich E. F. G. als einen jungen Mann lieber vermahnen, immer fröhlich zu seyn, zu reiten, jagen und ander guter Gesellschaft sich fleißigen, die sich göttlich und ehrlich mit E. F. G. freuen können. Denn es ist doch ja die Einsamkeit oder Schwermuth allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen. So hat auch Gott geboten, daß man solle fröhlich vor ihm seyn, und will kein trauriges Opfer haben. (Pred. 12, 9.) Es gläubet niemand, was Schaden es thut, einem jungen Menschen Freude wehren, und zur Einsamkeit und Schwermuth weisen. Denn Freude und guter Muth (in Ehren und Züchten) ist die beste Arznei eines jungen Menschen, ja aller Menschen. Ich, der ich mein Leben mit Trauren und Sauersehen habe zugebracht, suche jetzt, und nehme Freude an, wo ich kann. Ist doch jetzt, Gott Lob, so viel Erkenntniß, daß wir mit gutem Gewissen können fröhlich seyn, und mit Danksagung seiner Gaben brauchen, dazu er sie geschaffen und Wohlgefallen daran hat. — Wahr ists, Freude in Sünden ist der Teufel; aber Freude mit guten frommen Leuten, in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zeilein zu viel ist, gefället Gott wohl." (Brief an Fürst Joachim von Anhalt, Jahr 1534. 10. Thl. S. 2127 f.)

Anm. Passend wäre es auch, wenn Studenten Schachclubbs errichteten, und dieselben, besonders im Wintersemester, gehörig frequentirten, da dieß schönste und edelste aller Spiele zugleich den Geist oder Verstand und den Charakter bildet (od. doch bilden kann). Studirende müssen übrigens qua solche dieß Spiel auch wirklich studiren, d. h. gründlich nach Regeln erlernen, wozu es ja so viele Bücher giebt;

z. B. Koch's Codex der Schachspielkunst, Philidor's Allgaier's, Walker's Anleitungen (vgl. die Reinganum's Ben-Oni od. die Vertheidigungen gegen die Gambitzüge, Frankf. 1825, beigefügte Literatur dieser Kunst). Besonders zu empfehlen ist Heinse's Anastasia. Frankf. 1815.

2. Ueber Wesen, Zweck und Nothwendigkeit der Ferien vgl. Heyne opuscula academica V, 40. 246. Beck Grundriß S. 48. Niemeyer ein Wort üb. Schulferien und ihre Anwendung 1799. Wohlfahrt a. a. O. S. 269. Brandes über den Zustand von Göttingen 1802. S. 321. Beneke unsre Universitäten S. 57. Treffend sagt Daniel Wyttenbach in Praefat. ad ἐκλογας ἱστορικας: „Cum in multis rebus majorum nostrorum sapientiam admirari soleo, tum in constituendis *Feriis*, quarum opportunitatem et salubritatem percipi voluerunt tum a praeceptoribus, ad animorum corporumque recreationem, tum maxime a discipulis ad repetitionem, instaurationemque studiorum!" Leider! werden die Ferien fast nie so benutzt, wie sie sollten und könnten. Die Ostern und Weihnachtsferien sollten ohne Frage meistens zu einer zusammenhängendern und tiefern Durcharbeitung des in den Collegien doch meistens nur in Bruchstücken oder oberflächlich Aufgefaßten dienen, sowie zum Selbststudium der Hauptwerke in den einzelnen Wissenschaften (so z. B. sollten Juristen dann Montesquieu's esprit des lois und zwar in der besonders zu empfehlenden und sehr wohlfeilen Uebersetzung von Hauswald studiren, oder Eichhorn's und v. Savignys bekannte Meisterwerke, so wie auch *Pastorets* histoire de la legislation (Paris 1817 ff.) *Meyer's* ésprit, origine et progrès des instit. judic., oder Welker's Universal- und jurid. polit. Encyclop. und Method. 1829) u. s. w.; Cameralisten: Adam Smiths

oder Says bekannte Hauptwerke; Theologen: die Schriften Luthers und der übrigen Reformatoren, Clodius Religionslehre, Schleiermachers Reden über die Religion, desselb. Glaubenslehre, v. Ammons Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion u. s. w.; Mediciner: Burdachs Physiologie, oder Treviranus Biologie, so wie die Hauptschriften von Reil. Oder man studire die bedeutendsten philosophischen Werke von Kant, Fichte, Schelling, Jacobi, Fries u. s. w. Oder man lese den ganzen Herder, Lessing, Göthe u. s. w. — Die Pfingst- und Herbstferien dagegen sind am passendsten zu kleinern und größern Reisen, (namentlich in die Heimath,) zu benutzen, was theils für die Gesundheit und die Menschenkenntniß wichtig ist, theils nöthig für die politische, also patriotische Ausbildung, indem es jedem Gelehrten Pflicht seyn sollte, sein Land und Volk möglichst genau durch lebendige unmittelbare Anschauung kennen zu lernen. „Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge.“ Seume. — „Vaterländische Wanderungen sind nothwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande zu entführen. Kennen lernen muß sich das Volk, als Volk, sonst stirbt es sich ab. Glieder eines ausgebreiteten Geschlechts, die sich nicht persönlich kennen, die in weiter Ferne von einander getrennt sind, leben so hin, als wären sie nicht da. Wie wohlthätig wirken dann nicht selbst die kürzesten Besuche! die zarten, von Blutsverwandtschaft gestifteten Bande erneuert die Gegenwart und macht Umgang unauflöslich. — Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Theilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Steigende Vollkommnung, Trieb nach Besserung gehen daraus hervor, und die edle Betriebsamkeit, das auswärts gesehene Gute in die Heimath zu verpflanzen. Wer

nicht mit Geld bereichert zurückkehrt, bemüht sich doch mit brauchbaren Erfahrungen, mit anwendbaren Handlungsweisen wieder zu erscheinen. Alle große Gesetzgeber, die ihre Anordnungen selbst verfaßten, hatten sie aus dem Thun und Treiben der Menschen herausgelesen; und was sie am Lebenswege der Menschenwelt pflückten, wirkt heute noch fort, und wird alle späteren, bloßen Stubenwerke überleben." Jahn Volksthum S. 345. vgl. auch Kaskorbis Leben v. Harnisch I, 462., wo besonders auf die Nothwendigkeit einer gründlichen Vorbereitung aufmerksam gemacht wird, ohne welche das Reisen natürlich nicht den wahren Nutzen gewähren kann. Vgl. Preusker Bausteine II, 168. und Welkers angeführte Encyclopädie oder Rechts- und Gesetzgebungslehre I, 698. der treffend auch für Juristen den Nutzen selbst der kleinsten Reisen bemerklich macht, die, wenn man nur zum voraus recht sehen und fragen und beziehen lernt, zur Kenntniß und Veranschaulichung juristisch politischer Verhältnisse und ihres Zusammenhanges mit dem Volksleben zehnfach erfreulicher zugleich und bildender werden, als sie gewöhnlich sind. — Unter dieser Voraussetzung sind Reisen ein durch nichts zu ersetzendes Bildungsmittel, wie auch Göthe sagt: „was ich nicht erlernen konnte, hab ich mir erwandert" (zur Naturwissensch. Heft I, 2. S. 1.). — (Studenten, die während der gedachten Ferien auf der Universität bleiben, thun daran nicht wohl, und sind in Gefahr, zu „verlüdern," wenn sie nicht ihre Zeit durch interessante wissenschaftliche Beschäftigungen ausfüllen). Natürlich sind Fußreisen „wenn man wirklich als eine Person und nicht als eine Sache reisen will" (Kaskorbi II, 55.), ferner um des Frohgefühls der Unabhängigkeit bewußt zu werden, sowie der Gesundheit und der geringen Kostspieligkeit wegen, allen andern vorzuziehen und ganz unerläßlich, wenn

man dabei naturwissenschaftliche Zwecke im Auge hat; wie schon Theophrastus Paracelsus lehrt: „Wer die Natur erforschen will, muß die Welt zu Fuß durchwandern, von Land zu Land. Jedes Land ist eine Blattseite im Buche der Natur, und diese Blätter muß man mit seinen Füßen betreten.“ Rixner Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker I, S. 7. — Vor Allem sind Reisen ins Gebirge zu empfehlen, theils der erhabenen Natureindrücke wegen, theils weil die Gebirgsbewohner ein viel tüchtigerer, kräftigerer Menschenschlag zu seyn pflegen, sowie auch eine solche Reise mit dem Körper zugleich den Charakter zu kräftigen vermag; besonders soll sich Jeder es möglich zu machen suchen Tyrol oder die Schweiz (wenigstens die deutsche) zu sehen. Vgl. hierüber besonders Konr. Geßners Leben von Hanhart 1824. S. 91. 177.

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
„Steigt nicht hinauf in die heitern Lüfte!“

Zweite Abtheilung.

Methodik des öffentlichen Studiums.

Erster Abschnitt.

Die akademischen Vorlesungen.

§. 88.

Als das wichtigste Lehrmittel für den Zweck des akademischen Studiums s. str. werden mit Recht die Vorlesungen (Collegia) gehalten, durch welches Wort die s. g. acroamatischen Vorträge der akad. Lehrer bezeichnet werden, im Gegensatze der erotematischen oder der dialogischen Lehrform, die, soweit sie für die Universität paßt, in den s. g. practischen Collegien (Uebungsstudien, s. d. 2ten Abschnitt) angewendet wird. Diese s. g. Vorlesungen (passender: Vorträge) werden in öffentliche und Privat-, einfache, doppelte u. s. w. eingetheilt.

1. Ueber die Wichtigkeit der Vorlesungen ist bei den Sachkundigen nur Eine Stimme. „Die größte Wohlthat der Universität ist das lebendige Wort!" Thiersch gel. Schul. II, 2. S. 114. Ueber die Vorzüge der lebendigen mündlichen Lehrform vor der todten schriftlichen (durch Bücher) vgl. besonders Ernesti Analekten S. 11 ff. 314 ff. Danz Encycl. d. th. W. S. 24 ff. und die daselbst angeführte Literatur. *Viva vox docet!* „Schreiben ist ein Miß-

brauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede." Göthe (XXV, 364.) — „*Viva vox* alit plenius"! *Quintil.* II, 2. cf. I, 10. „Dicis, habeo hic, quos legam, nec minus disertos. Etiam: sed legendi semper occasio est, *audiendi* non semper. Praeterea multo magis, ut vulgo dicitur, *viva vox* afficit. Nam licet acriora sunt, quae legas, altius tamen in animo sedent, quae pronuntiatio, vultus, habitus, gestus etiam dicentis, adfigit." *Plin.* ep. II, 3. Mit Recht sind neuerdings Vorlesungen auch außerhalb der Universität als bestes Lehrmittel in Aufnahme gekommen; vgl. Preusker Bausteine I, 52. II, 57. III, 11.; vgl. Rückert d. akad. Lehrer. 1824. Fischer üb. Collegia. Bonn 1825.

2. Die Benennung „Vorlesungen" (praelectiones, lecturae) stammt ohne Zweifel aus den bereits in den Rechtsschulen der Römer üblichen exegetischen Vorträgen; s. Zimmern Rechtsgesch. I. S. 259, und bezog sich später darauf, daß auch die ersten berühmten Männer, welche das Entstehen der Universitäten veranlaßten, insgesammt gewisse Grundtexte vorlasen, und diese nur an schwierigen Stellen durch kurze Anmerkungen oder Glossen erläuterten; so die Lehrer des römischen Rechts die einzelnen Bücher des Corpus juris, die des geistlichen die Decretalen, die der Theologie die Bücher der heil. Schrift, die der Philosophie die Bücher des Aristoteles oder Porphyrius und Priscian, die der Medicin die Werke des Hippocrates und Galenus; vgl. Meiners hist. Vergleich. des Mittelalters II, 516—532. III, 1—94. Dess. Gesch. d. hoh. Schul. III, 273. Bei den Juristen (Glossatoren) hieß *Litera* der Text überhaupt (der aus einer der Urhandschriften genommen war); *lectura* die Erklärung in mündlichem Vortrage, so wie überhaupt *legere*

so viel wie erklären. Savigny Gesch. d. R. R. III, 424. 499. V, 81. Die Vorlesungen wurden eingetheilt in die ordentlichen und außerordentlichen, welches mit der Eintheilung der Bücher und der Lehrer in die ordentlichen und außerordentlichen zusammenhing. Vgl. Savigny a. a. O. III, 244. 279. 606.: „Ordentliche Bücher waren im Römischen Recht das Digestum vetus und der Codex, im Canonischen das Decret und die Decretalen, alle übrigen waren außerordentliche. Die Vorlesungen über die außerordentlichen Bücher nun waren stets außerordentlich, die über die ordentlichen Bücher konnten bald ordentliche, bald außerordentliche seyn, je nachdem sie des Morgens oder des Nachmittags gehalten wurden. Eine ordentliche Vorlesung war demnach diejenige, welche über ein ordentliches Buch in einer Morgenstunde gehalten wurde (und diese waren es, welche in Bologna als ein besonderes Vorrecht den einheimischen Doctoren vorbehalten waren). Ordentliche Lehrer waren diejenigen, welche zu einer ordentlichen Vorlesung berechtigt waren, obgleich sie oft neben derselben, oder auch allein, außerordentliche Vorlesungen halten mochten. Außerordentliche Lehrer dagegen waren die, welche keine andern als außerordentliche Vorlesungen halten durften." Später änderte sich diese Bedeutung jener Ausdrücke, ordentliche Professoren hießen die Besoldeten u. s. w. Auch dieser Unterschied verschwand späterhin. Gegenwärtig werden die Vorlesungen in öffentliche, d. h. nicht honorirte, und Privatvorlesungen eingetheilt. Ueber den Nutzen des Honorars u. s. w. vgl. Michaelis II, 103. III, 251 ff. Meiners üb. d. Verwalt. d. Univ. II, 79 ff. — Ueber die Vorzüge und Mängel der Vorlesungen vgl. Hugo jurist. Encyclop. S. 45 ff. (ed. 7.)

§. 89.

Das wahre Wesen des (ächten) acroamatischen oder s. g. Kathedervortrags besteht dem erörterten Hauptzwecke des akad. Unterrichts gemäß (§. 53.) vornämlich in der allmähligen Entwicklung des Lehrstoffs und der Darlegung desselben im organischen oder systematischen Zusammenhange; vgl. S. 163. Die s. g. regressive oder analytische, genetische (kritische) Methode erscheint der Natur der Sache nach für den Kathedervortrag, der nicht (wie der des Schriftstellers) blos Resultate hinstellen, sondern die Art dazu zu gelangen zeigen soll, durchaus als die zweckmäßigste, und verdient den Vorzug vor der progressiven oder synthetischen, weil nur durch jene die Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs (§. 54.) gelehrt und gelernt werden kann.

1. Vgl. überhaupt Maaß Rhetorik S. 256. Fries Logik S. 210. Tittmann Best. d. Gel. S. 132. Schelling Method. d. akad. St. S. 49. Danz Encycl. S. 17, 25. Diesterweg üb. Schleiermachers Lehrmethode. Berlin 1834. Wolf Leben v. Körte I, 168, 239, 350. Nösselt Anweis. III, 179. Beneke unsre Univers. u. s. w. S. 32. Dahlmann Politik I, 292. Rehberg Erwart. d. Deutsch. u. s. w. S. 69. Fichte Wes. d. Gel. S. 172. Dess. Leben II. Vorr., besonders L. Thilo Grundsätze des akad. Vortrags 1809, ferner Herder im Sophron (W. X. S. 26.), Fichte deducirt. Plan S. 4. Dess. Leben I, 309. Hüffel prakt. Theol. S. 349. (Jacob) üb. d. Universit. in Deutschl. S. 13 ff. F. A. Wolf Analekt. I. Einleit. *Gibbon* Memoirs. I, 49. E. Schmid a. a. O. S. 49. v. Savigny a. a. O. III. S. 136. — Beispiele ausgezeichneten Vortrags in Nösselts Leben von Niemeyer I. S. 207, 212. Büsch

Erfahrung. u. s. w. Th. IV. S. 317. Eichhorn d. Staats= u. Rgesch. §. 267. (II, 184. ed. 2.).

Dee Wichtigkeit des Vortrags wird in der Regel von den Studirenden anerkannt, indem sie sich durch ihn meistens in der Wahl der Lehrer bestimmen lassen; nur fehlen sie gewöhnlich darin, daß sie außerwesentliche, zuweilen schädliche Eigenschaften für wahre Tugenden des guten Vortrags halten. Ein angenehmer Ton der Stimme, eine ansprechende Physiognomie entscheidet für den Einen; dem Andern gewinnt sein dictirendes Ablesen den Beifall der Menge, indem er ihrem sehnsüchtigen Verlangen nach einem dicken Hefte Erfüllung verspricht; ein Dritter erscheint als ein Helfer der Schwachen und Trägen, und bereitet ihrer Unthätigkeit alles so zu, daß sie es ohne eigne Anstrengung fassen u. s. w. (vgl. Thilo a. a. O. S. 4.) — Richtige Ansichten von dem Wesen des akadem. Vortrags sind um so nöthiger, als, wie Schelling richtig bemerkt (Method. S. 39.) von den Ansprüchen, welche die Studirenden selbst an eine Akademie und ihre Lehrer machen, zum Theil die Erfüllung derselben abhängt. Daher mögen hier die Grundgedanken hierüber, wie sie Schleiermacher (über Univ. S. 60.) entwickelt, stehen:

„Wenige verstehen die Bedeutung des Kathedervortrages, aber zum Wunder hat er sich, unerachtet meistens von dem größten Theile der Lehrer sehr schlecht durchgeführt, doch immer erhalten, zum deutlichen Beweise, wie sehr er zum Wesen einer Universität gehört, und wie sehr es der Mühe lohnt, diese Form immer aufzusparen für die Wenigen, die sie von Zeit zu Zeit recht zu handhaben wissen. Ja man könnte sagen, der wahre eigenthümliche Nutzen, den ein Universitätslehrer stiftet, stehe immer in gradem Verhältniß mit seiner Fertigkeit in dieser Kunst

Jede Gesinnung, die wissenschaftliche wie die religiöse, bildet und vervollkommnet sich nur im Leben, in der Gemeinschaft Mehrerer. Durch Ausströmung aus den Gebildetern, Vollkommneren, wird sie zuerst aufgeregt und aus ihrem Schlummer erweckt in den Neulingen; durch gegenseitige Mittheilung wächst sie und stärkt sich in denen, die einander gleich sind. Wie nun die ganze Universität ein solches wissenschaftliches Zusammenleben ist; so sind die Vorlesungen insbesondere das Heiligthum desselben. Man sollte meinen, das Gespräch könne am besten das schlumernde Leben wecken und seine ersten Regungen hervorlocken, wie denn die bewundernswürdige Kunst des Alterthums in dieser Gattung noch jetzt dieselben Wirkungen äußert. Es mag auch so seyn zwischen Zweien, oder wo aus einer ganzen Menge Einer als Repräsentant derselben mit Sicherheit kann aufgestellt werden, oder wenn Einzelne die niedergeschriebenen trefflichen Werke dieser Art genießen, und gleichsam das Dargestellte an sich wiederholend durchleben. Allein es muß wohl nicht so seyn unter Vielen und in der neueren Zeit, weil doch unerachtet so mancher erneuerten Versuche das Gespräch nie als allgemeine Lehrform auf dem wissenschaftlichen Gebiet aufgekommen ist, sondern die zusammenhängende Rede sich immer erhalten hat. Es ist auch leicht einzusehen warum. Unsere Bildung ist weit individueller als die alte, das Gespräch wird daher gleich weit persönlicher, so daß kein Einzelner im Namen Aller als Mitunterredner aufgestellt werden kann, und das Gespräch eine viel zu äußerliche nur verwirrende und störende Form seyn würde. Aber der Kathedervortrag der Universität muß allerdings, weil er Ideen zuerst zum Bewußtseyn bringen soll, doch in dieser Hinsicht die Natur des alten Dialogs haben, wenn auch nicht seine äußere Form; er muß darnach streben, einerseits das gemeinschaftliche Innere der Zuhörer, ihr

Nichthaben sowohl, als ihr unbewußtes Haben dessen, was sie erwerben sollen, andererseits das Innere des Lehrers, sein Haben dieser Idee und ihre Thätigkeit in ihm recht klar ans Licht zu bringen. Zwei Elemente sind daher in dieser Art des Vortrages unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaßlichen Zustandes, in welchem sich die Zuhörer befinden, die Kunst sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen und auf den letzten Grund alles Richtigen im Nichtwissen. Dieß ist ist die wahre dialektische Kunst, und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles, was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muß nicht erzählen, was er weiß, sondern sein eignes Erkennen, die That selbst, reproduciren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anschauen und anschauend nachbilden. Der Hauptsitz dieser Kunst des Vortrags ist freilich die Philosophie, das eigentlich speculative; aber alles Lehren auf der Universität soll ja auch hiervon durchdrungen seyn, also ist doch dieß überall die eigentliche Kunst des Universitätslehrers. Zwei Tugenden müssen sich in ihm vereinigen; Lebendigkeit und Begeisterung auf der einen Seite. Sein Reproduciren muß kein bloßes Spiel seyn, sondern Wahrheit; so oft er seine Erkenntniß in ihrem Ursprung, in ihrem Seyn und Gewordenseyn vortragend anschaut, so oft er den Weg vom Mittelpunkt zum Umkreise der Wissenschaft beschreibt, muß er ihn auch wirklich machen. Bei keinem wahren Meister der Wissenschaft wird das auch anders seyn; ihm wird keine Wiederholung möglich seyn, ohne daß eine neue Combination ihn belebt, eine neue Entdeckung ihn an sich zieht; er wird lehrend im-

mer lernen, und immer lebendig und wahrhaft hervorbringend dastehen vor seinen Zuhörern. Eben so nothwendig ist ihm aber auch Besonnenheit und Klarheit, um was die Begeisterung wirkt, verständlich und gedeihlich zu machen, um das Bewußtseyn seines Zusammenseyns mit den Neulingen immer lebendig zu erhalten, daß er nicht etwa nur für sich, sondern wirklich für sie rede, und seine Ideen und Combinationen ihnen wirklich zum Verständniß bringe und darin befestige, damit nicht etwa nur dunkle Ahnungen von der Herrlichkeit des Wissens in ihnen entstehen, statt des Wissens selbst. Kein Universitätslehrer kann wahren Nutzen stiften, wenn er von einer dieser Trefflichkeiten ganz entblößt ist; und die rechte gesunde Fülle der Anstalt besteht darin, daß was etwa einem Lehrer, der von der einen Seite sich vorzüglich auszeichnet, an der andern menschlicher Weise abgeht, durch einen Andern ersetzt werde. Diese beiden Tugenden des Vortrags sind die wahre Gründlichkeit desselben, nicht eine Anhäufung von Literatur, welche dem Anfänger nichts hilft, und vielmehr in Schriften muß niedergelegt als mündlich mitgetheilt werden; aus ihnen fließt die ächte Klarheit, nicht besteht sie in unermüdetem Wiederkäuen, in preiswürdiger Dünne und Dürre des Gesagten; aus ihnen die wahre Lebendigkeit, nicht aus dem Reichthum gleichbedeutender Beispiele, und gleichviel ob guter oder schlechter, nebenherlaufender Einfälle und polemischer Ausfälle. Wunderbar genug ist die Gelehrsamkeit eines Professors zum Sprüchwort geworden. Je mehr er besitzt, desto besser freilich; aber auch die größte ist unnütz ohne die Kunst des Vortrages. Uebet der Lehrer diese an seinen Schülern gehörig aus, so kann es wenig schaden, wenn sie ihn auch bisweilen darauf ertappen, etwas Einzelnes auf dem Gebiet seiner Wissenschaft nicht zu wissen; sie werden dennoch wissen, das

er die Wissenschaft als solche vollkommen besitzt. Ja man kann immer hoffen, daß einem jungen Universitätslehrer die Gelehrsamkeit noch komme; wenn er aber jenes Talent der Mittheilung nicht in den Jahren hat, wo er seinen Zuhörern am nächsten steht, so wird er es späterhin schwerlich erlangen. Was hilft alle Gelehrsamkeit, wenn statt des ächten Kathedervortrags nur der falsche Schein, die leere Form davon vorhanden ist! Nichts jämmerlicheres zu denken als dieses. Ein Professor, der ein ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder abliest und abschreiben läßt, mahnt uns sehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab, und es schon viel werth war, wenn ein Gelehrter seine Handschrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich statt der Bücher dienen mußte. Jetzt aber kann niemand einsehen, warum der Staat einige Männer lediglich dazu besoldet, damit sie sich des Privilegiums erfreuen sollen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen, oder weßhalb wohl sonst ein solcher Mann die Leute zu sich bemüht, und ihnen nicht lieber seine ohnehin mit stehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege schwarz auf weiß verkauft. Denn bei solchem Werk und Wesen von dem wunderbaren Eindruck der lebendigen Stimme zu reden, möchte wohl lächerlich seyn."

§. 90.

So gewiß es ungereimt ist, an den akad. Vortrag übertriebene Ansprüche zu machen, und von ihm zu verlangen, daß er auch diejenigen, die nicht die gehörigen Vorkenntnisse mitbringen, sofort in das Heiligthum der Wissenschaft einführe, so gerecht ist doch die Forderung, daß der akad. Lehrer sich stets an die Sache selbst halte, aller unnöthigen Abschweifungen, so wie aller bloß persönlichen, namentlich egoi-

stischen Beziehungen sich entschlage, insbesondere aller kleinlichen Polemik, sog. stehenden Witze, platten Späße, vollends aller Zweideutigkeiten, so wie der Verspottung des vom Volk und Staate für heilig und unverbrüchlich gehaltenen oder erklärten Positiven in der Religion oder Gesetzgebung. Allerdings aber ist auch von dem akad. Lehrer die Beobachtung des pädagogischen Axioms zu verlangen: Langeweile ist die größte Sünde des Unterrichts! (Herbart Pädag. S. 152.); daher sich derselbe eines wahrhaft lebendigen Vortrags zu befleißigen hat.

1. „Jünglinge, die unvorbereitet hineinschwärmen in den Tempel der Wissenschaft, den sie wie eine Speisekammer zu benutzen denken, sind es, welche die ausschweifendsten Forderungen an das machen, was sie den Vortrag des Lehrers nennen. Wo die Vorkenntnisse fehlen, mit welchen das Schulalter für die Wissenschaft ausstatten muß, da ist kein Vortrag gut, und der Universitätslehrer, welcher den Versuch machen wollte, die Lücken der Schulkenntnisse hintennach auszufüllen, würde ein unseliges Mittelding darstellen. Sonst ist jeder Vortrag gut, der die Wissenschaft, die er ankündigt, wirklich enthält und begründet, vorzüglich wenn er die tieferen Aufgaben gleichsam mit der Wurzel bis zur Faßlichkeit hervorzuheben und von fremdartiger Verhüllung zu entkleiden weiß, der beste freilich derjenige, welcher in dem Augenblicke der Mittheilung die Wissenschaft gewissermaßen neu geboren werden läßt. Denn dieser verbindet mit seinem Gehalte den Vorzug der augenblicklichen Aufregung; er ist nicht bloß das, was man schwarz auf weiß besitzt und getrost nach Hause trägt, ein Gut auf Hoffnung, er verbürgt sich selber, indem er das, was er verspricht, Augenblicks auch leistet." Dahlmann Politik I, 292.

2. Was die Abschweifungen betrifft, so bemerkt Lichtenberg hierbei gelegentlich folgendes: „Der Regenbogen, die Höfe um Sonne und Mond, die Erhebung der Sterne durch die Luft, macht allerdings mehrere Kenntniß der Refraction nöthig; allein daß man dabei die ganze Geschichte der Mikroscope, der Laterna magica u. s. w. entwickelt, ist angenehm allerdings, aber in die Physik gehört es nicht. Sobald ich hier keine bestimmte Grenzen festsetze, so sehe ich nicht ein, warum man nicht da, wo man zeigt, wie ein breiiges Wesen erhärten kann, zugleich die ganze Pastetenbäckerei in der Physik vorträgt." Verm. Schriften IX, 153. Doch fügt Lichtenberg die richtige Bemerkung bei, daß sich allerdings Abschweifungen dieser Art manchmal rechtfertigen lassen, wenn man die Aufmerksamkeit besonders aufregen will. In diesem Sinn giebt auch Börne (Gesammelte Schrift. III, 42.) den deutschen Gelehrten folgenden guten Rath: „Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und jede Allen. Wollt ihr wirken durch euere Vorträge, redet nie, wenn man sich hingesetzt, euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser, als das zur ungewöhnlichen Zeit; der Magen ist froh, von dem Zwange der Etikette erlöst zu seyn. Sprecht von allen Dingen, da wo sie nicht hingehören: in der Religion von den Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Processe erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Censur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel."

3. „Leser auf Universitäten wissen ohne mein Erinnern, daß jeder Professor seine Scherze hat, die er jähr-

lich oder halbjährlich, nach der mystischen Lehre der Wiederbringung aller Dinge, wiederbringt, und deren Wiederkehr viel gewisser vorauszusehen ist, als die eines Schwanzsternes. (Hier in diesem Worte hör' ich, wie in der gelehrten Republik, 10 Mitlauter gegen 2 Selbstlauter). Solcher unbeweglicher Feste des Witzes beziehen Professoren denn viele, weil sie für alte Späße neue Ohren finden, und ihnen der Wechsel der Hörer den Wechsel der Späße ersetzt." Jean Paul, Aesthetik III, 744. — „Es ist allgemein bekannt, daß die Witzmacherei zu den gelehrten Bocksbeuteln gehört, daß die Witze hergelesen werden, und Jahr aus Jahr ein wiederkommen, wie die Namen der Kalenderheiligen. Ein junger, leider zu früh gestorbener Gelehrte hatte diese Witze von sämmtlichen Hochschulen Deutschlands gesammelt, und wollte sie herausgeben unter dem Namen „Schulwitz, gesammelt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts." Darunter waren immer die Witzmacher angeführt nach Zeit, Ort und Namen, und so bestand das Buch aus lauter Witzen. Der Eine Anfang mag hier schließen: „Meine Herren! wenn Sie das Römische Recht wie einen Schweinebraten hinunter haben, so können Sie das Preußische Landrecht wie einen Schnapps drauf setzen!" Jahn, deutsches Volksthum S. 65. — Unverantwortlich ist es, wenn solche Scherze gar in Zweideutigkeiten oder Possenreißereien ausarten, (wobei die Studenten sofort kraft ihrer akad. Freiheit, s. ob. S. 193. Z. 15 v. u., dem Professor auf die sattsam bekannte Manier wo nicht ad oculos so doch ad aures, demonstriren sollten, daß er nicht den rechten Takt beobachtet!) — So wird z. B. in Herbst's kurzer Biographie („Bibl. christl. Denker II, 328.) von Joh. Müller berichtet, daß demselben der berühmte Orientalist Michaelis durch seine „possenhaften Vorträge" die hebräische Poesie auf einige Zeit ganz

ungenießbar gemacht habe.' Aehnliches findet sich leider! noch jetzt hie und da!

4. „Aber auch Gediegenheit der Kenntnisse, Fluß und Gewandtheit der Rede, Vortrefflichkeit der Methode reichen noch nicht hin, um wahre Liebe zur Sache zu erwecken; der Lehrer muß auch für seine Wissenschaft begeistert seyn, und diese Begeisterung nicht bloß durch das Licht, sondern auch durch die Wärme seines Vortrags zeigen. Was hilft es, wenn, dem Aetna gleich, der Lehrer innerlich glüht, aber seine Stirn Eis bedeckt? Lebendigkeit ist der Charakter der Jugend, das Feuer des Lehrers muß ihr entsprechen. Der unerfahrene und unbefangene Jüngling urtheilt nach dem äußern Schein, darum muß dieser auch mit der innern Trefflichkeit harmoniren. Und wie der dramatische Künstler nur fortreißt, wenn er selbst von der innern Wahrheit des Charakters, den er darstellt durchdrungen, fortgerissen wird, so wird auch, obgleich wir weit entfernt sind, die Katheder zur Bühne machen zu wollen, der Lehrer erst dann seinen Schüler ganz gewinnen, wenn er sich selbst tief ergriffen zeigt von den Vorzügen seiner Wissenschaft, und somit durch sein Beispiel den Beweis führt, nicht bloß im Garten der Poesie, sondern auch unter der Schneedecke der Abstraction könne die Blüthe der Begeisterung sprossen. — Alle sonstige würzende Zuthat mag immerhin verschmäht werden. Namentlich ist das Spiel des Witzes für die Schule ganz ungeeignet, und auch der akad. Lehrer hat Ursache sich zu hüten, seine Zuhörer durch häufige Witzworte zu spannen und von der Hauptsache abzulenken. Ebenso verachten wir allen sonstigen eingestreuten Anecdotenkram. Er unterhält, zieht aber ab, und der Lernende entfernt sich immer mehr von dem Ziele, das er zu erreichen suchen soll, dem nämlich, schon am bloßen Lernen Freude zu finden. Fremdartige, nur auf Unterhal-

tung berechnete Nebendinge ergötzen die Trägen, die nicht lernen wollen, stören die Mittelmäßigen, denen das Lernen schwer wird, und widern die Besten an, die vorwärts streben. Dagegen ist es oft sehr zweckmäßig, Nebenanmerkungen zu machen, zu denen der Unterrichtsgegenstand nur Veranlassung giebt, die aber das weitere Nachdenken des Schülers auf eine anregende Weise beschäftigen können." Drobisch, Philologie und Math. S. 95. Ein treffliches Muster in Hinsicht dieses ächt lebendigen Vortrags war Heyne s. dess. Leben v. Heeren S. 241 ff. — Vgl. Klopstock (Werke 1823. VII, 353.).

„Wenn Du Wissenschaft lehrst, und sie nicht mit lebender Armuth
Vorträgst, gehet der Jüngling, der hört, zu dem lieberen Buche.
Schneller lernt er sie dort, und besser, weil er sie froh lernt.
Aber es kann auch kein Buch den erfreuenden Lehrer verdrängen,
Der mit Beredsamkeit sprechend, den horchenden Jüngling begeistert.
Er bereitet sich vor, wie, wer gefällt auf dem Schauplatz.
Dieß hat er oft zwei Stunden gethan, um eine zu lehren."

§. 91.

Ganz unzweckmäßig und verwerflich erscheint hiernach ein ganz oder doch vorzugsweise auf das Heftablesen oder gar auf das Heftdictiren sich beschränkender Vortrag. Nur ausnahmsweise, wenn der akad. Lehrer kein für ihn passendes Compendium zum Grunde legen kann, (worüber er allerdings allein zu entscheiden hat und ihm nichts von Staats- oder

Curatel wegen vorgeschrieben werden darf), läßt sich das Dictiren kurzer Sätze rechtfertigen, die dann in freiem Vortrage erläutert werden müssen. Uebrigens sind leider! oft an diesem Unwesen bloßer Heftdictirerei die Studenten selbst Schuld, theils weil sie sichs so geduldig gefallen lassen, (habeant sibi!) theils weil sie nicht Capacität und Ausdauer besitzen, um einem durchaus freien Vortrage folgen zu können, theils weil ihre Indolenz heftdictirenden Lehrern oft in dem Grade den Vorzug giebt, daß die andern indirect (weil sie sonst gar kein Collegia zu Stande zu bringen fürchten müssen) gezwungen werden, wenigstens zum Theil sich jener Unsitte zu fügen! — (Infandum regina — —!).

1. Historische Notizen über das Dictiren finden sich in Meiners Geschichte der hoh. Schulen III, 277. und Savigny Gesch. d. R. Rs. im M. A. III, 233 ff. „In den ersten Jahrhunderten war die Lebensmethode auf allen Universitäten ziemlich gleichförmig, (vgl. Savigny Th. III. 232 ff.). Man hielt über die vorgelesenen Texte, oder Stellen einen freien Vortrag; man mochte sie erläutern oder weiter ausführen, oder berichtigen und widerlegen. Erst in der Mitte oder der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fiengen die Artisten in Paris zuerst an, ihren aufgeschriebenen Vortrag den Zuhörern in die Feder zu dictiren. Man untersagte diese neue Methode, und dieses Verbots ungeachtet dauerte sie nicht nur in der Facultät der Künste fort, sondern theilte sich auch den übrigen Facultäten mit. Die Verbote der Dictir-Methode wurden immer wiederholt, und dennoch behielt diese Methode bis in die neuern Zeiten die Oberhand.

Das erste Gesetz gegen die Dictir-Methode ist dasjenige, was die Facultät der Künste zu Paris im Jahr 1355 bekannt machte (ap. Bolaeum IV. 332.). Es

giebt, heißt es in diesem Statut, zweierlei Arten, die Bücher der freien Künste vorzulesen und auszulegen. Entweder reden die Lehrer so, daß die Zuhörer ihnen zwar mit dem Geiste aber nicht mit der Feder folgen können; oder sie dictiren ihnen den Vortrag in die Feder. Nach einer genauen Vergleichung beider Lehrarten haben wir gefunden, daß die erstere den Vorzug verdiene, und eben deßwegen haben wir beschlossen, daß alle unsere Meister forthin so lehren sollen, als wenn keiner unter ihren Zuhörern nachschriebe; gerade so, wie Predigten und andere Reden gehalten werden, oder wie die Doctoren und Meister anderer Facultäten zu lehren pflegen. — Man fürchtete von Seiten der Zuhörer eine hartnäckige Wiedersätzlichkeit gegen die vorgeschriebene Lehrart, indem man zum voraus die Strafe derer bestimmte, welche Meister, die nicht dictiren, durch Zischen und andere Geräusche, oder gar durch das Werfen von Steinen stören würden. Die Dictir-Methode hörte in Paris entweder nie auf, oder kehrte doch bald zurück, und ging so gar in andere Facultäten über. Im Jahr 1389, in welchem die Statuten der Wiener hohen Schule bestätigt wurden, mußte es gar nicht selten seyn, daß Rechtslehrer aus ihren Heften dictirten. Die Statuten untersagten zwar ein solches Dictiren, erlaubten aber doch, daß man zur Unterstützung des Gedächtnisses ein Papier mitbringen dürfe, auf welchem die Hauptpuncte des Vortrags enthalten seyen. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war das Dictiren unter den Rechtslehrern auf der Universität zu Ingolstadt wieder allgemein. Die erneuerten Statuten verboten die Dictir-Methode, und zwar auch deßwegen, weil die Bücher, welche die Zuhörer nachlesen, oder nachschlagen könnten, nicht mehr so selten, als vor der Erfindung der Buchdruckerkunst seyen. Das Verbot blieb nicht lange in Kraft. Dasselbe Verbot ward noch im Jahr

1746 wiederholt, und den Lehrern bloß erlaubt, ihre Zweifel gegen die Sätze der zum Grunde gelegten Lesebücher „ad calamum zu dictiren." Ungefähr um dieselbe Zeit und mit derselben Einschränkung untersagte man in Würzburg das Dictiren der Gottesgelehrten.

Die Jesuiten wurden im sechszehnten Jahrhundert, wenigstens in Italien, die Haupt-Urheber und Verbreiter der Dictir-Methode. So erboßt man aber auch gegen die Jesuiten war, so nahmen doch selbst die öffentlichen Lehrer ihre Lehrart an, um eben so nützlich, als die Jesuiten zu werden. Die Nachtheile dieser Methode zeigten sich sehr bald. Die Lehrer trugen in mehreren Stunden nicht so viel vor, als sie sonst in einer einzigen vorgetragen hatten. Manche junge Leute verschrieben die Hefte der Lehrer in Padua, und ersparten dadurch die Zeit und das Geld, was der akademische Aufenthalt in Padua gekostet hätte. Reiche und vornehme Studirende schickten ihre Bedienten in die Vorlesungen, weil es ihnen verdrießlich war, einen Vortrag, der Wort für Wort dictirt wurde, nachzuschreiben. Es fehlte, wie Riccoboni zu einem dictirenden Philosophen sagte, weiter nichts, als daß auch die Lehrer ihre Bediente zum Dictiren bestellten, damit alles, sowohl das Lehren als das Lernen durch Bediente abgethan werde! — Der hohe Rath in Venedig nannte in einem besondern Rescript von 1592 das Dictiren einen eben so schimpflichen, als schädlichen Mißbrauch, der nicht länger zu ertragen sei. Er untersagte diese Lehrart gänzlich, und verurtheilte Professoren, die alles vom Blatte herlesen würden, jedesmal zu einer Strafe von zwanzig Ducaten, die von dem Gehalt der Lehrer zurückbehalten werden sollte. Dessen ungeachtet ließen die Lehrer in Padua nicht von der einmal angenommenen Dictir-Methode ab. Die Curatoren der hohen Schule meldeten dieses im Jahr 1596 auf das ausdrückliche Verlangen

des damaligen Rectors der Gesammtheit der Aerzte und Artisten, dem großen Rath in Venedig. Der Senat wiederholte wahrscheinlich das ergangene Verbot mit einer neuen Schärfung. Auch da blieb noch Einer hartnäckig beim Dictiren: unter dem Vorwande, daß ein glückliches Gedächtniß kein großes Verdienst sey. Man nannte diesen Widerspenstigen spottweise den Papier-Doctor. Der Spottname half mehr, als alle Verbote. Auch der Papierdoctor ließ seine Hefte zu Hause." Vgl. Savigny Gesch. d. R. R. III. 278, woselbst ebenfalls von Padua berichtet wird, daß im 16ten Jahrhundert das Dictiren so gewöhnlich geworden war, daß die Scholaren oft die Vorlesungen gar nicht selbst besuchten, sondern Andere für sich nachschreiben ließen. — Ueber das Scherzwort Dictator perpetuus vgl. Hugo Encyclop. der Rechtswiss. und Hanhart Erinnerung. an Fr. A. Wolf Einl.

2. Unter die wenigen, allerdings sehr gegründeten Anklagen, die Dr. Diesterweg neuerdings gegen die deutschen Universitäten erhoben hat, gehört ohne Frage die von ihm streng gerügte Unsitte des Heftdictirens, worin er übrigens, wie sich aus Obigen ergiebt, eben nichts Neues vorgebracht, und welches Schleiermacher u. A. neuerdings ebenfalls schon oft und laut genug getadelt haben. Da das Verwerfliche dieser Sache jedem akad. Lehrer einleuchten muß, der nicht völlig bornirt ist (was doch nicht zu präsumiren!), und da sich diese Unsitte dennoch immer noch erhalten hat, so möchte der Grund hiervon keineswegs, wie Dr. D. meint, in der Indolenz der akad. Lehrer, wenigstens sicher nicht in dieser allein, liegen, sondern in den am Schlusse des §. angedeuteten Momenten. Da die Privatdocenten das Princip der Gewerbfreiheit gegen das Monopol der Professoren geltend machen, so könnten die Studenten solche Professoren, die blos oder meistens

dictiren, dadurch leicht auf eine bessere Methode oder ganz außer Curs bringen, wenn sie Provatdocenten, die frei vortragen, gehörig unterstützten; vgl. Michaelis Räsonn. III. S. 2 ff. Einiges hierher Gehörige wird später (in dem §. über Nachschreiben) vorkommen; wir fügen hier nur aus Beneke's Gegenschrift gegen Dr. D. folgende sehr wahre Bemerkungen bei: „Ich stimme Ihnen vollkommen darin bei, daß wir auf unsern Universitäten viel zu viel Heftschreiberei haben, und daß die Beseitigung dieser eines der dringendsten Bedürfnisse für dieselben ist. Aber worin sollen wir die Schuld hiervon suchen? — Ich will uns Universitätslehrer keineswegs ganz von derselben frei sprechen; jedoch möchte sie, genauer betrachtet, uns nur dem kleinern, dem größern Theile nach den Gymnasien zuzuschreiben sein, welche uns im Guten vorangehn sollten, und statt dessen im Schlechten vorangehn. Die meisten Studenten, wie wir sie von den Gymnasien erhalten, sind (wie ich mich durch vielfache Erfahrungen überzeugt habe) wirklich nicht im Stande, auch nur drei Viertelstunden lang ihre Aufmerksamkeit ohne die Unterstützung der Feder bei einem anstrengenden Vortrage festzuhalten. Die Gedanken halten ihnen nicht Stich, verschwimmen unter einander, und so drängen sich fremde Vorstellungen ein. Wie also unsere meisten Studenten einmal sind, müssen wir ihnen sogar rathen, wenn auch nicht Alles, doch Manches aufzuschreiben. Dies würde nun auch in keiner Art ein Uebel sein, vielmehr in der Hinsicht Vortheil bringen, daß dadurch die Reproduktion mehr Sicherheit erhielte, während sonst, besonders wenn mehrere Vorlesungen hinter einander gehört werden, des bleibend Aufgefaßten wenig genug sein möchte. Aber da fehlt es ihnen wieder an der Fähigkeit, aus einer in lebendigem Fortschritt sich entwickelnden Gedankenreihe die regelnden Grundgedanken schnell herauszufinden; und es

entsteht die Gefahr, daß sie die Kerne wegwerfen, und die Schalen aufsammeln. Für die Erwerbung dieser Fähigkeit sollte auf allen Gymnasien durch langjährige, methodisch abgestufte Uebungen gesorgt werden. Wird sich also auch der einsichtsvolle Universitätslehrer allerdings die Aufgabe stellen, der Meinung, als habe man alles gethan, wenn man recht viel „Schwarz auf Weiß" nach Hause trage, und als habe dies irgend als opus operatum einen Werth, durch Rath und That so kräftig als möglich entgegenzuwirken, und dagegen zu einer unmittelbaren lebendigen Auffassung und Verarbeitung des Vorgetragenen aufzumuntern und anzuleiten: so wird er sich doch hier hüten müssen, daß er nicht das Kind mit dem Bade verschütte; und ehe nicht die Gymnasien das wörtliche Nachschreiben gänzlich verbannen, und uns Studirende von höher gebildeter Fassungskraft zuschicken, möchte diesem Uebel schwerlich abgeholfen werden können."

§. 92.

Besondere Erwähnung nur Rüge verdient der nicht selten vorkommende Fehler akad. Lehrer, welche, uneingedenk daß der Studirende erst das Lernen lernen soll (§. 53.) die Wissenschaften selbst ihrem Stoffe nach möglichst vollständig in ihren Vorträgen mitzutheilen trachten, dabei sich in blos gelehrte Kleinigkeitskrämereien verlieren, und überhaupt vergessen, daß die Universität nicht bestimmt ist, bloße Gelehrte zu bilden (§. 50.) sondern auch, und zwar vornämlich, sog. Studirte, zumal da von der Minorität derjenigen, die ausschließlich dem Gelehrtenberuf s. str. sich widmen, vorauszusetzen ist, daß dieselben kraft inwohnenden Triebes und Talentes und des Privatstudiums sich selber schon hinlänglich helfen können, daher der akad. Vortrag auf solche ebenso wenig berechnet seyn darf, als auf die ganz Unfähigen.

Hören (und beherzigen!) wir hierüber, was in dieser Hinsicht erst ganz neuerlich einer unsrer ausgezeichnetsten akademischen Lehrer und berühmtesten Juristen sagt, Thibaut (über die sog. histor. u. nicht-hist. Rechtsschule. Heidelberg 1838; abgedruckt aus dem Archiv für civilist. Praxis, Bd. XXI. H. 3. S. 32 ff.): „Endlich nun noch eine Rüge, und zwar eine recht bittere! Sie betrifft nämlich den Umstand, daß unser akademischer Unterricht mit jedem Tage zweckwidriger wird, und von demjenigen abführt, wegen dessen die hohen Schulen hauptsächlich gestiftet sind, nämlich um junge Männer für den Beruf zu bilden, worin sie nachher im Leben dem Staate dienen sollen. Dem Zuhörer soll also vorzüglich das Nutzbare seines Faches gegeben werden; aber man soll ihn nicht überfüllen, sondern seinen Geist wecken und ihn in das Wichtigste hineinführen, immer bedenkend, daß bei der großen Menge einzelner Vorlesungen in der kurzen akad. Lehrzeit ein Erschöpfen ganz unmöglich, auch oft im höchsten Grade verderblich ist, und daß allein durch das fleißige Fortarbeiten nach Endigung der akad. Jahre das Ziel gehörig erreicht werden kann, daß also der akad. Vortrag nur eine Vorschule zum Zweck der Geistesanregung und des Orientirens ist. Allein die Sucht, mit nutzlosen Micrologien um sich zu werfen, herrscht in unserm ganzen jetzigen wissenschaftlichen Wesen, und dadurch werden oft die besten Köpfe so verdorben, oder mit Spreu ausgefüllt, daß man nichts Tüchtiges in sie hineinbringen kann. — Die häufige Verkehrtheit unserer Gelehrten und Lehrer entsteht augenscheinlich daher, daß man drei Dinge vermengt, welche genau von einander getrennt werden müssen, nämlich: den prüfenden Forscher, den Schriftsteller, welcher auf die Welt durch sein Zusammenstellen wirken will, und den Lehrer, welcher die Jugend auf eine gute Grundlage zu

stellen hat. — Der Prüfende muß die Quellen und den Gegenstand des, von ihm zu behandelnden Stoffes ganz vollständig durchforschen, weil sich aus der sorgfältigen Betrachtung des Kleinen und Kleinsten oft große Folgen für das Größere und Größte ergeben. Daher wäre es lächerlich, wenn ein prüfender Botaniker nicht auch das unscheinbare Geschlecht der Moose mit Sorgfalt untersuchen wollte; und ebenso muß es einem Lehrer des Zustandes der Griechen und Römer zur Pflicht gemacht werden, sich der sämmtlichen, dahin einschlagenden Urkunden zu bemächtigen. Also: Prüfet Alles, aber vergeßt nicht, daß noch der Nachsatz hinzugehört: und das Gute behaltet. Dieß Letzte trifft nun zunächst die Pflicht des Schriftstellers. — Der Schriftsteller soll nämlich das Belehrende zusammenziehen und zur Belehrung der Leser bekannt machen. Er soll also, der Biene gleich, den gefundenen Honig nebst dem Wachs in den Korb eintragen, aber nicht noch dazu die ausgesogene Blume." — (Dieß setzt Thibaut durch Beispiele weiter auseinander, und sodann noch hinzu:) „Ganz unverzeihlich ist es aber, wenn academische Vorträge unzweckmäßig sind, wie es bei uns nur zu viel der Fall ist, insofern darauf häufig Eitelkeit, Bequemlichkeit und Pedanterie der Lehrer einwirken. Aus den beiden ersten entsteht das ewige Reden von sich selbst, das breite Entwickeln der, dem sogenannten Meister geläufigen Lehren, und die, oft völlige Vernachlässigung großer Massen, welche dem Zuhörer gerade die wichtigsten sind. Möchte doch die Catheder-Eitelkeit ganz enden! Sie ist höchst schädlich und geradezu lächerlich. Der Zuhörer, noch unbewandert in dem Lehrfach, hat im Ganzen kein gereiftes Urtheil, also ist sein Lob, wie sein Tadel, etwas sehr Schwaches. Ich habe meinen Zuhörern, ohne daß sie unwillig wurden, mehrfach laut vom Catheder herab gesagt: Euer jetziges Urtheil ehrt

und schreckt mich nicht viel. Als rechte Ehre will ich es mir nur anrechnen, wenn Ihr, nachdem Ihr zehn Jahre im Leben gewirkt habt, mir mit Zufriedenheit nachsagt, daß ich, gesunden Geistes, und väterlich gesinnt, Euch gut für Euren Beruf gebildet habe. Wenn ihr alle mich heute tadelt, so thäte es mir freilich weh; tadeln mich aber nur Einzelne, so darf ich wie Cicero (philipp. VI.) sagen: malui viginti diebus post sententiam meam laudari ab omnibus, quam a paucis hodie vituperari.

Eine gänzliche Tödtung und Verbildung des juristischen Geistes der jungen Männer entsteht aber durch das häufige einseitige Ueberfüllen, durch das tiefe Eingehen in einzelne, dem Zuhörer noch nicht faßliche Kleinigkeiten, und durch verkehrte Nachahmung der Philologen, denen zur Erklärung schwieriger Stellen, wie zur Sprachkenntniß überhaupt, sehr leicht die kleinsten Mikrologien unentbehrlich sind, während sie zu einer pragmatischen Rechtsgeschichte gar nicht gehören. Große Männer haben auch die Gesetze, welche zu einem fruchtbaren Unterricht gehören, seit Socrates und mit ihm gern befolgt. Cujacius, Er, den man ein Weltmeer des juristischen Wissens, und den unermüdlichsten akademischen Lehrer nennen kann, sagt einmal sehr schön: quae scientia est, quae modum non habet ullum? quae fines suos egreditur? quae tota aberrat a praeceptis suis, et summo illo praesertim, nec a Justiniano praetermisso, ut incipientibus iura tradantur levi et simpilici via, ne difficultate tam numerosae ac perplexae scientiae ab hoc studio deterreantur. Kant, dessen Zuhörer ich ein Jahr hindurch war, dachte eben so. Mehrmals hörte ich ihn bei dem Anfange seiner Vorlesungen den Zuhörern sagen: ich lese nicht für die Genies, denn diese brechen sich ihrer Natur nach selbst die Bahn; nicht für die Dummen,

denn sie sind nicht der Mühe werth; aber für die, welche in der Mitte stehen, und für ihren künftigen Beruf gebildet seyn wollen. Danach handelte er stets in seinen, höchst klaren Vorlesungen, und er wich immer in Privat-Gesprächen, und besonders an seiner heitern Mittags-tafel, jedem jungen Mann aus, welcher Dinge auf die Bahn brachte, zu deren Ergründung eine tiefere Vorbildung, und ein ganz gereifter männlicher Verstand gehört. Daher lernten die Jünglinge in Begriff gewisser Tiefen der Kantischen Philosophie von Niemand weniger, als von dem redenden Kant selbst. Als aber der gereifte Philosoph Erhardt (aus Nürnberg) nach Königsberg kam, konnte er nicht müde werden, sich über seine Philosophie mit demselben zu unterhalten, und war darüber so selig, daß er ausrief: ach! könnte ich doch im steten Umgange mit diesem Manne meine letzten Lebensjahre zubringen!

Die jetzige vielfache Verbildung durch Eitelkeit, Pedanterei, und am Ende noch durch Ueberphilosophie der academischen Lehrer, wird auch immer mehr anerkannt. Vortreffliche Theoretiker haben mir schon darüber geklagt, und von bedeutenden Staatsmännern mußte ich oft hören, daß mit den, bloß antiquarisch-elegant dressirten jungen Männern im practischen Leben von Tage zu Tage weniger anzufangen sei. Dieß wird nun zum Unglück um so gefährlicher, da die Regierungen jetzt von einer früheren, unverzeihlichen Unart immer mehr zurückkommen, nämlich davon, daß sie stumpfe, ihnen unbeliebte Männer durch Versetzung in die Obergerichte sich gleichsam vom Halse schafften, und so auf den alten Theil setzten, wo denn aber doch, wenn man sie jetzt fortschafft, ein junger, verbildeter, kecker Substitut von der Scylla in die Charibdis führt. Ich würde auffallende Beispiele angeben, wenn ich mir nicht fest vorgenommen hätte, in dieser Abhandlung jede Persönlichkeit zu vermeiden.

Auch die von der Academie entlassenen jungen Männer fühlen vielfach (ich weiß dieß vollständig!) unsere academischen Gebrechen; und so kann ich mir leicht denken, daß ein von der Natur gut begabter, aber durch seinen Dominus schlecht angeleiteter junger Jurist, im Staats-Examen zum Gefühl seiner praktischen Nichtigkeit, und im Leben zur vollen Ueberzeugung ihres Vorhandenseyns gelangt, mit Rückerinnerung an sein verlornes Geld und an die von ihm nutzlos vergeudete Zeit, seinem egoistischen, pedantischen Lehrer in vollem Unmuthe zurufen könnte: Vare, Vare, redde mihi legiones!"

I.

Ordnung der Vorlesungen.

§. 93.

In Hinsicht auf die bei den Vorlesungen zu beachtende **Ordnung** ist es Hauptregel, den Anfang des akademischen Studiums mit denjenigen allgemeinen Haupttheilen aller Wissenschaft zu machen, deren keine dem wahren Gelehrten ganz fremd bleiben darf, und durch deren vielfältige nähere Bestimmung und Combination alle andern Wissenschaften entsprungen sind. Dieß sind: **Philosophie**, **Mathematik**, **Naturwissenschaften**, **Geschichte** und **Philologie**, nebst der allgemeinen Encyclopädie und Geschichte der Literatur. Mit diesen ist, bevor eine sog. obere Facultätswissenschaft entscheidend gewählt wird, um so mehr zu beginnen (aber auch später sind sie nicht zu vernachlässigen!), als einerseits bornirte Einseitigkeit der Geistesbildung und Unvollkommenheit selbst in jedem einzelnen wissenschaftlichen Fache, dem der Studirende sich besonders widmet, nothwendige Folge von der gänzlichen Vernachlässigung einer oder mehrerer dieser Disciplinen ist, und als andererseits das Stu-

dium derselben auf die ästhetische, politische und moralisch-religiöse Ausbildung großen Einfluß hat. Vgl. E. Schmid a. a. O. S. 50. Beck Grdrß. S. 15. Leider! gestatten die ökonomischen Umstände meistens nicht, sich erst bloß mit diesen allgemeinen Studien zu beschäftigen; auch in diesem Fall muß ihnen jedoch für die ersten Semester der größere Theil der Zeit gewidmet, und nur ein sog. Brodcollegium, höchstens zwei, daneben gehört werden. Vgl. Steffens üb. d. prot. Univ. S. 69. Troxler üb. Basel als Gesammthochsch. d. Schweitz S. 103. Dahlmann Politik S. 291. Jacob Einl. in d. Stud. d. Staatswiss. S. 343. Dess. Studier-Plan für Cameralisten S. 13. Beneke Einl. in d. akad. St. S. 42.

„Menschen sind wir eher, als wir eine Profession ergreifen, und wehe uns, wenn wir nicht auch in unserm künftigen Beruf Menschen bleiben! Von dem, was wir als Menschen wissen, und als Jünglinge gelernt haben, kommt unsere schönste Bildung und Brauchbarkeit für uns selbst her, noch ohne zu ängstliche Rücksicht, was der Staat aus uns machen wolle. Ist das Messer einmal gewetzt, so kann man allerlei damit schneiden. Schärfe und polire deinen Verstand, woran und wozu du willst, genug, daß er geschärft und polirt werde" u. s. w. Herder (X, 91.). — „Gewiß sollte man sich zu allererst zum Menschen bilden, dann zum Gelehrten überhaupt, und dann zum Theologen, Philologen u. s. w." Drobisch a. a. O. S. 38. „Der besondern Bildung zu einem einzelnen Fach muß die Erkenntniß des organischen Ganzen der Wissenschaften vorangehen. Derjenige, der sich einer bestimmten ergiebt, muß die Stelle, die sie in diesem Ganzen einnimmt, und den besondern Geist, der sie beseelt, so wie die Art der Ausbildung kennen lernen, wodurch sie dem harmonischen Bund des Ganzen sich anschließt, die Art

also auch, wie er selbst diese Wissenschaft zu nehmen hat, um sie nicht als ein Sclave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken." Schelling Method. S. 7. Eben so Schleiermacher üb. Univ. S. 57. 78.: „Wie der Unterricht auf der Universität sich gestalten muß, das läßt sich an jeder nur noch mittelmäßig eingerichteten leicht erkennen. Das Allgemeinste nämlich ist Allen gemein, und Alle beginnen damit, und trennen sich erst späterhin auf dem Gebiet des Besondern, nachdem in Jedem sein eigenthümliches Talent und mit demselben die Liebe zu dem Geschäft erwacht ist, in welchem er es vorzüglich kann geltend machen. Alles also beginnt mit der Philosophie, mit der reinen Speculation, und was etwa noch propädeutisch als Uebergang von Schule zu Universität dazu gehört. Nur beruht das Leben der ganzen Universität, das Gedeihen des ganzen Geschäfts darauf, daß es nicht die leere Form der Speculation sey, womit allein die Jünglinge gesättigt werden, sondern daß sich aus der unmittelbaren Anschauung der Vernunft und ihrer Thätigkeit die Einsicht entwickele, in die Nothwendigkeit und den Umfang alles realen Wissens, damit von Anfang an der vermeinte Gegensatz zwischen Vernunft und Erfahrung, zwischen Speculation und Empirie vernichtet, und so das wahre Wissen nicht nur möglich gemacht, sondern seinem Wesen nach wenigstens eingehüllt gleich mit hervorgebracht werde. Denn ohne hier über den Werth der verschiedenen philosophischen Systeme zu entscheiden, ist doch klar, daß sonst gar kein Band seyn würde zwischen dem philosophischen Unterricht und dem übrigen, und gar nichts bei demselben herauskommen, als etwa die Kenntniß der logischen Regeln, und ein in seiner Bedeutung und Abstammung nicht verstandener Apparat von Begriffen und Formeln. Die Aussicht also muß eröffnet werden schon

durch die Philosophie in die beiden großen Gebiete der Natur und der Geschichte, und das Allgemeinste in beiden muß nicht minder Allen gemein seyn. Von der höhern Philologie, sofern in der Sprache niedergelegt sind alle Schätze des Wissens und auch die Formen desselben sich in ihr ausprägen, von der Sittenlehre, sofern sie die Natur alles menschlichen Seyns und Wirkens darlegt, müssen die Haupt-Ideen Jedem einwohnen, wenn er auch seine besondere Ausbildung mehr auf der Seite der Naturwissenschaft sucht; so wie sich kein wissenschaftliches Leben denken läßt für den, dem jede Idee von der Natur fremd bliebe, die Kenntniß ihrer allgemeinsten Processe und wesentlichsten Formen, der Gegensatz und Zusammenhang in dem Gebiete des organischen und unorganischen. Daher das Wesen der Mathematik, der Erdkenntniß, der Naturlehre und Naturbeschreibung Jeder inne haben muß. Jemehr aber ins Besondere hinein, in Geschichtsforschung, Staats- und Menschenbildungskunst, in Geologie und Physiologie, desto mehr auch beschränkt sich Jeder auf das Einzelne, wozu er berufen ist; und an diese Beschränkung wendet sich hernach der Staat mit seinen besondern Instituten für die, welche an der politischen und religiösen Fortbildung, so wie an der physischen Erhaltung und Vervollkommnung der Bürger arbeiten sollen; Institute, welche, wenn sie der Universität nicht ganz fremd und verderbliche Auswüchse auf ihr seyn sollen, sich selbst abhängig erklären und erhalten müssen von der wissenschaftlichen Behandlung der Natur und der Geschichte, und mithin von der Philosophie. —

Es ist gewiß verderblich, daß die Studirenden gleich anfänglich sich können irgend einer andern Facultät einverleiben. Alle müssen zuerst seyn und sind auch der Philosophie Beflissene; aber Alle sollten eigentlich auch in dem ersten Jahre ihres akademischen Aufenthaltes

nichts anderes seyn dürfen. Gewiß sind die Fälle selten, wo sich eine bestimmte Richtung des Talentes schon auf der Schule offenbart, und mit Recht kann man sagen, daß in jedem solchen Falle nur desto nothwendiger sey, den Jüngling, wenn er für die Wissenschaft gedeihen soll, eine Zeitlang im Allgemeinen derselben aufzuhalten, damit sein allgemeiner Sinn nicht ganz unterdrückt werde von der vorherrschenden Gewalt des besonderen Talents. Möchte man doch bald dahin kommen, die Jünglinge nur zum Studiren überhaupt der Universität zuzuschicken. Wenn sie sich ein Jahr nehmen dürfen, um sich in den Principien festzusetzen, und sich von allen wahrhaft wissenschaftlichen Disciplinen eine Uebersicht zu verschaffen: so wird diese Zeit nicht verloren seyn; während derselben wird am sichersten ihre Gesinnung, ihre Liebe, ihr Talent sich entwickeln; sie werden untrüglicher ihren rechten Beruf entdecken, und des großen Vortheils genießen, ihn selbstständig gefunden zu haben."

Anm. Neuerdings hat Thiersch (üb. gelehrte Schulen Abth. II. H. 2.) wiederholt sich gegen die Trennung und Voranstellung der allgemeinen Studien, wie selbige auf den süddeutschen Universitäten Statt findet, erklärt. Gewiß ist auch der dort eingeführte schulmäßige Zwang in dieser Hinsicht ganz verwerflich; eben so wenn jene Trenuung wirklich so weit geht, daß die Studirenden Gefahr laufen, im leeren Formalismus sich zu verirren. Allein wenn es damit so, wie Schleiermacher es angiebt, gehalten wird, und wenn durchaus der freien Entschließung der Studenten es anheim gestellt bleibt, welche und wie viel Disciplinen aus der philosophischen Facultät sie hören wollen; so ist jene Einrichtung gewiß vorzuziehen.

§. 94.

Was insbesondere das Studium der eigentlichen Philosophie betrifft, mit welchem, theils weil es vorzugsweise den Verstand schärft, theils weil es zur allgemeinen menschlichen Ausbildung unerläßlich ist (S. 150.), anzufangen ist, so beginnt man es am zweckmäßigsten (wie auch allgemein üblich) mit dem der Logik und Psychologie, auf welche sodann das der Ethik s. lat. oder der practischen Philosophie (Ethik s. str. oder Moralphilosophie, philosophischen Rechts- und Staatslehre oder des sog. Naturrechts und der Politik), sowie hierauf das der Theorie des Erkenntnißvermögens (s. g. Kritik der Vernunft) in Verbindung mit der durch dieselbe allererst begründeten s. g. Metaphysik, folgen muß, hierauf das der Aesthetik und Religionsphilosophie (welche von Manchen auch zur practischen Philosophie gerechnet wird), und zum Schlusse das der Geschichte der Philosophie. Vgl. Herbart deduc. Plan zu Vorles. üb. d. Philos. Derselbe üb. philos. Studium. Fries Logik S. 633. Metaphysik S. 52. Beneke Einl. in d. ak. Stud. Vorles. IV und V. Uebrigens darf das Studium der Philosophie nicht dem der übrigen Wissenschaften oder dem Leben selbst entfremden, nicht in dialektische Spiele oder Kunststücke, leerer Abstractionen, Grübeleien und Spitzfindigkeiten ausarten, am wenigsten in das Auswendiglernen einer vornehm klingenden, abstrusen Terminologie oder hohlen Phraseologie, wie leider! heutzutage bei uns Deutschen öfters der Fall ist. Vgl. Tittmann Blicke auf d. Bild. uns. Zeit S. 58. Beneke Kant u. d. phil. Aufgabe unsr. Zeit S. 73 ff.

1. „Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
„Zuerst Collegium *logicum!* u. s. w."

Es ist gewiß, daß die früher herkömmliche scholastische Logik keineswegs ein wahres Bildungsmittel war und den bekannten Mephistophelischen Spott verdient, aber eben so gewiß, daß man neuerdings die Logik in einen ganz anderm Geiste als ächte Denk-lehre und Denk-kunst vorzutragen pflegt, wo sie dann, wie auch die im gleichen Sinne vorgetragene Erkenntnißlehre und sog. Metaphysik allerdings als trefflichste Propädeutik aller Wissenschaft angesehen werden kann. „Giebt es ja ein geistiges Mittel, bei unserm Verstande so etwas zu leisten, als das Bewaffnen bei den Magneten ist: so sind es gewiß die allgemeinen Fertigkeiten, welche durch ein wohleingerichtetes Studium der Vernunftlehre und der Grundwissenschaft, mit einander verbunden, erhalten werden. Denn da die erstere das Wie, die zweite das Was, welches bei allen Arten von Sachen und Gegenständen gedacht, überlegt und erforschet werden kann, im Allgemeinen darstellet: so führet die Uebung in diesen allgemeinen Aussichten von sich selbst auf eine nähere Art zu den beiden Fertigkeiten, worin die allgemeine Verstandesstärke bestehet. Zuerst sind die in ihnen bearbeiteten Begriffe allgemeine Notionen des Verstandes, die in allen besondern Arten von Kenntnissen vorkommen, und deren Verbindung in der Phantasie den Verstand gleichsam mit allgemeinen Fasern und Formen erfüllet, woran jedwede Gattung von den näher bestimmten Ideen sich leichter und schneller anleget, indem diese immer einige Elemente enthalten, die in jenen auch sind, und also selbst mit ihnen zusammenfallen. Dieß verschafft also eine Leichtigkeit in der Vorstellungskraft, Ideen und Begriffe zu fassen [1]). Hierzu kommt zweitens, daß eben diese Allgemeinheit der Ideen es nicht zuläßt, daß sie für sich uns interessiren; weswegen die Art der Thätigkeit des Verstandes, indem man sie faßt, überdenkt und

1) Vgl. Tetens a. a. O. Erster Versuch XIV.

verbindet, uns von selbst wichtiger wird, als die Sätze selbst, die man herausbringt. Und dieß lenket die Denkkraft mehr dahin, daß sie zu ihrer Uebung und Verstärkung arbeitet, als für das Gedächtniß. Indessen ist es gewiß, daß von dieser letzten Seite betrachtet das Studium der Mathematik viele Vorzüge vor der Metaphysik haben würde, wenn die Anwendung der Reflexion in der ersten nicht einförmiger wäre, als in den philosophischen Wissenschaften. In den letztern muß die höhere Erkenntnißkraft auf alle mögliche Art wirksam seyn, und jede ihrer Wirkungsarten kommt mehrmalen vor und so, daß ohne eine gewisse Intension der Kraft die Absicht, die man sich macht, nicht erreicht werden kann. Daraus entsteht eine mannichfaltigere und mehrseitige Fertigkeit, die den Namen einer allgemeinen Verstandesstärke noch mit größerem Rechte verdient, als die Fertigkeit bloß Größen zu vergleichen." Tetens philos. Versuche II, 401.

2. „Die Philosophie ist Anfang, Mitte und Ende aller Studien auf der Universität, sie ist das immanente, belebende Princip aller Doctrinen. — Aber die Philosophie ist nicht eine leere, getrennte Einheit, nicht eine Abstraction, die sich von dem allgemeinen Leben isolirt, sie ist die bewußte Einheit, wie aller Verhältnisse des sich in sich besinnenden, so des sich entwickelnden Geistes, und diejenigen Zeiten preisen wir vorzüglich glücklich, in welchen diese Macht besonnener geistiger Vereinigung alle Verhältnisse des Lebens durchdringt." Steffens üb. geh. Verbind. S. 6. Vgl. Schleiermacher in d. in vor. §. mitgetheilten Stelle. Schelling philos. Schrift. I, 291. Herbart üb. philos. Stud. S. 2. Fries Logik §. 124. Metaph. §. 7, 9. Scheidler Psychol. I, 132. Beneke Philos. in ihren Verh. z. Erfahrung S. 4 ff., Derselbe Unsre Universit. S. 26, 34. u. Tittmann Blicke

auf d. Bild. unsr. Zeit a. a. O. Leider! wird diese so richtige Ansicht, daß die Philosophie der wahre wissenschaftliche Geist überhaupt ist, der in allen Wissenschaften so wie im Leben selbst sich offenbaren soll, namentlich heut zu Tage nur zu sehr verkannt, und in Hinsicht auf die vornehme Isolirung derselben wäre allerdings W. Menzels Rath zu beherzigen: „Die Philosophie thäte besser, dem verlassenen Menschengeschlecht in der Incarnation in niedern Wissenschaften zu erscheinen, als bloß, ein verhüllter Gott Vater, in den Wolken zu thronen, die ein Professor um sein Katheder verbreitet!" Hier einige gute Regeln von Jean Paul [1]) in Beziehung auf das Studium der Philosophie, bei welchem nur zu häufig das *jurare in verba* (des zuerst gehörten oder grade auf der Universität Mode seienden) *magistri* vorkommt. „Soll ich dich ungewarnt und unbewehrt in die philosophische Judengasse laufen lassen, gleichgültig, ob sie dich für den Portikus, oder für das Lyceum, oder die Akademie, oder für Epikurs Gärten wegpressen? — Denn leider ist für einen jungen Menschen das erste System, das wenigstens etwas auf so viele dunkle Fragen seiner Brust antwortet, immer despotisch; er müßte ein zweites bei sich führen, um das erste abzuwehren. — Ich gebe dir, ehe du dich in den Luftballen der Philosophie einschiffst, folgende Fallschirme oder Le Roux-Mützen mit. Hier nimm den ersten Fallschirm, aber faß' ihn recht an, Hans! Der logische Zusammenhang eines Systems und die Leichtigkeit womit es recht viele Erscheinungen beantwortet, sey dir kein Zeichen seiner Richtigkeit, weil falsche oft dasselbe führen. (Dieß

---

1) S. dessen Briefe und bevorsteh. Lebenslauf. S. 236. (Dieses ganze Schreiben an seinen Sohn Hans Paul über das Studium der Philosophie verdient nachgelesen zu werden.

setzt J. P. dann vollständig auseinander). — Schlimm würdest du es haben, Paul, wenn du die ausgekernten hohlen Wörter der jetzigen Philosophie als Saamen zu Thaten brauchen wolltest; es würde nichts lebendiges aufgehen. Und gegen die vollblütigen Triebe, gegen die eindringenden Versuchungen würdest du an ihnen ungefähr eine Mauer haben wie die im Shakspear ist [1]) — nämlich ein wenig Mörtel und ein Stein von Peter Schnauz gehalten! — — Beschütze gegen die Despotie jedes Systems deine höhere poetische Freiheit durch das Studium aller Systeme und unähnlicher Wissenschaften. Lerne philosophisches Maaß an den Alten und am brittischen Koloß, Bacon, der wie der rhodische mit seiner Leuchte den Schiffen, die unter seinem Leib durchstreichen, lange nachleuchtet. Lerne sokratische Freiheit und Form an Plato, Wieland, Lessing und Bayle. Lerne Stoff aus Hemsterhuis, Jacobi, Leibnitz und Bacon. Und gehe besonders nie unter Philosophen, ohne eine Kronwache von Physikern, Geschichtsschreibern und Dichtern um dich zu haben. Zumal von letztern. Alle Wissenschaften und Zustände nehmen auf ihrem höchsten Thabor die poetische Verklärung an, wie alle Götter nach Macrobius nur Verkleidungen des Apollo sind. Die Dichter hängen den Kopf wieder mit dem Herzen zusammen; und ohne sie wird deine Philosophie, die mehr die Freuden, als Leiden wegzudisputiren versteht, bloß zu einem hellen Mittag, wo kein Regenbogen möglichst ist und doch die schwersten Gewitter. — Vorzüglich handle! O, in Thaten liegen mehr hohe Wahrheiten, als in Büchern! Thaten nähren den ganzen Menschen von innen, Bücher und Meinungen sind nur ein warmer nahrhafter Umschlag um den Magen. Statt daß die jetzigen mat-

1) Sommernachtstraum.

ten, liebelosen Philosophen, gleichsam zerbröckelnde, von der Sonne kalcinirte Lichtmagnete, nichts mehr lieben, als ein — Auditorium, und gleich den Kindern im Scharlachfieber, nur heiße Stirnen, aber kalte Hände (zum Handeln) haben, wird dann bei dir der Baum der Erkenntniß mit dem Baum des Lebens ablactirt, herrlich treiben und tragen. Und dann wird dir ein Gott den Glauben zeigen, dessen Wurzeln mit dir geboren wurden und den die Winde des Lebens nicht umreißen und unter dessen Zweigen du Schatten und Düfte und Früchte findest."

Anm. Uebrigens sollen mathematische u. philosophische Collegia aus physiologischen und psychologischen Gründen nicht (wie gewöhnlich!) auf die Nachmittagsstunden fallen; vgl. Drobisch a. a. O. S. 79. und Ideler Anthropol. S. 249.

§. 95.

In dem besondern Fach (der s. g. Berufswissenschaft) befolge man, so weit es angeht, die natürliche Ordnung, d. h. man schicke den Disciplinen, welche andere voraussetzen, diese voran. Ueberhaupt das Allgemeine vor dem Besondern, das Leichtere vor dem Schwerern, die Principien vor den Anwendungen, das Empirische vor dem Rationalen. Indessen kommt wegen des innigen Zusammenhangs aller Wissenschaften (vgl. §. 31.) und wegen der Unmöglichkeit, daß auch auf der am stärksten mit Lehrern besetzten Universität zu gleicher Zeit Alles gelesen werde, und endlich weil ja vollständige Erlernung der Wissenschaften selbst nicht Hauptzweck des akademischen Studiums ist, nicht so sehr viel auf die strengste Befolgung eines sog. Studienplans an.

Wieland hat in seinem „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens" den Satz aufgestellt:

„Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiedenen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollten, damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe." Dagegen bemerkt Lessing (Literat. Briefe No. 10. W. Th. XXX. S. 33.): „Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist u. s. w." Und Herder stimmt vollkommen Lessingen bei (Entwurf d. Anwend. dreier akadem. Jahre, Werke z. Theol. Th. XV. S. 16.): „Der Studiosus muß hören, was zu seiner Zeit, auf der Akademie, in den Jahren, von dem Mann oder den Männern, die er vorzüglich nützen möchte, gerade gelesen wird; er kann die Akademie nicht umschaffen, er kann sich nicht plötzlich alles, wie es ihm beliebt, auftischen lassen und wählen." Vgl. Tittmann Best. d. Gel. S. 139., der richtig bemerkt, daß unser Geist mehr in Sprüngen, im Fluge, als in abgemessenen Schritten, vorwärts strebt, und gerade hieran gewöhnt werden solle, damit er nicht schwerfällig, nicht langsam werde.

Anm. 1. Es ist auch ein Vorurtheil, daß man über alle Disciplinen Collegia höreu müsse. Vgl. Scheidler Staatsr. u. polit. Prüf. u. s. w. S. 135. F. A. Wolf Leben v. Körte I, 58. 69. 343. Reinhard Geständnisse S. 52. und Tittmann Best. d. Gel. S. 138. 142. „Das zu viel Lehren ist dem zu viel Regiren ganz ähnlich. Es ist nicht bloß nicht förderlich, sondern hinderlich. Der Geist, der gewöhnt wird zu allem gestoßen zu werden, kann keinen eigenen Schwung, keinen freien Flug nehmen. Schulmäßige Lehre über das, was nur der Genius geben kann, hält leicht die eigene Bewegung zurück. Nicht bloß falsche oder minder geschickte Lehre hat

ihren nicht zu berechnenden Nachtheil, sondern das zu viele Lehren an sich ist Blei an den Flügeln." „Es kann leicht seyn, daß es besser wäre, einen Theil der Wissenschaft, selbst einen Hauptzweig gar nicht zu hören, als bei einem Geistlosen, dessen Vortrag auch den Geist des Zuhörers tödtet oder irreführt, da doch der Werth des Vortrags, ja die Gabe aufzuregen und zu begeistern, Bedingung des Vorzugs des mündlichen Unterrichts ist. Sehr leicht wird derjenige weiter kommen, der, veranlaßt durch Mangel an Gelegenheit, über einen Zweig der Wissenschaft einen guten Vortrag zu hören, bloß aus Büchern seine Belehrung darüber schöpft, als derjenige, der an dem Unterrichte eines kaum bis zur Mittelmäßigkeit sich erhebenden Lehrers sich genügen läßt. Mancher Gelehrte ist in dem besondern Zweige seiner Wissenschaft, in welchem er sich hervorgethan hat, dadurch vorzüglich stark geworden, daß er, der Gelegenheit befriedigende Vorlesungen gerade über diesen Zweig zu hören ermangelnd, sich selbst darin durch Bücher und eigenes Streben den Weg zu suchen genöthigt gewesen ist."

„Man muß Gelegenheit, wo sie sich zeigt, benutzen,
„Und vor Verlegenheit, wo sie erscheint, nicht stutzen!"
Rückert W. d. Br. II, 199.

Anm. 2. Ueber Lectionspläne und Zahl der Collegia vgl. Beck Grundriß S. 16 ff.

§. 96.

Eine wichtige Regel hierbei ist: Universalität der wissenschaftlichen Bildung, da der Hauptzweck der Universität Erweckung des Geistes der Wissenschaftlichkeit ist (vgl. ob. §. 53.). Daher suche man den Geist und das Wesen der einzelnen Wissenschaft im Ganzen zu fassen, und sich immer des organischen Zusammenhangs aller

einzelnen Theile bewußt zu werden und zu bleiben. Wichtigkeit der Neben- und Hülfswissenschaften, und gründlicher Einleitungen. Vgl. Fichte deduc. Plan S. 49. Diesterweg üb. Schleiermachers Lehrmethode S. 16. Friedemann Paränesen II, 76 ff. 97. Planck Encycl. d. theol. Wiss. I, 13. Lücke Leben Plancks S. 47. E. Henke üb. Stud. d. Rechtswiss. Vorr. S. VII ff. XXXII. Müllner Allg. Elementarlehre d. richt. Entscheidungskunst S. 297.

„Eine jede Wissenschaft in ihren engern Bezirk eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu den allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten." Lessing. (W. XXX, 34.) „Das Abpflöcken der Felder der Wissenschaften mag seinen großen Nutzen haben bei der Vertheilung unter die Pächter; aber den Philosophen, der immer den Zusammenhang des Ganzen vor Augen hat, mahnt seine nach Einheit strebende Vernunft bei jedem Schritte auf keine Pflöcke zu achten, die oft Bequemlichkeit und oft Eingeschränktheit eingeschlagen haben." Lichtenberg. (vgl. Schelling Method. S. 43. Wyß Vorlesf. I. S. 192.). Es ist ein Bedürfniß und ein Gebrechen in jeder Wissenschaft, was von der Physik witzig und treffend Lichtenberg (Verm. Schr. Bd. IX. S. 14.) sagt: „Wenn sie fortschreiten soll, so sind unumgänglich mehr Köpfe nöthig, die das Ganze umfassen. Wir wollen wissen, was der Pallast ist, den wir bewohnen, und nun kommt Einer und bringt ein Splitterchen von der Thürschwelle und zeigt, daß er einen — Zahnstocher daraus geschnitzelt habe, und daß er an's Licht gehalten auch brenne. Dann schlägt ein Zweiter ein Stück von einem Dachziegel ab,

und zeigt, daß es Eisenerde, etwas Kieselerde und Thon enthalte. Der Dritte fällt über ein Thürschloß her; ein Vierter über das Getäfel, und Jeder findet, daß das ganze Gebäude aus Zahnstochermaterie zusammengesetzt sey!"

II.

Wahl der Lehrer.

§. 97.

Diese bestimmt sich durch die Einsicht in das wahre Wesen des akad. Studiums (§. 54.) und des Kathedervortrags, indem man unter mehrern Lehrern desselben Fachs denjenigen wählen muß, welcher den in dieser Hinsicht erörterten Erfordernissen am meisten entspricht, also mit öffentlichem Credit der Gründlichkeit ächte Lehrgaben, namentlich also einen lebendigen Vortrag verbindet und — nicht blos dictirt! Doch muß das Wesentliche des guten Vortrags sorgfältig von dem Unwesentlichen unterschieden werden, so wie auch der s. g. Applausus, dessen sich ein akad. Lehrer erfreut, kein sicheres Kriterium wahrer Lehrgaben ist, da, wie schon ein Alter (Strato) in dieser Hinsicht bemerkt hat, es kein Wunder ist, daß es mehr Menschen giebt, die sich lieber baden, als salben wollen. Vgl. E. Schmid Allg. Encycl. S. 52. Beck Grundriß S. 8. Nösselt III, 193. Michaelis Räsonn. II, 109. IV, 203 ff. Thiersch II, 149. Danz S. 26. Note. — Ueberhaupt muß der Student soviel wie möglich dem eignen Urtheil und nicht blos der Tradition seiner Commilitonen, bei der Wahl der Lehrer zu folgen suchen (worauf sich auch die Freiheit und Sitte des sog. Hospitirens bezieht), und darf namentlich gehässigen Insinuationen und andern aus persönlichen Interessen hervorgehenden Warnungen oder Empfehlungen keinen blinden Glauben schenken; vgl. Hase Anti-Röhr

1837. S. 139 ff. Auch verdient, besonders in Beziehung auf die dermalen herrschende Parteiungen in der Philosophie und Theologie, die alte, zugleich ächt protestantische Regel beherzigt zu werden: *audiatur et altera pars*! Vgl. Beneke d. Philos. im Verhältn. z. Erfahr. S. 36. Lichtenberg V. Schr. I, 154. Amtliches Gutacht. eines offenbar. Gottesgel. u. s. w. 1830. S. 40. Ullmann theol. Bedenken u. s. w. 1830. S. 42 ff. Baumgarten-Crusius Ueb. Lehrfreiheit u. s. w. 1830. S. 19 ff.

1. Einige der gewöhnlichsten falschen Ansichten über den Vorzug akad. Lehrer berichtigt v. Savigny a. a. O. in folgenden Worten: „Es ist irrig, den Werth eines Lehrers abzumessen nach den Entdeckungen, die er selbst in der Wissenschaft gemacht hat, und die er in seinen Vorlesungen mitzutheilen pflegt. Zwar wird durch diese Neuheit des Inhalts das lebendige Interesse an den Vorlesungen in dem Lehrer selbst und in den Schülern erhöht, und so der wahre Zweck gefördert werden können; an sich selbst aber ist sie diesem Zweck fremd, und wie ein trefflicher Lehrer gedacht werden kann, welcher niemals die Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert hat, so kann einem Andern die Wissenschaft viel verdanken, welcher als Lehrer wenig leistet. Es ist auch irrig, obwohl sehr gewöhnlich, den Werth eines Lehrers nach dem guten Vortrage abzumessen. Zwar wird die Leichtigkeit, womit der Lehrer seine Gedanken richtig und geschmackvoll in mündlicher Rede ausdrückt, dem wahrem Zwecke förderlich seyn, und es wird von vielen Lehrern allzuwenig Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gewendet, indem hierin mit Absicht und Bewußtseyn mehr geschehen kann, als man meist anzunehmen pflegt. Dennoch nimmt diese Eigenschaft in der Reihe derjenigen, welche den vorzüglichen Lehrer bilden, nur eine untergeordnete Stelle ein, und wird meist

überschätzt. Zu allen Zeiten hat es Lehrer gegeben, welche bei gutem, ja glänzendem Vortrage wenig wirkten; Andere, welche kaum einen Satz richtig und ohne Anstoß zu Stande bringen konnten, und doch den Geist der Wissenschaft in ihren Schülern erweckten. Das kommt daher, daß jene bei aller Leichtigkeit der Rede nicht hatten, was der Mittheilung werth war, während in diesen das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleiben konnte. Es ist aber nicht zu sagen, wie oft von dieser Seite der wahre Werth eines Lehrers verkannt wird, vorzüglich durch die Bequemlichkeit der Schüler, und zu ihrem eignen großen Schaden." „Nahe verwandt mit dem eben gerügten Mißverständniß ist das andere, nach welchem der Werth eines Lehrers ausschließend nach dem Grade der Anregung bestimmt wird, die durch ihn den Zuhörern zu Theil wird. Freilich wer Nichts in Anderen anregt, der ist zum Lehrgeschäft untauglich; umgekehrt aber darf der Anregung nur in sofern Werth zugeschrieben werden, als es **gute** Kräfte und Richtungen sind, die in dem fremden Geiste hervorgerufen werden. Wer also den Schülern die wissenschaftliche Aufgabe recht hoch stellt, und ihnen jeden, auch den geringsten Fortschritt in ihrer Lösung als ein würdiges Ziel ihrer Anstrengung erscheinen läßt, wer sie so zu unermüdeter Forschung anregt, und zu so strengen Forderungen an sich selbst, vor welchen aller Dünkel schwinden muß, der ist der wahre Lehrer. Wer sie aber dahin führt, sich an oberflächlichem Thun und leerem Schein zu befriedigen, und in eitlem Hochmuth abzuurtheilen, wo nur durch aufrichtige Anstrengung der ganzen Kraft des Geistes ein wahrer Besitz errungen werden kann, der hat seine Schüler auch angeregt, aber zu ihrem Verderben, so viel sie ihn auch preisen mögen in ihrer Bethörung."

„„„Sieh, ob dein Feuer brennt? — Hier hast du
Licht!““ —
„So sagt der eitle Lehrer dir. Der Aechte
„Schürt dir dein eignes Feuer an mit Eisen.“
L. Schefer Laienbrevier I, 238.

2. Der sog. Applausus ist zwar (bei Concurrenz und wenn er fortdauert) ein ziemlich sicheres Kennzeichen der Güte des Vortrags, doch gelten auch hier oft Ausnahmen. Es findet sich nämlich manchmal, daß unrechtliche Mittel gebraucht werden, um Zuhörer zu „werben.“ Darüber war schon vor Alters häufig Klage, vgl. Meiners Gesch. Th. III. S. 268; über die auch in den jetzigen Zeiten noch hie und da vorkommende sog. Katheder-herrschaft, vgl. Schwarz Heidelb. Jahrb. 1827 S. 632 und Hugo Encyklop. d. RsW. S. 48 (ed. 7.) — Leo (Jahrb. für wiss. Kritik 1829. S. 566) rechnet ebenfalls den Studentenzulauf zu den unächten Kriterien der Lehrerfähigkeit, „da es ja bekannt ist, daß auch Platitude ihr Publicum, und weil die meisten Menschen ordinär zu seyn pflegen, in der Regel ein größeres hat, abgesehen noch davon, daß eine gewisse Classe von Studenten denen Kleinviehheerden vergleichbar ist, die, wenn der Leithammel über einen Stock springt, alle an derselben Stelle springen, selbst wenn der Stock nicht mehr da ist“ (!!). — Jedenfalls ist gewiß, daß bloßes Vorurtheil über die Wahl des Lehrers um so weniger entscheiden sollte, als überhaupt das Handeln auf bloße fremde Autorität hin an sich schon ganz verwerflich und mit dem Hauptzweck des akadem. Lebens, Bildung zur Selbstständigkeit, ganz im Widerspruch ist, ohnehin auch das im Anfange der Vorlesungen Jedem frei stehende Hospitiren ja Jeden in den Stand setzt, selbstständig zu wählen. Nihil magis praestandum est quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua

itur. Seneca de vita beata c. 1. — Eine beachtungswerthe Bemerkung Göthe's stehe noch hier: „Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende sehr bedrängt sind, erwähne ich hier beiläufig. Professoren, so gut wie andere in Aemtern angestellte Männer, können nicht Alle von Einem Alter seyn; da aber die jüngern eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den ältesten Professoren dagegen sind Manche schon lange Zeit stationär, sie überliefern im Ganzen nur fixe Ansichten, und, was das Einzelne betrifft, vieles, was die Zeit schon als unnütz und falsch verurtheilt hat. Durch beides entsteht ein trauriger Conflict, zwischen welchen junge Geister hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittlern Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zum Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann." Göthe, Aus meinem Leben. Buch 6. (W. XXV. 53.)

III.

Haupterfordernisse zur Benutzung der Vorlesungen.

§. 98.

Diese ergeben sich aus dem Zweck des akad. Studiums und aus der Natur des in der Regel bloß akroamatischen oder Kathedervortrags, bei welchem dem Lehrer die meisten äußern Hülfsmittel, die Selbstthätigkeit des Zuhörers zu erwecken und rege zu erhalten, entgehen; daher diesen Mangel der Schüler selbst durch seine eigene Bemühungen zu ersetzen suchen muß. Aus

der Beantwortung der Fragen: was hat der Zuhörer vor, in, und nach den Vorlesungen zu thun? ergiebt sich die Nothwendigkeit 1) einer gründlichen Vorbereitung, 2) einer gespannten, auf das Wesentliche gerichteten, steten (und nicht durch unzweckmäßiges Nachschreiben gehinderten) Aufmerksamkeit auf den Vortrag, und 3) einer sorgfältigen Repetition des Gehörten: Vgl. Kiesewetter Hodegetik S. 149 ff. Beck Grundriß S. 7.

Mephistophiles: „Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag.
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag,
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,
Damit Ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch Euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der heilig' Geist!

Schüler: Das sollt Ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen."!!

§. 99.

Die Vorbereitung muß das Gemüth zur Aufnahme des Saamens, der in dem Hörsaal ausgestreut wird, empfänglich machen, und ist so nothwendig, wie die Bestellung des Feldes vor dem Säen, da offenbar der Saame, auf ein Brach- oder Stoppelfeld geworfen, das noch gar nicht aufgerissen oder zubereitet wäre, gar nicht zur Saat aufkeimen, sondern vom Winde weggeführt oder von den Vögeln des Feldes gefressen werden würde. Siebelis a. a. O. S. 39. Sie ist auch um deswillen unerläßlich, damit der Student mit dem Gegenstand des jedesmaligen Vortrags im Allgemeinen

schon so weit bekannt ist, um nicht durch die Neuheit des Stoffs verhindert zu werden, selbstständig denkend ihn aufzufassen, und um namentlich (was die Hauptsache!) die organische Verbindung der einzelnen Lehren unter einander oder den systematischen Zusammenhang desto besser einsehen zu können; Vgl. Kiesewetter Hodegetik S. 150 ff. von Jacob Einl. in d. Stud. d. Staatswiss. S. 331. Wolf Leben von Körte I, 55.

„Ut ager quamvis fertilis sine cultura fructuosus esse non potest, sic sine doctrina animus; ita est utraque res sine altera debilis.“ *Cicero* tusc. q. II. 5. — Dem Endzweck des akademischen Unterrichts gemäß darf sie aber natürlich nicht im bloßen „Einstudiren der einzelnen Paragraphen“ bestehen, oder im bloßen Durchsehen des Compendiums, (dem sonst sog. „prävidiren;“ Hugo jurist. Encyklop. S. 50. ed. 7.). Vielmehr muß sie theils eine allgemeine, — die das Ganze der Wissenschaft betrifft, und vornämlich durch die Uebersicht des Plans oder der Probleme ein lebhafteres Interesse erwecken soll, — theils und vornämlich eine partielle oder specielle seyn, die in einem langsameren, angestrengteren selbstständigen Durchstudiren ganzer einzelner Lehrstücke (Capitel) besteht.

Anm. Wegen dieser Wichtigkeit der Vorbereitung sollte jeder akad. Docent entweder nach einem Lehrbuche oder doch einem Grundrisse, und mit Zuziehung eines Handbuches lesen, und abseiten der Studenten einem solchem Docenten der Vorzug gegeben werden.

§. 100.

Während des Vortrags ist ununterbrochen gespannte Aufmerksamkeit (und namentlich Richtung derselben auf den erwähnten organischen Zusammenhang des Einzelnen) unerläß-

lich, und dieß um so mehr, da dem akademischen Lehrer nicht so wie Privat- oder Gymnasiallehrern äußere (disciplinarische) Mittel zustehen, dieselbe zu erzwingen. Bernhardi Organisat. d. gel. Schul. S. 266. Die Aufmerksamkeit ist ihrem Begriffe nach Association des Willens mit gewissen Vorstellungen, deren Beachtung ein besonderes Interesse hat (Fries Logik S. 70.) Psych. Anthrop. I, 5. Schubert Gesch. d. Seele S. 813. Insofern ist die Gewöhnung an dieselbe zugleich Mittel zur Willenskräftigung oder Charakterentwicklung, zumal auf der Universität, wo sie immer aus durchaus freiem Entschlusse hervorgehen soll oder darf. Unaufmerksamkeit oder Zerstreuung ist daher immer ein Zeichen einer gewissen Schwäche des Geistes oder Charakters, und ihre äussern Zeichen störend für die Commilitonen und entmuthigend für den Lehrer, so wie dagegen Aufmerksamkeit für diesen der schönste Lohn und Sporn zu neuer Thätigkeit. Das beste Mittel die Aufmerksamkeit immer rege zu halten und zu üben ist selbstständiges auserwählendes Nachschreiben, so wie das beste Einschläferungsmittel langes oder vieles Heftdictiren! Vgl. Hoffbauer Gesch. d. Univ. Halle S. 118. Wohlfarth a. a. O. S. 168. Tittmann Best. d. Gel. S. 140. C. Schmid a. a. O. S. 52.

1. Frustra docemur, si quicquid audimus praeterfluit. Quintil. (Inst. or. XI. 2. 1, vgl. Herder im Sophron, W. X. 32.). „Ab amore literarum et doctorum est *attentio* mater studiorum. Attentio est tanquam manus, qua arripiuntur omnia. Liberalitas frustra est, ubi non est, qui accipiat, aut ubi est, qui manibus elabi stipem patiatur. Contra attentio excludit aliam ergitationem. Acuit illam doctoris alacritas (vgl. ob. S. 294. Z. 8.), et ipsa vicissim excitat et auget studium doctoris.

Non sine causa multitudinem sequuntur auditores et doctores. Martial. in epist. ad L. XII. epigr. „Si quid, inquit, est in libellis meis, quod placeat, dictavit auditor.“ Est contagio felix animorum humanorum. Excitat auditor studium. Contra est etiam noxia. Oscitans oscitationem alterius excitat.“ *Gesner Isag.* in erud. univ. I. p. 61.

2. „Aufmerksamkeit, mein Sohn, ist, was ich dir empfehle:
„Bei dem, wobei du bist, zu seyn mit ganzer Seele.
„Wenn du an Andres denkst, als was dein Lehrer spricht,
„So hörst du dieß nur halb, und in dir haftets nicht“ u. s. w.

Rückert W. d. Br. II, 185.

„Das Gähnen, das, mein Sohn, beim Lernen dich beschleicht
„Ein Zeichen ist es, daß Aufmerksamkeit entweicht.
„Bei aufgesperrtem Mund ist selbst das Ohr geschlossen
„Das äußre, mehr noch ist das inn're dann verdrossen“ u. s. w.

Derselbe IV, 7.

Studenten sind ja per hypothesin „belesene Leute“ (in den Classikern [1]), und wissen daher ohne weitere Erinnerung, daß einst ein Römischer Censor einen Bürger der in der Volksversammlung vor langer Weile unwillkührlich gähnte, fast in Strafe derhalb genommen hätte, und dieser sich nur mit der Entschuldigung durchhalf, von der (bekanntlich sehr contagiösen) Krankheit der

1) „Es giebt jetzt nichts als Polyhistors die alles gelesen haben, — nur die Alten nicht!“

Jean Paul.

Sähnsucht grade befallen gewesen zu seyn! *Gell.* Noct. att. IV. 20. vgl. Hüllmann Staatsrecht des Alterthums S. 249.

3. Das Nachschreiben, nämlich das selbstständige und auserwählende, ist das beste Mittel, die Aufmerksamkeit rege zu halten, so wie überhaupt ein sehr wichtiges Bildungsmittel. „Man lernt dabei, sagt Herder im Sophron (X. 34.), was man schreiben und nicht schreiben dürfe, lernt, einen fließenden Vortrag auf seine Hauptsätze zurückbringen, und in die kürzeste, schönste Bemerkung bilden. Man lernt schreibend am besten, was die Absicht des Lehrers bei diesem, jenen Vortrag sey! ob er habe erläutern oder erweitern? ob verbessern oder ausbilden wollen? Durch Nachschreiben des Erwähltesten, des Besten, was uns der Lehrer sagt, bekommt man Lehrer und Arbeit gewiß lieber, ja das Buch lieber, über welches man gehört hat." — Aehnliches sagt Herder in dem Entwurfe der Anwendung dreier akad. Jahre. (W. XV. 29.). „Der Lehrling schreibe dem Lehrer nach, das Merkwürdige nämlich, und insonderheit was er zu vergessen glaubt. Schon dadurch, daß man (selbstständig) nachschreibt, sondert und digerirt man mehr die Gedanken; auch sind diese Nachschriften künftig eine reiche Materie zur Prüfung, auch der Art, wie wir unsere ersten Ideen erfasset haben. Wir können sie sicherer verbessern, wenn wir sie geschrieben vor uns haben, auch die spätern Schriften des Lehrers und seinen wachsenden Fleiß besser brauchen. Zu dem sind sie, wie die Lehrbücher selbst, über die wir hörten, eine angenehme Erinnerung unsers ersten Fleißes, unsers erwachenden Geistes und der schönsten menschlichen Lebensjahre [1])." — Ganz verwerflich ist dagegen

1) Tachygraphie oder Stenographie sind für das Nachschreiben wichtig. Nondum lingua suum, dextra peregit opus! *Martial.*

das bloße Dictiren (vgl. ob. S. 303 ff.). Einerseits hindert es alle Selbstthätigkeit des Studirenden, andrerseits schadet es der Aufmerksamkeit, indem es den Zuhörer verleitet, auf Alles, was der Lehrer nicht dictirt, auch nicht zu achten, denn (meint er im Stillen), wäre es etwas wichtiges, so hätte es der Lehrer gewiß dictirt! Dieser Letztere, der dieß natürlich sehr bald bemerkt, ist dann seinerseits wirklich genöthigt, Alles Wissenswürdige in die Feder zu sagen, und so wird dann der Hörsaal zu nichts als einer — Heftmanufactur! Was Wyttenbach in der vita Ruhnkenii p. 75. seq. für das Dictiren gesagt hat, bedarf noch großer Einschränkung. Vgl. Niemeyer Grundſ. d. Erzieh. und d. Unterr. II. 49.; Hanhart Erinn. an F. A. Wolf S. 8. — „Das Sprichwort: Wer gut schmiert fährt gut! wenden Lehrer und Schüler falsch an, wenn sie glauben, es ließe sich etwas in den Kopf hineinschreiben. Durch Hefte haftet wenig im Gedächtniß." F. L. Jahn. Neue Runen S. 14., (ähnliches sagt schon *Caesar* bell. Gall. VI. 14. „fere plerisque accidit, ut praesidio literarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant.") Die viel Nachschreibenden sollten sich auch immer an eine Anecdote von Antisthenes (Diog. Laert. VI, 1. §. 3.) erinnern, welcher von einem jungen Menschen gefragt, was er nöthig hätte, wenn er seinen Lehrstunden beiwohnen wollte, antwortete: δεῖ βιβλιαρίου καινοῦ, γραφείου καινοῦ, πίνακος καινοῦ, wobei er in der Aussprache ein wenig die Sylben des Wortes καινοῦ trennte. Auch entgegnete Antisthenes Einem, der sich beklagte, daß er seine Denkschriften verloren: [illegible] hättest sie in die

---

Vgl. die Anleitung zur Tachygraphie, Jena 1814 bei Schreiber; und Mosengeil, Lehrb. d. deutschen Stenographie, Jena 1819 bei Schmid.

Seele, nicht auf Blätter schreiben sollen. Vgl. Siebelis Schulschr. S. 39. Voß Briefe I, 162. Jean Paul Leben III. S. 115. — Hippel (üb. d. Ehe, Werke V. 61.) sagt: „beiläufig will ich noch gestehen, daß ich vorzüglich in den ersten Stunden meinen Herrn Zuhörern auf den Dienst laure und mit einer Art von Zuverlässigkeit bestimme, weß Geistes Kinder sie sind. Ein Jeder befolgt meine Bitte und schreibt mir nach; allein ein großer Kopf schreibt auf einen Zettel, ein mittelmäßiger auf einem Quartblatte, und ein dummer auf einem ganzen Bogen!"

§. 101.

Besonders wichtig ist die Wiederholung (Repetition) des in den Vorlesungen Gehörten; denn gleichwie in physischer Beziehung das bloße Aufnehmen der Nahrungsmittel noch nicht schon das Ernährungsgeschäft selbst ist, so ist auch in geistiger Beziehung das selbstthätige Verarbeiten („Verdauen") die Bedingung aller eigentlichen Assimilation. Die Repetition muß demgemäß kein bloßes Gedächtnißwerk seyn, und wird meistens am zweckmäßigsten in Gemeinschaft mit Freunden vollbracht werden. Auch muß sie sich nicht auf die Erinnerung an die bloßen Resultate oder den Lehrstoff beschränken, sondern vornämlich auf die Vergegenwärtigung der Methode oder der Wege, welche der Lehrer bei der Verdeutlichung der Begriffe oder Begründung der Urtheile und Schlüsse einschlug, gerichtet seyn (vgl. ob. S. 165 ff.). Vgl. Kiesewetter Hodegetik S. 152 ff. E. Schmid a. a. O. S. 52. Nösselt a. a. O. III, 222. Hippel Lebensläufe II, 266.

„Jeden Abend wiederhole man pythagoräisch die Ideen und Eindrücke des Tages; nur nicht aus dem Heft, sondern lebendig, aus freier Erinnerung der Seele, der

im Gespräch mit seinen Mitgenossen und Freunden. Dieß ist bildender als die todte Wiederholung des Buchstabens." Herder a. a. O. Wyttenbach empfiehlt in seinen Eclog. historic. (praefat.) eine vierfache Wiederholung, nämlich eine tägliche, wöchentliche, monatliche und halbjährige (in den Ferien). Vgl. Siebelis a. a. O. S. 43. Ueber das Repetiren lassen sich übrigens nicht wohl ganz allgemein gültige specielle Regeln aufstellen, weil hierbei das meiste auf die besondere Natur der verschiedenen Wissenschaften ankommt. Z. B. in der Jurisprudenz und Theologie muß offenbar mit der Wiederholung des Inhalts der Vorlesungen das Nachschlagen der Hauptstellen in den Quellen selbst verbunden werden. In den Disciplinen der medicinischen und philosophischen Facultät wird es meistens am passendsten seyn, ganze Lehrstücke im Zusammenhange zu recapituliren u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

Die öffentlichen Uebungsstudien (practischen Collegia).

§. 102.

Da nach dem früher Nachgewiesenen (§. 54, 61.) der Hauptzweck der Universität Bildung des Studirenden zur Selbstständigkeit in der Wissenschaft, oder zur Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs ist, um theils die Wissenschaft selbst dereinst weiter zu bringen, theils zur Führung wissenschaftlich begründeter Geschäfte theoretisch gehörig vorbereitet zu seyn; so muß der Studirende nicht blos hören,

und das Gehörte lernen, sondern vornämlich sich auch üben, und zwar wiederum unter Anleitung eines Lehrers. Dazu sollen nun die sog. öffentlichen Uebungsstudien oder practischen Collegia dienen, die nach ihrer näher bestimmten Einrichtung Examinatorien, Conversatorien, Disputatorien, Elaboratorien, Declamatorien, philologische, historische, homiletische, catechetische Seminarien oder Gesellschaften, juristische, cameralistische, ökonomische u. s. w. Praktika, Klinika u. s. w. heißen, von deren zweckmäßiger Einrichtung und unabläßlicher Benutzung der wesentliche Erfolg des akademischen Studiums noch weit mehr, als von meist passiver Besuchung der Vorlesungen abhängt. C. Schmid a. a. O. S. 55. Beck Grundriß S. 9. Dessen Prog. de ingeniis academiarum. Lips. 1809. Kiesewetter Hodegetik S. 165. — Es ist eben so irriges Vorurtheil zu glauben, daß diese Uebungen nur Nebensache, die Besuche der Lehrvorträge alleinige Hauptsache seyen, als daß die zweckmäßige Theilnahme an diesen praktischen Anstalten sich auf das letzte Jahr oder Halbjahr des Universitätslebens beschränken müsse. Letzteres gilt nur von den praktischen Uebungen im engern Sinne, welche schon eine vollständige Kenntniß der Theorie voraussetzen (z. B. juridische, homiletische, medicinische Praktika); wogegen die mehr theoretischen Uebungen (z. B. Examinir- und Disputirübungen u. s. w.), eigentlich mit allen Hauptcollegien verbunden werden sollten. Blos über diese lassen sich allgemeine Regeln aufstellen. Vgl. Wurm krit. Versuche u. s. w. S. 218 ff. Danz Encycl. d. th. W. S. 27 ff. Schwarz die Schulen u. s. w. S. 265. Marcus Leben v. Klein S. 31. Heims Leben v. Keßler I, 203.

„Der wissenschaftliche Geist, der durch den philosophischen Unterricht geweckt ist, und durch Wiederanschauung des

vorher schon erlernten aus einem höhern Standpunkt sich befestiget und zur Klarheit kommt, muß seiner Natur nach auch gleich seine Kräfte versuchen und üben, indem er von dem Mittelpunkte aus sich tiefer in das Einzelne hineinbegiebt, um zu forschen, zu verbinden, eigenes hervorzubringen und durch dessen Richtigkeit die erlangte Einsicht in die Natur und den Zusammenhang alles Wissens zu bewähren. Dieß ist der Sinn der wissenschaftlichen Seminarien und der praktischen Anstalten auf der Universität, welche alle durchaus akademischer Natur sind. Daher auch beide Benennungen wieder in die Universität hineinspielen, und sie oft hohe Schule genannt wird, und dann wieder Akademie. — Daher es Unverstand ist, zu behaupten, Universitäten dürften solche Anstalten nicht haben, weil sie nur für Akademien (im engern Sinne) gehörten.“ Schleiermacher üb. Univ. S. 39.

Anm. Ueber die Schädlichkeit der zu früh unternommenen, eigentlich praktischen Uebungen, z. B. des Predigens, vgl. Herder Entwurf u. s. w. (W. z. Th. u. Rel. XV, 54.). Vgl. überhaupt auch Thilo üb. akad. Vortrag S. 95 ff.

„Ein Kind, das läuft vorm Jahr, geschieht ihm sonst kein Schade,
„Kriegt krumme Beine doch, die nie mehr werden grade.

„Mein Sohn, erst lerne stehn, eh' du versuchst zu gehn;
„Wer sicher gehn will, muß durchaus erst sicher stehn.“

Rückert W. d. Br. II, 178.

Vgl. Nösselt a. a. O. III, 95. Erinnerungen an F. A. Wolf S. 14. Sailers Briefe aus allen Jahr-

hunderten. Samml. V. 1804. S. 144 ff. Reinhard Geständnisse S. 38 ff. (R. räth, allerdings bald einen Versuch mit Predigen zu machen, um zu erproben, ob die Brust es gut aushält [1]), De Wette Theodor I. S. 52. Selbstbiographie eines Landpredigers S. 165. Erasmus Leben v. Adolf Müller 1828. S. 127. Auch Hippel (Lebensläufe I, 324. 327 ff.) hat gute Rathschläge, welche wohl in keiner Homiletik so practisch veranschaulicht seyn möchten. — Man beherzige vor Allem Luthers guten Rath (Körte's deutsche Sprüchwörter I, 265.): „Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf!"

§. 103.

a) Examinatoria. Diese sind gleichsam Repetitionen in einer höhern Potenz, und sollen nicht bloß dazu dienen, das Gelernte dem Gedächtniß tiefer einzuprägen, sondern vielmehr die Selbstthätigkeit des Schülers üben, ihn gewöhnen, seine Aufmerksamkeit willkührlich und schnell auf Gegenstände zu richten und dabei festzuhalten, das Object aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, mehrere Gegenstände auf einmal zu übersehen, und seine Vorstellungen deutlich und bestimmt ausdrücken zu lernen.

„Examina auf der Universität sind nicht sowohl im Geiste des Wissens, als in dem der Kunst zu halten. In diesem letztern Geiste ist jede Frage des Examinators, wodurch das Wiedergeben dessen, was der Lehrling gehört oder gelesen hat, als Antwort begehrt wird, unge-

1) Uebrigens ist es unrecht, wenn man, falls der erste Versuch etwa kein günstiges Resultat liefert oder verunglückt, nun gleich den Muth verliert und keine Kanzel wieder besteigen will. *Labor omnia vincit improbus* gilt auch hier. Denkt an Demosthenes! (*Cic. de orat.* I, 61.).

schickt und zweckwidrig. Vielmehr muß die Frage das Erlernte zur Prämisse machen, und eine Anwendung dieser Prämisse in irgend einer Folgerung als Antwort begehren." Fichte deducirter Plan u. s. w. S. 15., vgl. S. 67.

Anm. 1. Es ist durchaus vorzuziehen, statt ein sog. Hauptcollegium bei demselben Lehrer (oder auch bei zweien dieselbe Wissenschaft auf gleiche Weise behändelnden Lehrern) zum zweitenmal zu hören, ein Examinatorium darüber zu besuchen.

Anm. 2. Ueber Repetenten und die Fortbildung durch ihre Beihülfe. Thörichter Wahn, durch sie das in ganzen Jahren Versäumte während einiger Wochen oder Monate nachholen oder ersetzen zu können! Beck Grundriß S. 10. Hugo jurist. Encyclop. S. 53.

§. 104.

b) Conversatoria. Diese unterscheiden sich von den Examinatorien dadurch, daß bei ihnen mehr der Lehrling fragt, um die ihm gebliebenen Dunkelheiten und Lücken aufgehellt und ausgefüllt, und seine Zweifel und Einwendungen gelöst zu erhalten. Sie sind eine sehr wesentliche (leider! in der neuern Zeit sehr abgekommene) Form des akademischen Unterrichts (Schleiermacher S. 88.).

„In den Conversatorien, in denen der Lehrling fragt, und der Lehrer zurückfragt über die Frage, entsteht ein expresser Socratischer Dialog, innerhalb des unsichtbar immer fortgehenden Dialogs des ganzen akademischen Lebens." Fichte a. a. O.

§. 105.

c) Elaboratoria. Diese bestehen in schriftlich zu lösenden Aufgaben, die an alle Theilnehmer gerichtet, und de-

ren Lösungen entweder von dem Lehrer selbst, oder von den Zuhörern einer Kritik unterworfen werden. Ueber die bei solchen Recensionen zu beachtenden Regeln vgl. Kiesewetter Hodeg. S. 172. und E. Schmid a. a. O. S. 58. Ihr Zweck ist theils Uebung in der Kunst des schriftlichen Vortrags eines wissenschaftlichen Stoffs überhaupt, theils Darlegung des Grades der Herrschaft, den man über denselben erlangt hat.

„Alle durch schriftliche Ausarbeitungen zu lösenden Aufgaben an den Lehrling müssen ebenfalls nicht im Geiste des Wissens, sondern in dem der Kunst gestellt werden, und also, daß nicht das gelernte wiedergegeben, sondern etwas anderes damit und daraus gemacht werden solle, also, daß erhelle, ob und in wie weit der Lehrling jenes zu seinem Eigenthume, und zu seinem Werkzeuge für allerlei Gebrauch bekommen habe. Der natürliche Erfinder solcher Aufgaben ist zwar der Meister; es soll aber auch der geübtere Lehrling aufgefordert werden, dergleichen sich auszusinnen, und sie für sich oder für andere in Vorschlag zu bringen. — Es dürfte vielleicht nicht überflüssig seyn, der Erwähnung solcher Aufgaben noch ausdrücklich die Bemerkung hinzuzufügen, daß nicht bloß in dem apriorischen Theile der Wissenschaft, sondern auch in ganz empirischen Scienzen solche, die Selbstthätigkeit des Auffassens erkundende, Aufgaben möglich seyen. In der Philologie, der Theologie u. s. w. ist ja wohl bekannt, daß diese Fächer der eignen Combinationsgabe und Conjecturalkritik ein fast unermeßliches Feld darbieten, wobei, gesetzt auch, die Ausbeute wäre nicht von Bedeutung, dennoch die Selbstthätigkeit des Geistes geübt und dokumentirt wird. Aber auch der Lehrer der Universalgeschichte könnte, meines Erachtens, ein nicht wirklich eingetretenes Ereigniß fingiren, mit der Aufgabe an sein Auditorium, zu zeigen, was bei

diesem oder diesem von ihnen erlernten Zustande der Welt daraus am wahrscheinlichsten erfolgt seyn würde; oder der des Römischen Rechts irgend einen Fall, mit der Aufgabe an sein Auditorium, das aus dem Ganzen der Römischen Gesetzgebung hervorgehende, und in dasselbe organisch einpassende Gesetz für diesen Fall anzugeben. Es würde aus dem Versuche der Lösung dieser Aufgaben ohne Zweifel klar hervorgehen, zuvörderst, ob seine Zuhörer die Geschichte oder das Römische Recht wirklich wüßten, sodann, ob und in wie weit sie diese Scienzen in ihrem Geiste durchdrungen, oder dieselben nur mechanisch auswendig gelernt hätten." Fichte a. a. O.

Anm. Ueber Preisaufgaben und Theilnahme an ihrer Lösung vgl. ob. S. 252 ff., wohin auch das Wort des *Tacitus:* sublatis studiorum praemiis ipsa studia peritura, und das bekannte: dulce est digitis monstrari et dicier hic est! gehört. *Heyne* opusc. academ. vol. III. p. 216 sq. Pütter Versuch akad. Gelehrtengesch. II, 310. Brandes über Göttingen S. 258. Saalfeld Gesch. d. Univ. Götting. S. 543. *Eichstadii* Annal. academ. Jenens. vol. I. p. 307 sq.

§. 106.

d) Disputatoria. Unter dem Disputiren im eigentlichen Sinne als dem wissenschaftlichen Streit oder dem auf Belehrung (nicht bloß auf Motion der Lungen und Zungen) gerichteten gelehrten Gespräch wird der Austausch von Gedanken verstanden, um durch wechselseitigen Widerstand endlich Einhelligkeit der Urtheile oder der Erkenntniß der Wahrheit durch die Beseitigung aller ihr entgegenstehenden Einwendungen hervorzubringen. Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn 1) von beiden Seiten wirklich guter Wille da ist (denn durch bloßes Geschwätz und Un-

achtsamkeit oder sich recht dumm stellen kann man freilich jede Gedankenfolge eines Andern von sich abhalten), 2) wenn alle sog. Consequenzmachereien, Wortstreitigkeiten und Sophistereien vermieden werden; 3) wenn man den Streit nicht als Zweck, sondern als Mittel zur Ausgleichung der Meinungen, und den Gegner ebenfalls immer als einen das gleiche Ziel (die Wahrheit) anstrebenden, also eigentlich als einen Befreundeten betrachtet, ihn also immer human behandelt; 4) wenn man sich nicht begnügt, den Gegner bloß zu widerlegen oder ihn ad absurdum zu führen, sondern ihn zu überzeugen, indem man den Schein, der ihn zum Irrthum verleitet, aufdeckt und ihm deutlich macht. Fries Logik §. 131. S. 622. Schulze Logik S. 212 ff. Bachmann Logik S. 519 ff.

Ueber die Disputirübungen in der gewöhnlichen scholastischen Form finden sich bei Kiesewetter (Hodegetik S. 168.) ausführliche Bestimmungen und Regeln. Gute Bemerkungen über die Disputationes *pro loco* finden sich in Bachmanns Logik S. 528.

Dritte Abtheilung.

Methodik des Privatstudiums.

Erster Abschnitt.

Vom Privatstudium überhaupt.

§. 107.

Theils der eine Hauptzweck des akad. Studiums, die Erweckung des wissenschaftlichen Geistes und Erziehung zur wissenschaftlichen Selbstständigkeit, theils die Unmöglichkeit, in allen Fächern diese Erweckung und Erziehung blos durch mündliche Vorträge vollständig zu bewirken, theils endlich die Nothwendigkeit, den bedeutendern Theil der dem Studirenden bleibenden Muße auf eine zweckmäßige Weise auszufüllen, macht die Ergänzung des öffentlichen Studiums durch das Privatstudium unerläßlich, welches in die drei Haupttheile, das wissenschaftliche Selbstdenken, die Lectüre und das Componiren oder selbstständige Ausarbeiten zerfällt. Auch ist das Privatstudium für den zweiten Hauptzweck des Universitätslebens, die Ausbildung des Willens zur Charakterfestigkeit, dadurch von hoher Wichtigkeit, weil es zur Uebung der Tugenden des Fleißes, der Beharrlichkeit, Selbstbeherrschung die beste Gelegenheit giebt. Vgl. Nösselt III, 191. Danz S. 30, Tittmann Best. d. Gel. S. 132 ff. 145. Siebelis Schulschrift. S. 16. 45. 78. Friedemann Paränesen S. 217 ff. Beck Grund-

riß S. 47. Schütz Anweisung, wie Studirende ihre Studien zu Hause einrichten sollen. Jena 1785.

„Schon in den Jahren des zum Jünglinge erwachsenden Knaben ist die Erwägung, das eigne Studium die Hauptquelle seines Wachsthums an Kenntnissen und Einsicht, und jede Schulerziehung ist verfehlt, die nicht dahin ausgeht, daß zuletzt der Unterricht des Lehrers nur eine Anleitung zu eignem Studium gibt. Der zum Bewußtseyn erwachende Mensch ist mit reger Kraft und starkem Vermögen ausgerüstet, nicht durch unsre Weisheit, sondern durch Gottes Gnade, die sich den Knaben und Jünglingen wie den Alten erweiset, und wir ältern stehen an geistigen Vorzügen bei weitem nicht so hoch über der Jugend, als es sich unsre Eigenliebe gern einbildet. Tritt nun der in guter Pflege der Gymnasien gediehene Jüngling zu den Studien auf der Universität über, aus den Uebungen, die seinen Geist zu stärken, sein Urtheil zu schärfen, seine Fertigkeit der Theilung und Verbindung zu mehren berechnet waren, tritt er mit der Vorbereitung zur Wissenschaft in das Gebiet der Wissenschaft ein, so ist ein Gedeihen in ihr und durch sie nur in so weit möglich, als seine freie Thätigkeit durch den Unterricht selbst unterhalten und genährt, seine Selbstbestimmung für die Fächer seiner Neigung geweckt, sein eigenes Fortschreiten auf der geöffneten Bahn erzielt, Lust und Freude an sich selbst und an seinen Geschäften genährt, und aus diesem allem der wissenschaftliche Geist, in ihm aber die Seele, der Segen derselben entwickelt und gepflegt wird. Die Vorträge der erlesensten Professoren, welche bei Darlegung gründlicher Gelehrsamkeit mit überlegnem Geiste die große Kunst der wissenschaftlichen Methode entfalten, sind zwar

nicht allein, doch hauptsächlich im Stande, jenen Geist zu wecken, der belebend und gestaltend über der Masse des Wissens waltet. Durch sie für sich selbst und für die Wissenschaft gewonnen, wird der Jüngling bei weiterer Ausbildung in ihrem Felde die Lücken, die neuen Bedürfnisse gewahr werden und ihnen zu genügen bedacht seyn, sey es, daß er über das ihm Fehlende den Vortrag von Männern hört, die zwar nicht von der Größe seiner geistigen Führer und Pfleger, aber doch durch genaue Kenntniß und zweckmäßigen Vortrag ihm die meisten Mittel und Wege des Wissens mit sattsamer Genauigkeit ergänzen, oder er wird gleichen Beistand aus Werken zu schöpfen bemüht seyn, die von ausgezeichneten Männern des Faches alter oder neuer Zeit geschrieben sind." Thiersch üb. gelehrte Schulen II. S. 119. Aehnlich Baumgarten-Crusius in Friedemanns Paränesen S. 217. „Hauptsächlich ist zu bedenken, daß die Lehrstunden nur Anleitung geben, Kräfte erregen, Weg zeigen, Irrthümer verbessern können, daß aber die wahre und vollständige Bildung aus dem Privatfleiße hervorgeht. Hier sucht der Jüngling seine Arbeit, prüft seinen Willen und seine Kraft an ihren Schwierigkeiten, lernt den Umfang der Grenzen kennen, in denen er sich bewegen soll, hier steigen die eignen Ideen in seinem Geiste auf, und er lernt sie frei und unabhängig aussprechen, und mit dem Eingelernten in Verbindung bringen. Wenn die ersten Meister ihre Talente an einen jungen Menschen verwendeten, und wenn ein Engel vom Himmel herabstiege, es würde doch nur eine Maschine hervorgebracht werden, die sich bewegen und schieben läßt, aber nicht ein gebildetes Wesen, das sich und Andern klar werden soll" u. s. w.

§. 108.

Die erste und wichtigste Voraussetzung oder Bedingung eines erfolgreichen Privatstudiums ist ächter Fleiß (vgl.

oben §. 78.), durch welchen als eigentlichem Hebel der Arbeitskraft unendlich viel ausgerichtet werden kann; gleichwie auch nach den Gesetzen der Mechanik große Lasten mit geringen Kräften gehoben oder fortbewegt werden können. Vgl. Klinger Werke IX, 74. Zur Erweckung dieses Fleißes dient für Studirende vorzüglich das Beispiel ausgezeichneter Gelehrter.

Vgl. oben S. 266 ff. Auch die neuere Gelehrtengeschichte kennt viele Muster außerordentlichen Fleißes, z. B. Luther (s. d. Leben von Ukert II, 28. vgl. Seidel Gesch. u. Hist. Lutheri 1582. S. 96.); Melanchthon; Kalvin (dieser predigte alle Tage u. d hielt daneben noch fünf Collegia); Erasmus (der nicht nur zahllose Bücher herausgab, sondern auch mit den berühmtesten Gelehrten in ganz Europa einen beständigen Briefwechsel hatte, so daß er oft an einem Tag mehr als 40 Briefe schrieb und zwar dieß Alles bei einer schwächlichen Gesundheit und namentlich Gicht im Arm: s. Erasmus Leben von Ad. Müller S. 361.); ferner Bayle, Leibnitz (vgl. oben S. 267.); Muratori (dieser sammelte 41 Folianten und 30 Quartanten); Junius (J. G. Müller Bekenntnisse Th. II. S. 217.); Budäus (dieser studirte regelmäßig jeden Tag 12 Stunden und nur an seinem Hochzeittage blos — vier [1])! s. Siebelis a. a. O. S. 59.); Leonh. Euler (er schrieb 14 Bände in 8, und 31 in 4 der tiefsinnigsten mathematischen Schriften, und gab daneben 681 einzelne Abhandlungen und Aufsätze heraus, wovon manche mäßige Quartbände ausmachen und zwar war er in den letzten 17 Jahren seines Lebens des Gesichts fast völlig beraubt, vgl. Kries

1) Es ist dieß derselbe Budé, der die charakteristische und weltbekannte Antwort gab, als einst ein Bedienter ihm meldete, daß sein Haus brenne: „Sag Er es meiner Frau; Er weiß, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere.“ S. Erasmus Leben von Müller S. 244.

Vorrede zu seiner Uebers. d. Eulerschen Briefe an eine deutsche Prinzessin); Mosheim (er schlief wechselsweise eine Nacht, die andere durchwachte er); Winkelmann (er studirte bis nach Mitternacht, ging dann selbst in kalten Winternächten nicht zu Bett, sondern schlief in einem Pelz auf einem Lehnstuhl bis um 4 Uhr, um gleich wieder fortstudiren zu können; s. Winkelmanns Leben von Fernow W. I, S. 5.); Joh. Müller (er schrieb an seiner Schweizergeschichte von 7 — 12, und las dann unausgesetzt von 2 — 11 in den Alten u. s. w.). Andere Beispiele ergeben die Biographieen von Michaelis (von Böttiger in Eberts Ueberlieferungen), Reiske (Selbstbiogr.), Heyne (Biogr. v. Heeren S. 26. 325.), Lambert (Leben v. Huber), Reinhard (von Böttiger), Plank (von Lücke), Heim (II, 57. 90. vgl. oben S. 270.), Dinter (Selbstbiogr. S. 339. vgl. Evang. Kirchenzeit. 1828. No. 2.). In Schwarz's Schulreden S. 19. finden sich noch viele andere Beispiele.

§. 109.

Nicht weniger wichtig ist sorgfältige Benutzung der Zeit, mithin eine zweckmäßige Eintheilung und Ersparung derselben (vgl. ob. §. 84 ff.) besonders durch Kürze des Schlafes sowie richtige Wahl der Gegenstände der Beschäftigungen; ferner Beharrlichkeit in der festgesetzten Ordnung der Arbeiten, sofern die Art oder Natur derselben dieses gestattet, und Uebung in der Concentration der Thatkraft; welches Alles nicht bloß für die wissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch für die Ausbildung des Charakters förderlich ist.

1. Gehörige Ordnung und Maß im Schlaf ist das beste Zeitersparungs- und Restaurationsmittel. Daher auch Platon (de legib., de republ.), Aristoteles (Eth.) und neuere Philosophen, Politiker und Pädagogen (Mon-

taigne Essais I, 44. Filangieri Syst. d. Gesetzgeb. Th. IV, S. 99. VI, S. 23., d. Anspach. Uebersetz., Locke über die Erziehung §. 21. u. A.) darüber Regeln ertheilen. Die wichtigste ist ohne Zweifel die des Frühaufstehens (d. h. um 5 nach Mitternacht im Winter, und um 4 Uhr im Sommer, weil die Morgenluft am geschicktesten ist, dem physischen Organismus, nachdem derselbe hinlänglich geruht hat, die für Geistesarbeiten so förderliche Munterkeit zu geben [1]) — Namentlich verschafft auch, wie Filangieri a. a. O. bemerkt, die größere Elasticität, die sie den Fibern giebt, dem Auge großen Vortheil [2]). Auch macht Locke a. a. O. §. 21. die hierher gehörige Bemerkung, daß, wenn man sich frühzeitig zum Baldschlafengehen und Frühaufstehen gewöhnt hat, man nicht nur in den spätern Jahren nicht die schönste Lebenszeit mit Faullenzen und Bettliegen verderben, sondern auch aus Widerwillen gegen das lange Aufsitzen von vielen gesellschaftlichen Zerstreuungen sich gern zurückziehen, und so noch vielfache andere Vortheile von jener Gewöhnung haben wird [3]).

1) „Früeh uffsto isch de Gliedere gsund,
„Es macht e frische frohe Muth. —
„Und was me früeih um vieri thut,
„Das chunnt eim z' Nacht um nüni gut." Hebel.

2) Es ist irrig, daß das Arbeiten bei Licht im Winter den Augen schade; selbst wenn das Licht einen etwas unvortheilhaften Einfluß ausübte, so könnte dieser durch die Macht der Gewöhnung gewiß neutralisirt werden; denn wer im Sommer immer um 4 Uhr aufsteht, und im Herbst um 5 Uhr, wird erst im October und zwar Anfangs nur wenige Minuten Licht brauchen und so jeden Tag einige Minuten mehr, wodurch sich das Auge nach und nach daran gewöhnt.

3) Selbst in nationalökonomischer Beziehung wäre das Frühaufstehen und früh zu Bette gehen von Wichtigkeit. So hat Franklin berechnet, daß man in Paris allein, wenn man früher aufstände und eher zu Bette ginge, jährlich nicht weniger als 96,075,000 Franken gewinnen würde, zufolge

Hierher gehören auch die bekannten Sprichwörter: Morgenstunde u. s. w.; Aurora musis amica, früh auf, führt hoch auf u. s. w. So auch der türkische Spruch (Hammers Morgenl. Kleeblatt.):

„Geh mit den Hühnern zur Ruh und beginn mit dem Hahne das Tagwerk!"

Ferner auch Shakespears Wort (in Antonius und Kleopatra):

„Zur Arbeit, die man liebt, steht man früh auf,
„Und geht mit Wonne dran."

Und das des Fackeltragenden Prometheus in Göthe's Pandora (XL, 381.):

„Der Fackel Flamme morgendlich dem Stern voran
„In Vaterhänden aufgeschwungen kündest du
„Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt.
„Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
„Ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag
„Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß."

Gute praktische Bemerkungen über das Schlafen überhaupt und insbesondere die (wichtige und nicht so leichte) Kunst des Wiedereinschlafens giebt Kant (Verm. Schr. III. S. 399 ff.) und Jean Paul (Katzenbergers Badereise, Anhang); über die Schädlichkeit der Federbetten und die Vorzüge eines harten Lagers vgl. Locke a. a. O. I. §. 23. u. Jean Paul Levana II, 283. Lycurg gebot das „instratum lectum" („nihil eos somni causa substernere statuit" *Justin.* III, 3.), was auch Platon empfiehlt, vgl. Filangieri V, 102. „Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankhei-

des Gebrauchs des Sonnenlichts, das von so manchen Menschen durch ein kostspieligeres und schlechteres Licht ersetzt wird. Franklin, nachgel. Schriften V, 95. vgl. Say prakt. Nationalökonomie, V, 83.

ten" Kant a. a. O. — Uebrigens muß man sich auch gewöhnen, des Schlafes manchmal entbehren oder in demselben gestört werden zu können, ohne deswegen zu seinen geistigen Verrichtungen weniger geschickt zu seyn; namentlich darf ein Arzt kein „Schlafratz" seyn; vgl. Heim's Leben I, 286. II, 170 ff. Auch ist Frühaufstehenlernen überhaupt gutes Uebungsmittel in der Selbstbeherrschung (von Natur sind fast alle Menschen Faulpelze!) somit sehr wichtig für die Charakterbildung vgl. Fichte Leben I, 112. Kants Leben v. Borowski S. 101 [1]). „Wer, wenn er aufwacht, nicht gleich herausspringt, versteht nicht Winke der Natur. Ein zweiter Schlaf ist ein Postscript, das keinem Manne ansteht. Mittagsschlaf ist ein brennend Licht am Tage." Hippel. Gewohnheit kann den Schlaf sehr kürzen, und so das Leben verlängern. Dieß beweißt Mosheim's angeführtes (übrigens nicht nachzuahmendes) Beispiel. Extreme sind auch hierin zu vermeiden. Von Winkelmann sagt Morgenstern: „Schon in Seehausen ließ er oft 2 — 3 Stunden Schlafes sich genügen. So lebte er auch in Nöthenitz; seiner Gesundheit nicht zum Frommen." — Griesbach schlief nur 5 bis 6 Stunden: „Wenn man schläft, ist man todt" pflegte er zu sagen. (Griesbach's Leben v. Abeken S. 27.) Eben so Lambert, der nur 5 Stunden schlief, und 16 — 17 St. arbeitete (Lamberts Leben v. Huber S. 21). — Auch Friedrich der Große und Napoleon konnten mit sehr wenig Schlaf auskommen. Dagegen Euler und Joh. Müller schliefen 8 — 9 Stunden, (ver-

1) Es ist in jeder Hinsicht kläglich, daß die allermeisten Studenten „Schlafratzen" sind, daher zu wünschen, daß diesem Uebel gesteuert werde, z. B. indem beliebte Lehrer grade ihre wichtigsten Collegia um 5 oder wenigstens um 6 Uhr im Sommer lesen, oder wenigstens 2—3 mal wöchentlich um 4 oder 5 Uhr früh Conversatoria anstellen.

dämmerten und verschleuderten aber sonst keinen Augenblick!) vgl. Siebelis 75. Uebrigens ist es physiologische Thatsache, daß ein sehr kurzer, aber fester, Schlaf, zuweilen von nur ¼ Stunde, so erquickend seyn kann, als hätte er viel Stund'n gedauert, besonders bei ganz gesunden Menschen (z. B. Bauern in der Erndtezeit), wogegen zu langer Schlaf statt zu stärken, abmattet. Vgl. Rudolphi Physiologie II. 1. 477. — Die allein naturgemäße Zeit für den Schlaf ist die Nacht, da mit der Abwesenheit des Lichtes schon im Leben der Pflanze eine Veränderung vor sich geht, und im Menschen das pflanzliche Princip über das thierische das Uebergewicht bekommt, und da der Mensch vermöge seines Zusammenhangs mit der äußern Natur am frühen Morgen neu gekräftigt, sich selbst am gleichsten, am wenigsten vom Sinnlichen, von Affecten und Leidenschaften beherrscht, zugleich aber die Receptivität seiner Sinne am schärfsten und lebhaftesten ist. — Daraus schon ergiebt sich die Verkehrtheit und Schädlichkeit des sog. Lucubrirens. Vergl. Carus Psychologie Th. II. S. 177. In Crassels Winken für stud. Jünglinge S. 87 schreibt ein Vater: „Das Sitzen, vieles Sitzen, besonders das gekrümmte Sitzen, der Mangel an nöthiger Bewegung, und auch vorzüglich das nächtliche Studiren oder das Lucubriren verschafft am Ende den lästigen Besuch der Hypochondrie. So gern ich Dich um Deines Fleißes willen, den Du, wie ich aus den hervorgesuchten Briefen von Dir ersehe, bis fast zur Mitternachtstunde oft fortsetztest, loben möchte, so muß ich doch die Art und Weise tadeln, mit der Du ihn übest, ja ich muß Dich ernstlich warnen, und als Vater warne ich Dich, dem Fleiße und dem Studiren auf solche Art Dich hinzugeben, daß Du zuletzt mehr Schaden als Gewinn davon habest. Ich kenne, lieber Sohn, diese Stunden, diese wonnigen Abend- und

Nachtstunden recht wohl, die den geistigen Arbeiten und dem Geiste so zusagen; wo man in seinem Zimmerchen so allein mit sich selbst ist, wo das Geräusch auf den Straßen und im Hause schweigt und uns nicht stört im Denken und Schreiben — namentlich sind es die traulichen Winterabende, an denen man am Schreibe- und Arbeitstische sein stilles Wesen treibt. Ich weiß es aus früherer Zeit von Manchen, daß sie, um solche Stunden sich zu verlängern, sich munter zu erhalten, und daß ihr Geist auf regen Schwingen sich bis tief in die Nacht hinein rege, schwarzen Kaffee, oder kräftiges Bier, oder gar geistige Getränke genossen, dadurch Müdigkeit und Schlaf bis zu den ersten Stunden eines neuen Tages überwanden, und nur dann erst, wenn die Gedanken, so zu sagen, im Kopfe wankten und die Feder in der Hand, das Lager suchten. Aber — was die Nacht bewilligte, mußte der folgende Tag bezahlen; anstatt in den frühen Stunden rege, heiter und kräftig zu seyn, hält ihn Müdigkeit und Abspannung auf dem Lager, welches ihm einen eigentlichen erquickenden Schlaf doch nicht schenkt. Solche Abendstudirstunden gleichen einer süßen zarten Frucht, welche trefflich mundet, aber beim Vielgenuß Uebelkeit und noch Schlimmeres bringt." Vgl. auch Schwarz Erinnerungen an die, welche sich d. Rechtsgelehrsamkeit widmen wollen S. 273. Weißel's Leben I, 179. Scheffner's Autobiogr. S. 357. Zschockkes Leben v. E. Münch S. 318. Ideler Anthrop. S. 249., Fries Psych. Anthrop. II, 60.

3. Für die Charakterbildung ist es wichtig, daß man selbst dann, wenn man sich nicht recht aufgelegt fühlt, seine Arbeiten vornimmt (vgl. ob. S. 241.); treffend ausführlich setzt dieß Garve (Versuche II, 282.) auseinander, und fügt folgende Anmerkung bei: „Die Ursache, warum so manche vorzüglich fähige, junge Studirende auf Universitäten ausschweifen und müs-

sig gehn, indeß die mittelmäßigen und stumpfen Köpfe streng ordentlich und anhaltend fleißig sind, liegt gewiß zum Theile darin: daß den erstern, eben deßwegen, weil das Nachdenken ihnen zuweilen vortrefflich gelingt, und das Studiren ihnen großes Vergnügen macht, die Zeiten, wo beides ihnen weniger von statten geht, und sie ihre Ideen nicht bis zur völligen Deutlichkeit erheben können, unerträglich fallen: daher sie alsdann das Studiren auf eine Zeitlang bei Seite setzen, dadurch aber, theils den Grund zur bösen Gewohnheit unterlaßner Pflichten legen, theils Lücken in ihren Kenntnissen verursachen, welche einen neuen ähnlichen Anfall, von Muthlosigkeit und Widerwillen gegen die Wissenschaften, desto eher zurück führen. Die eingeschränkten Köpfe hingegen sind unaufhörlich arbeitsam, weil sie, mit dem Vergnügen eines schnellern Begreifens und einer lebendigern Vorstellung des Erlernten wenig bekannt, auch den Verdruß nicht kennen, der, aus der damit abwechselnden Langsamkeit und Düsterheit des Geistes, entsteht. Das Mittelmäßige ist immer mehr sich selbst gleich; das Hervorragende wird es gemeiniglich nur durch wechselseitige Anspannungen und Erschlaffungen." Garve zeigt hierauf, daß sowohl zum glücklichen Arbeiten, als zum zufriedenen Leben nichts nothwendiger ist, als dem Willen die Herrschaft über den Gebrauch der Talente möglichst zu verschaffen. Dazu gehört nun Standhaftigkeit, die den einmal gefaßten Vorsatz auch durchführt. Dazu aber führt nur vielfache Uebung, namentlich Selbstbeherrschung in der Auswahl der Arbeiten, da hierin unser Urtheil oft sehr wankelmüthig ist. „Ein gewisser Selbstzwang, durch welchen wir uns nöthigen, zu thun, wozu wir jetzt nicht mehr Lust haben, weil wir uns zuvor dazu, nach reifer Berathschlagung, entschlossen hatten, — dieser Zwang ist, so wie zur Ausführung aller weitläuftigen und schweren Unternehmungen, so auch zur

Vollendung philosophischer oder dichterischer Geistesarbeiten unentbehrlich. Augenblicke vorübergehender Langweiligkeit und Unlust kommen auch selbst in den kraftvollsten und glücklichsten Aeußerungen der Denkkraft eines Newtons und Voltaire, vor. Diese müssen mit heroischem Muthe ertragen, und die, während derselben sich einschleichende Abneigung vor der Arbeit muß überwunden werden, wenn nicht das ganze Werk darüber scheitern soll. Dieß wird besonders deswegen nöthig, weil jeder Vorwurf der Betrachtung, jeder Zweig der Wissenschaften seine anmuthigen und seine unfruchtbaren Seiten hat. Die Reise zur Wahrheit ist, wie jede andre Reise. Der Weg geht über Sandfelder so gut, wie über grüne Auen; und man muß durch beide hindurch, wenn man zum Ziele gelangen will." — Doch paßt dieser Zwang nicht für alle Arten von Arbeiten oder Beschäftigungen, so z. B. kann einer in jeder Stimmung wohl eine passende Lectüre finden und betreiben, aber nicht selbst „componiren;" besonders sich nicht zu poetischen und philosophischen Productionen zwingen, für welche Göthe's Wort gilt:

„Drum hetz' dich nicht zu schlimmer Zeit,
„Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit.
„Hast in der bösen Stunde geruht,
„Ist dir die gute doppelt gut."

Vgl. Eckermanns Gespräche mit Göthe II, 202.: „Es ist unglaublich, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des obern Theiles halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter, als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich, bei tiefem Barometer, durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung

aufzuheben, und es gelingt mir. In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist." — „Man soll ohne starken innern Drang nicht bloß keine Verse machen, sondern auch keine philosophischen Paragraphen, und keiner sollte sich hinsetzen und sagen: jetzt um 3 Uhr am Bartholomäustage will ich doch darüber her seyn und folgenden Satz geschickt prüfen." Jean Paul (Hesperus I. 8. Hdpstg.)

4. Nicht weniger wichtig ist die Regel, jeden Tag seine Kraft eine Zeitlang ganz zu concentriren, so wie eine bestimmte Zeit der Selbstbetrachtung zu widmen; wie dieß Schiller in den treffenden Worten anräth: „Der Mensch sollte sich gewöhnen und es sich zum festen Gesetze machen, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne, wäre es auch nur eine Viertelstunde, seine ganze Seelenkraft zu üben und sie auf einen einzigen Punkt zu richten." — „Der Mensch ist immer schätzenswerth, der einen bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift." — „Es ist nicht zu berechnen, welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimmt, eine Stunde des Tages unsere Gedanken mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, unsere Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kenntniß von unserm Innern, dann ist ein ernster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vervollkommnung gethan." Vgl. Schillers Leben v. Carol. v. Wolzogen II, 215. 217. 219.

§. 110.

Eine besondere Erwähnung verdient in Hinsicht des Privatstudiums die Cautel, nicht zu vielerlei neben einander zu treiben, sich nicht zu sehr in Nebenstudien zu verlieren

und diese zu Lieblingsstudien zu machen. Eigentlich sollte nur das Berufsfach selbst zugleich das Lieblingsstudium seyn (vgl. S. 257.); wo nicht, so mag man immer noch ein solches nebenbei wählen (welche Wahl meistens charakteristisch seyn wird); nur darf nicht das Hauptfach darüber versäumt werden. Ueberhaupt aber ist auch für das Privatstudium die Hauptregel: harmonische Ausbildung aller Geistesanlagen.

1. Sehr oft liegt der eifrigen Betreibung von Nebenstudien nur eine gewisse Trägheit, welche die Arbeiten des Berufs scheut, öfters auch Eitelkeit, sich vielseitig zeigen zu wollen, zu Grunde; vgl. ob. S. 262. „Optat ephippia bos piger, optat arare caballus." *Hor.* Ep. I, 14. Nur ganz ausgezeichnete Köpfe, eigentliche Genies, wie Bacon, Leibnitz, W. und Alex. v. Humboldt konnten in vielen Fächern zugleich sich auszeichnen, so wie die „Alten" mit 8 Pferden nebeneinander zu fahren verstanden.

„Thu was du kannst, und laß das andre dem, der's kann;
„Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann" u. s. w.

Vgl. ob. S. 117. und Montaigne Gedank. u. Mein. I, 99. II, 201 ff.

2. „Was du liebst, das lebst und bist du." Fichte. Vgl. Köppen Lebenskunst S. 109. 246. Ueber den Nutzen von Lieblingsstudien s. Preusker Bausteine II, 128.; vgl. Heim's Leben I, 286. Das passendste Lieblingsstudium ist ohne Frage die Philosophie, von der der Dichter mit Recht sagt:

„Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
„Et neglecta aeque pueris senibusque nocebit! — —

„Hoc opus, hoc studium, parvi properemus et ampli
„Si patriae volumus, si nobis vivere cari!"

3. Die Universalität der Ausbildung liegt schon in dem Begriff und Wesen des ganzen akad. Studiums, vgl. ob. §. 51., darf aber natürlich nicht in seichte oberflächliche Vielwisserei ausarten (multum, non multa!), welche verwerflicher wäre, als einseitige Gründlichkeit, wofern zwischen beiden Uebeln gewählt werden müßte, was indessen nicht nothwendig.

„Der Pflüger kehrt vom Grund das unterste nach oben,
„Und seine Gründlichkeit wird einst die Ernte loben.
„Das Obere verstockt in Trockniß, und das Untre
„In Feuchtniß; rüttl' es um, daß eins das andr' ermuntre.
„Reg' ein Vermögen, Geist, stets mit dem andern an,
„Daß wechselnd jedes sei für jedes Glut und Span."
Rückert Weish. d. Br. I. S. 68.

Zweiter Abschnitt.

Das wissenschaftliche Selbstdenken.

§. 111.

Die hohe Wichtigkeit desselben ergiebt sich von selbst aus den frühern Erörterungen über die Hauptbestimmung des akad. Studiums, und seine Nothwendigkeit aus der unläugbar jetzt vorherrschenden verkehrten, dasselbe meistens ganz vernachlässigenden Bildungsmethode. Mit Recht ist neuerdings in staatspädagogischer Beziehung die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Ausbildung der Denkkraft hervorgehoben worden; vgl. Mohl Polizeiwiss. I, 404. Auch gewährt dasselbe den höchsten geistigen Grundriß. Vgl. *Cicero* tusc.

III, 1, 2. Fries Logik S. 488. Lichtenberg V. Schr. I, 149. Ideler Anthropol. S. 273. Montaigne I, 296. Ackermann d. Christliche im Plato S. 150.

„Die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist: der Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Statt dessen, daß bis dahin Andere für ihn dachten, und er blos nachahmte, oder am Gängelbande sich leiten ließ, wagt er jetzt mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wackelnd, fortzuschreiten;" Kant Anthropol. S. 167. „Gewöhnen Sie sich an das eigene Denken (schrieb Winkelmann an Fr. v. Berg) und suchen Sie ihre eigenen Gedanken zu entwerfen. Ein einziger eigner Gedanke, oder der Ihnen neu scheint, ist einen ganzen Tag werth. Alsdann werden Sie eine ungefühlte Wollust schmecken, die in der Zeugung im Verstande besteht." (Morgenstern's Rede üb. Joh. Winkelmann S. 3.) — „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt;" Lessing (Sämmtl. Schrift. XXX. 34.) — „Nichts ist nöthiger als Selbstdenken, nichts ist schätzbarer" u. s. w.; Jean Paul (Leben III. 151.) — „Die jetzige sog. gelehrte Erziehung bringt es beinahe unausbleiblich mit sich, daß der Geist des eignen Beobachtens, eben so wie der Trieb und die Fähigkeit zum eignen Räsonnement frühzeitig und gewaltsam erstickt werde. Man läßt alles lernen, historisch durch mündlichen oder schriftlichen Unterricht lernen, was man besser selbst sehen oder erfahren könnte, würde und sollte. Anstatt auf die lehrreichen Gegenstände, von denen wir umgeben sind, und auf merkwürdige Phänomene, die in uns selbst vorgehen, Aufmerksamkeit zu veranlassen, wodurch Beobachtungsgeist gebildet würde, werden diese Dinge vielmehr gelehrt beschrieben und historisch gelehrt, damit

ja nicht etwan das Gemüth von dem Lehrer und dem Lehrbuche der Natur weg, und auf — die Natur selbst gelenkt, damit ja alles durch fremden Verstand ausgerichtet und der eigne möglichst geschont werde! So entsteht der dunkelwirkende Gedanke, daß schon von Andern alles bemerkt und beschrieben wäre, und man nur dieses verstehen zu lernen und sich geläufig zu machen habe, und die Gewohnheit keinen eignen Blick auf die Gegenstände selbst zu werfen, wodurch zuletzt freilich alle Originalität verloren gehen und die traurigste Wörtgelehrsamkeit und Bücherweisheit einreißen muß"; Erh. Schmid Empir. Psychol. S. 121. — „Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststückchen gelingt dieß fast immer am besten;" Schiller (XI. 331). — „Die zu gekünstelte Erziehung, die man jetzt liebt, schadet sehr, indem sie den Geist unter dem Gewicht der Ideen Andrer begräbt, der eignen kräftigen Entwickelung;" v. Bonstetten, der Mensch im Süd. u. Nord. Vorr. S. XI. — „Der Hauptmangel unsers geistigen Lebens ist, daß die Meisten nur mit der Feder in der Hand denken können, daß wir uns so völlig von dem Mechanismus dieser künstlichen Symbolik abhängig gemacht haben. Es wäre also allerdings zu wünschen, daß der mündliche Unterricht bei uns wieder gediegene Gewalt bekäme, und daß der Einzelne sich mehr im freien Selbstdenken ohne schriftliche Unterstützung übe, damit die unmittelbare Fassungs- und Urtheilskraft des jugendlichen Geistes mehr gestärkt würde;" Fries Logik S. 616; vgl. Scheidler Hdb. d. Psychol. I. S. 26 ff.

§. 112.

Uebrigens finden sich allerdings viele Schwierigkeiten und Hindernisse, so wie besondere Bedingungen des Selbstden-

kens, welches als die höchste und schwerste Geistesthätigkeit möglichst vollkommene geistige, so wie auch körperliche Gesundheit voraussetzt und erfordert, d. h. harmonisches Gleichgewicht und gesetzmäßige Unterordnung der verschiedenen Seelenkräfte (Sinn, Gedächtniß, Verstand, Phantasie, Willen u. s. w.); so wie naturgemäße Beschaffenheit und durch Uebung erlangte Ausdauer der körperlichen Denkwerkzeuge. Unter den zunächst zu überwindenden Haupthindernissen des Selbstdenkens steht oben an die Trägheit und Bequemlichkeitsliebe überhaupt, welche zu besiegen die erste Aufgabe jedes Menschen, insbesondere aber des Gelehrten, seyn muß.

Daß das Denken überhaupt, und insbesondere das Selbstdenken nicht Jedermanns Ding ist, und noch weit weniger als der (ächte) Glaube, ist bekannt; die meisten Menschen haben nur Gelegenheitsgedanken, die so schlecht wie die Gelegenheitsgedichte zu seyn pflegen, und sie haben überdieß oft eine wahre Furcht vor der aus dem Selbstdenken hervorgehenden Aufklärung, da es allerdings viel bequemer ist, in politischer, religiöser, moralischer, technischer u. s. w. Hinsicht bei dem Ueberlieferten (und in dem üblichen Schlendrian) stehen zu bleiben. Wie Polykomikus in Tieck's Prinz Zerbino (S. 158.) sagt:

„Sprich, ist es dann nicht ungleich bequemer,
„Das zu glauben, was Dein Vater glaubt?
„O! gewiß, bei weitem angenehmer,
„Daß kein Zweifel Dir die Ruhe raubt."

(Ein spanisches Sprüchwort drückt dasselbe aus: Mas vale creer que buscar; vgl. Fr. Jacobs V. Schr. I, 415.) Vgl. Müller's Bekenntnisse II, 217. — Kant Verm. Schrift. II. S. 689.: „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder

Leitung freigesprochen (naturaliter majorennes), dennoch gerne Zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu seyn. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt u. s. w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht [1])) den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben, und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften; so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern, und schreckt gemeiniglich von allen ferneren Versuchen ab. Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen, und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mecha-

1) Dieß ist nicht ganz richtig; denn es hat von jeher auch selbstständig denkende Frauen gegeben. Welcher Philosoph dürfte z. B. die tiefergründende Rahel als nicht-ebenbürtig zu verachten sich unterfangen?

nischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsichern Sprung thun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist. Daher giebt es nur Wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit heraus zu wickeln, und dennoch einen sichern Gang zu thun."

Für den Gelehrten dagegen (also auch für den angehenden Gelehrten oder den Studirenden) ist gerade das Selbstdenken und die Aufklärung das wesentlichste Geschäft und sein höchster Beruf, da er nicht blos selbst in seinem Fache, seiner Wissenschaft immer weiter fortschreiten, sondern auch (Fichte Vorles. üb. d. Bestimmung des Gelehrten S. 83) „die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts in der harmonischen Entfaltung aller seiner Anlagen zu führen hat." — „Von dem Fortgange der Wissenschaften hängt unmittelbar der ganze Fortgang des Menschengeschlechts ab. Wer jenen aufhält, hält diesen auf. — Alles kann die Menschheit entbehren, alles kann man ihr rauben, ohne ihrer wahren Würde zu nahe zu treten, nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung. — Die Wissenschaft selbst ist ein Zweig der menschlichen Bildung; jeder Zweig derselben muß weiter gebracht werden, alle Anlagen der Menschheit weiter ausgebildet werden sollen; es kommt demnach jedem Gelehrten, so wie jedem Menschen, der einen besondern Stand gewählt hat, zu, daß er strebe, die Wissenschaft, und insbesondere den von ihm gewählten Theil der Wissenschaft weiter zu bringen; es kommt ihm zu wie jedem Menschen in seinem Fache; ja es kommt ihm weit mehr zu. Er soll über die Fortschitte

der übrigen Stände wachen, sie befördern; und er selbst wollte nicht fortschreiten? Von seinem Fortschritte hängen die Fortschritte in allen übrigen Fächern der menschlichen Bildung ab; er muß ihnen immer zuvor seyn, um für sie den Weg zu bahnen, und ihn zu untersuchen, und sie auf denselben zu leiten; und er wollte zurückbleiben? Von dem Augenblick an hörte er auf zu seyn, was er seyn sollte; und da er nichts anders wäre, so wäre er gar nichts. — Ich sage nicht, daß jeder Gelehrter sein Fach wirklich weiter bringen müßte; wenn er nun nicht kann? aber ich sage, daß er streben müsse, es weiter zu bringen; daß er nicht ruhen, — nicht glauben müsse, seiner Pflicht Genüge gethan zu haben, bis er es weiter gebracht hat. So lange er lebt, könnte er doch immer noch es weiter bringen; übereilt ihn der Tod, ehe er seinen Zweck erreicht hat — nun wohl, so ist er für diese Welt der Erscheinungen seiner Pflichten entbunden und sein ernster Wille wird ihm für Erfüllung angerechnet. Gilt folgende Regel für alle Menschen, so gilt sie ganz besonders für den Gelehrten: der Gelehrte vergesse, was er gethan hat, sobald es gethan ist, und denke stets nur auf das, was er noch zu thun hat. Der ist noch nicht weit gekommen, für den sich sein Feld nicht bei jedem Schritte, den er in demselben thun, erweitert." Ueberhaupt ist Trägheit oder Müssiggang das Schlimmste und Verwerflichste für den Gelehrten überhaupt und den Studirenden insbesondere. „So da zu stehen, oder zu sitzen, ohne irgend etwas zu treiben; dumpf und gedankenlos den Raum um uns herum anzustaunen, macht auch auf die Zukunft den Menschen dumpf. Jener Hang zum Nichtexistiren, zum geistigen Todseyn, wird Gewohnheit, und wird andere Natur. Er überfällt uns im Arbeiten, oder im Zuhören, macht eine Lücke von Nichts in das zusammenhängende Ganze, tritt zwischen ein zwischen zwei

Begriffe, die wir verknüpfen sollen; und nun vermögen wir nicht das allerleichteste und allerbegreiflichste zu begreifen. Wie dieser Zustand das jugendliche Alter betreffen könne, kann sogar demjenigen, der alles durchdringt und versteht, unverständlich bleiben; und es dürfte in den meisten Fällen nicht täuschen, wenn man noch auf andere verborgne Gebrechen, als den Grund davon schlösse. Die Jugend ist das Alter der sich erst entwickelnden Kraft; allenthalben sind noch Triebe und Principe übrig, die in neuen Schöpfungen aufzugehen bestimmt sind; der Jugend eigentlicher Charakter ist rastlose, nie unterbrochene Thätigkeit; natürlich und sich selbst überlassen, kann sie nie ohne Beschäftigung seyn. Sie träge zu erblicken, ist der Anblick des Winters mitten im Frühlinge, der Anblick des Erstarrens und Verwelkens der so eben erst aufgekeimten Pflanze. Wäre es natürlicher Weise möglich, daß diese Trägheit den rechtschaffenen, außerdem schuldlosen studirenden Jüngling befiele, so würde er sie durchaus nicht an sich dulden. Auf seine Geisteskraft ist in dem ewigen Gedanken der Gottheit gerechnet, sie ist darum sein theuerstes Kleinod, und er wird deswegen sie nicht noch vor ihrer Anwendung erstarren lassen. Er wacht unaufhörlich über sich selbst, und leidet es nicht, daß er unbeschäftigt sey. Nur einen kurzen Zeitraum dieser Anstrengung bedarf es, und es geht weiterhin alles von selbst; denn zum höchsten Glücke gewöhnt man sich eben so, und noch leichter, weil sie natürlicher ist, an die Thätigkeit, als an den Unfleiß; und nach einer in anhaltender Beschäftigung zugebrachten Periode, vermag man fernerhin nicht ohne Geschäftigkeit zu leben." Fichte Wesen d. Gelehrten S. 105.

§. 113.

Die geistige Gesundheit, ohne welche alle Selbstthätigkeit im Forschen keinen oder nur geringen Erfolg haben

kann, erfordert 1) zunächst (wegen der selbstständigen Gewinnung des Denkstoffes) Güte, Ausdauer und möglichste Schärfe der sinnlichen Anschauungskraft oder der sog. Sinne. Vgl. Niemeyer Grds. d. Erz. I, 97. K. v. Raumer kl. Schr. S. 75.

„Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbesserung des Menschengeschlechts, der Graderhöhung der Menschheit.“ Novalis II. S. 167. Die fünf Sinne liefern uns den meisten Stoff. Sie sind nach v. Hammers morgenl. Kleeblatt (türkische Sprüche) die „fünf Fenster, aus denen die Seele die Außenwelt beschaut“, oder die „fünf Finger, mit denen wir auf den Tasten der Natur spielen.“ (W. Menzel Streckverse; vgl. Hamanns Schrift. I, 127.: „Ein Heer von Volk wird von fünf Gerstenbroden überflüssig gespeist; dieses kleine Maaß ist für die Menge in der Wüste so reich, daß mehr Körbe übrig bleiben, als sie Brode empfangen hatten. Wir sehen eben dieses Wunder des göttlichen Segens in der Menge der Wissenschaften und Künste. Was für ein Magazin macht die Geschichte der Gelehrsamkeit aus! Und worauf gründet sich alles? Auf fünf Gerstenbrode, auf fünf Sinne, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemeinschaftlich besitzen. Nicht nur das ganze Waarenhaus der Vernunft, sondern selbst die Schatzkammer des Glaubens, beruht auf diesem Stock.“) — Nothwendigkeit und Möglichkeit bedeutender Ausbildung der Sinne (dieß beweist das Auge des Malers, das Ohr und die Hand des Musikus u. s. w.). Besonders wichtig ist diese Ausbildung für die Naturwissenschaften (inclus. der Medicin). — Bei den Sinnesempfindungen muß man vorzüglich auf das geringste Neue darin achtgeben lernen, vgl. Lambert Neues Organon I, 347. 357. „Es sind uns immer noch viele unbemerkte Sachen vor Augen, die

wir nur durch größere, und durch Uebung verstärkte Empfindlichkeit unsrer Sinnen gewahr werden, ohne welche man in der wissenschaftlichen Erfindung nicht weit kommt. Pythagoras ging vor einer Schmiede vorbei, und hörte die Schmiede auf den Amboß schlagen. Dieses hatte nichts besonders. Er bemerkte aber, daß der Schall ungleich war, und die Frage, wie ein Amboß ungleich tönen könnte, brachte ihn auf die Erfindung einer Theorie der Musik. Galiläus sah einst Leuchter an ungleich langen Seilen vom Winde schwanken. Vielleicht hatten sie tausend Andere auch gesehen. Er aber bemerkte, daß die Schwankungen bei den kürzern geschwinder waren, und dieß leitete ihn auf die Theorie der Pendel, welche nachgehends Huygens zu den Pendeluhren gebrauchte, die eine der schönsten Erfindungen des vorigen Jahrhunderts sind. Die Hydrostatik wurde vom Archimedes dadurch erfunden, daß er bemerkte, daß er im Wasser just so viel leichter sey, als das Wasser wiegt, dessen Raum er einnahm. Daß man im Wasser leichter sey, wußte man vor ihm längst schon." —

„Die lächerliche Posse von den Swings und Swangs, die zu Huygens Zeit im Munde des gemeinen Volks war, brachte ihn auf die Idee, die Pendel zum Uhrmaß zu gebrauchen;" Herschel üb. d. Naturwissenschaft. Ebenso wird erzählt, daß Montgolfier auf die Idee eines Luftballons geführt worden, indem er mit Aufmerksamkeit das vom Wind wie ein Segel aufgeblähete Unterröckchen einer Schönheit betrachtete; Abendzt. 1836. No. 291. S. 1159. — Sehr zu beherzigen sind in dieser Hinsicht auch E. Schmid's (Allg. Encyklop. u. Method. S. 67.) Worte: „Vieles, was eine Wissenschaft erweitern und berichtigen kann, ist schon vorhanden, nur noch nicht oder nicht mehr für die Wissenschaft, sondern zerstreut und gleichsam verloren und ungenützt in der gemeinen, rhapsodischen Kenntniß des

Volks. Der stolze Theoretiker lasse sich daher herab, in die Schule des gemeinen Lebens, der Praktiker oder Empiriker, der Oekonomen, Hirten, Jäger, Handwerker, selbst der Quacksalber u. s. w. zu gehen und verschmähe es nicht, selbst von ihren verschrieenen Thorheiten (Wünschelruthen u. d. m.) Kenntniß zu nehmen." Vgl. Reimarus Vernunftlehre §. 224. (S. 267. ed. 4.), Krug Universalphilos. Vorles. S. 16. und Jenisch Universalhistor. Ueberblick der Entwicklung des Menschengeschl. II, 2. S. 94. „Welch ein Gewinn für den Wachsthum der Wissenschaften, vorzüglich aber der so spät erst mit Ernst bearbeiteten Erfahrungswissenschaften, hätten die Denker von je-her mehr Umgang mit den Technikern gepflegt, hätten alle Philosophen Griechenlands die Werkstätte des Handwerkers nicht verschmäht, in deren einer (in einer Schmiede) ihr Ur-Vater, Pythagoras, die Idee zu seiner Theorie der Musik faßte; hätten sie, dies Beispiel nachahmend, in ihren Hörsälen und Portiken, statt der dialektischen Streitfrage, einstweilen sich auch technische und physische Themen zur Untersuchung vorgelegt! Wie ganz andre Theorien über die natürlichen Dinge würden uns die scharfsinnigen Demokrite, Epikuren und Aristotele hinterlassen! wie glücklich würden sie den Baylen, den Lavoisiers, den Linneen vorgearbeitet! wie manchen Erfahrungsstoff mehr zu weiterer Beleuchtung für die Nachwelt gesammlet haben! Welch eine ganz andre Richtung würde die griechische, die römische, und warum nicht auch die spätere scholastische Philosophie, welche sich nun nach jenen bildete, genommen haben! eine Richtung, heilbringend für das Reich der Wissenschaften, eine physisch-praktische Richtung; unterdeß nun die griechische und alle nachherige Philosophien bis auf den großen Galiläi herab, sich in die unfruchtbaren Regionen der Dialektik, des metaphysischen

Transcendentalismus und des theologischen Mystizismus verirrten.“ Andere Beispiele von dem Nutzen des Verkehrs der Gelehrten mit Handwerkern u. s. w. und von merkwürdigen Entdeckungen und Erfindungen der letztern finden sich bemerkt in Herschel a. a. O. S. 53. und an vielen andern Stellen. Schön Staatswiss. S. 288. Steinlein, Volkswirthschaftslehre 296. Preusker Bausteine I, 199. II, 43. 45. 137. Heims Leben v. Keßler I, 73. 278. 291. II, 219. 289. Montaigne a. a. O. I, 306. Conr. Geßner's Leben v. Hanhart S. 118, 131, 200. Kant's Biographie von Jachmann S. 80. Göthe und Zelters Briefwechsel IV, 262. Zirkler d. Associationsrechts d. Unterthanen u. s. w. S. 40. Allgem. Anzeiger d. Deutschen 1837. No. 71. Brougham Resultate des Maschinenwesens 1833. S. 93.

Anm. Besonders wichtig ist die Schärfe und Erhaltung des Gesichtsinnes, als des wichtigsten und gebrauchtesten für die Wissenschaft (Fries Mathemat. Naturphilosophie S. 605.), welcher Sinn grade durch das ewige Bücherlesen am meisten bei dem Gelehrten früh abgestumpft und verdorben wird. Welche Sehkraft hatten nicht die Griechen! (vgl. de Pauw. recherches sur les Grecs vol. II.). Es ist ein Irrthum zu glauben, daß die natürliche Schärfe und Stärke des Auges durch optische Instrumente, Mikroscope und Telescope, schlechthin ersetzt werden könnte, denn, wenn es dabei nicht so fein empfindet, daß ihm der reinste Focus gegeben werden kann, so fehlt es den Beobachtungen an Genauigkeit und Schärfe, auf die doch z. B. in der Astronomie so viel ankommt (vgl. Gruithuisen üb. Naturforschung S. 19., Schubert Verm. Schrift. Thl. I. S. 227.). „Für Philologen, Paläographen und Diplomatiker ist ein gesundes Auge zur Entzifferung verblichener alter

Handschriften weit besser als Loupen oder chemischer Aufstrich," J. Grimm in Gött. gelehrten Anzeigen 1835. St. III. S. 1099. vgl. auch K. v. Raumer kleine Schriften 1819. S. 75. — Uebrigens sollte das Auge (und Ohr) auch ästhetisch und ethisch gebildet werden; vgl. Schwarz Darstellungen u. s. w. S. 255. Ueber Schonung und Erhaltung dieses wichtigsten Sinnes vgl. bes. Lichtenbergs Abhdl. üb. einige wichtige Pflichten geg. d. Auge (Schrift. Th. V. S. 14 ff.) u. von Baer's Anthropol. I. in d. Theorie d. Auges. Die Hauptregeln sind Vermeidung: 1) zu großer Anstrengung; 2) schneller Abwechselung von Licht u. Finsterniß (Schädlichkeit der Blechschirme an Studirlampen); 3) der Reflexion des Sonnenlichts von weißen Wänden, oder vom Papier; 4) des Lesens in der Dämmerung, und in der Rückenlage oder im Liegen, so wie gleich nach dem Essen: 5) aller Störungen der Verdauung (Obstructionen) wegen des Consensus zwischen Unterleib, Gehirn und insbesondere dem Augennerv. — Beim Gebrauch der Augengläser ist große Vorsicht nöthig; vgl. Büsch Erfahrungen Th. II. S. 295. „Wenn Erwachsene sich zum Gebrauch von Augengläsern entschließen, so müssen sie auf folgende Art verfahren: Sie suchen aus mehrern Gläsern dasjenige aus, welches für den dermaligen Zustand ihrer Augen zwar das beste ist und ihnen das deutlichste Bild giebt. Dann aber müssen sie nach einem andern suchen, welches das Bild ein wenig größer, aber auch etwas minder deutlich, doch so darstellt, daß sie einen Gegenstand noch immer erkennen können. Wenn sie dieses in Gebrauch nehmen, so wird es ihnen zwar eine Zeitlang etwas unangenehm seyn, aber ihr Auge wird, so zu reden, nachkommen, sich nach diesem Glase gewöhnen, und sie werden fernsichtiger werden. Wenn sie dann wieder verändern, und

ein minder hohles wählen, so werden sie, einer in mehreren, der andere in wenigern Jahren, ihre Kurzsichtigkeit ganz los zu werden hoffen können." Vgl. auch Lorch Macrobiatik des Auges, Mainz 1837. Kant verm. Schr. III, 422 ff.

Auch die Ausbildung des Geruchsinns und Geschmacks ist nützlich und z. B. für Mediciner sehr wichtig. Vgl. Heims Leben II, 203. 212. 223. Konr. Geßners Leben von Hanhart S. 195 ff. Schubert Gesch. d. Seele S. 178. Fritz üb. d. z. Studir. erford. Eigenschaften S. 168. Gleichergestalt sollte das Sprachorgan (durch lautes Lesen u. s. w.) möglichst gebildet werden; vgl. einen Aufsatz in Wielands Teutsch. Merkur 1792. St. 2., ferner Göthe und Zelter Briefwechsel II, 91.: („Wenn die Philologen reden, möchte man sich die Ohren zuhalten. Sie wissen weder was sie mit dem Munde noch mit der Zunge anfangen sollen, weil sie sich gewöhnt haben alles mit den Augen zu thun: lesen, fühlen, gehen, stehen und darüber kurzsichtig lahm und trocken werden.") Friedlander körp. Erzieh. des Menschen übers. v. Oehler 1819. S. 274., und besonders Ballhorn üb. Declamation in medic. und diät. Hinsicht. 1836.

§. 114.

Zu jener erforderten geistigen Gesundheit so wie zum günstigen Erfolg eignen Forschens gehört ferner 2) Lebendigkeit, Stärke und Bereitwilligkeit der Erinnerungs- und Einbildungskraft, da einerseits ein möglichst umfassendes und treues Gedächtniß bei dem fast täglichen Anwachsen der Masse des wissenschaftlichen Stoffs immer nöthiger wird, und andrerseits die Phantasie nicht allein dem Verstand in ihren Schematen das Substrat aller seiner Begriffe liefert so wie dieselben belebt, sondern überhaupt auch alle Erfindungen

und die meisten Entdeckungen in der Wissenschaft hervorbringt oder doch veranlaßt. Vgl. Schulze Psych. Anthropologie S. 138 ff. (ed. 3.). Kiesewetter Hodegetik S. 17 ff. Fries Logik S. 68. Dessen Psych. Anthrop. I. 2te A. S. 151.

Erinnerung an Beispiele eines außerordentlichen Gedächtnisses (König Cyrus, Charmides, Metrodor, Cyneas, Lucullus, M. Porcius Cato, L. Scipio, Mithridates, Jul. Cäsar, Hadrian, Petrarcha, Pabst Clemens VI., Pic. v. Mirandola, Thom. v. Aquino, Just. Lipsius, Leibnitz, Hugo Grotius, Scaliger, Burton u. A. Vgl. *Cic.* de orat. II, 86. *Plin.* hist. nat. VII, 24. *Seneca* Controv. I, 1. *Quintil.* Inst. or. XI, 2. Morhof *Polyhist.* L. 2. c. 6. u. Curiositäten u. s. w. Weimar 1811 I. St. 3. S. 317 ff. — Die Hauptregeln der sog. Mnemonik oder Gedächtnißkunst sind: 1) man fasse die dem Gedächtniß einzuprägenden Vorstellungen im Zustand des empfänglichen, noch nicht abgestumpften Sinnes (memorire also immer am Morgen, nicht am Abend). 2) Man fasse Alles gleich anfangs mit gespannter Aufmerksamkeit; wie man eine Sache zum erstenmal faßt, prägt sie sich am besten dem Gedächtniß ein. 3) Was man sich merken will, muß man anhaltend und regelmäßig treiben. (Schädlichkeit des stückweisen Treibens und gelegentlichen Herumkostens). 4) Man bringe die einzelnen Vorstellungen, durch Hülfe einer mnemonischen Topologie in Association mit den zu ihnen gehörigen, und fasse überhaupt alles Einzelne immer im Zusammenhang mit dem Ganzen auf. (Es giebt übrigens auch eine schädliche Uebermacht oder Ueberlegenheit des Gedächtnisses über die Urtheilskraft, wobei man nie zu eignen Gedanken kommen kann, weil jenes sogleich immer erst fremde anbietet; eine gewöhnliche Folge der ohne eigne Energie stattfindenden

Vielleserei und Vielwisserei). — Die Wichtigkeit des Gedächtnisses für das Selbstdenken, weist Garve in s. Abhandlung über die Kunst zu denken (Versuche II. S. 321 ff.) nach. „In allen unsern Meditationen muß das Gedächtniß einen sehr großen Beistand leisten. Die auf der Stelle hervorgebrachten Ideen können immer nur einen kleinen Theil desjenigen ausmachen, was zu der Untersuchung eines weitläuftigen Gegenstandes gehört. Die meisten müssen uns schon, zu andrer Zeit, einzeln irgendwo eingekommen, oder uns von andern mitgetheilt worden seyn, und werden jetzo nur zu einer größern Deutlichkeit gebracht, oder in einer neuen Ordnung an einander gefügt. So viel ist wenigstens unstreitig, daß, je bereitwilliger unser Gedächtniß ist, — sobald es durch unsern Vorsatz, gewisse Gegenstände zu untersuchen, aufgefordert wird, — die, in Beziehung auf sie, in ihm niedergelegten Thatsachen, Begriffe, Urtheile und Schlußreihen herzugeben; je mehrerlei, schon in ihm vorhandne, ältere Gedanken unsrer selbst und andrer es uns, mit ihren Gründen und Folgen, in Erinnerung bringt, wir desto leichter den Weg zu eignen, neuen Gedanken finden, und desto glücklicher in der ganzen Untersuchung fortkommen. Umsonst ist Scharfsinn und Imagination, wenn es an diesen gesammelten Vorkenntnissen, oder wenn es an dem nöthigen Gedächtnisse fehlt, um sie zur Zeit, wenn wir ihrer bedürfen, gegenwärtig zu haben. In einem noch höhern Grade ist dem Denker dasjenige Gedächtniß nöthig, welches ihm seine eignen Einfälle aufbewahrt. Denn jedes etwas beträchtliche Werk des menschlichen Geistes ist eine in einem langen Zeitraume, nach und nach, gesammelte Weisheit. Niemand, der nicht die einzelnen Gewinnste, die er macht, sammelt, wird ein reicher Mann. Wer demnach die vorzüglichen Ideen, die ihm sein Genius, in Augenblicken heitrer Laune, oft wie im Vorbeigehn, ein-

giebt, fest zu halten und auf künftigen Gebrauch niederzulegen weiß; wer auch nur mit der Geschichte seiner eignen Philosophie und seines eignen Lebens so bekannt ist, daß er sich aller, nach und nach von ihm gehegten, abgelegten, veränderten Meinungen, so wie der, nach und nach erlebten, angenehmen und unangenehmen Vorfälle und der dabei abwechselnden Empfindungen, zu erinnern im Stande ist: der hat schon dadurch, in Absicht der Meditation, die er über irgend einen Gegenstand anstellen will, einen großen Vorsprung, vor Personen, welche, bei gleicher Denk- und Erfindungs-Kraft, ein weniger getreues Gedächtniß besitzen. Bei jenem häufen sich nach und nach, wenn auch nicht die Kenntnisse und die eingesehenen Wahrheiten, doch die Veranlassungen zum Nachdenken und die Vordersätze zu neuen Schlüssen. Er ist mit vielen Fragen und Angaben bekannt, die bei der jetzt vorliegenden Materie zu machen wären; und er weiß leicht Beispiele und Thatsachen anzuführen, welche dieselben zu erläutern dienen. Diese hingegen sind, auf die jetzige Lage der Dinge und auf den gegenwärtigen Zustand ihres Geistes eingeschränkt, und des Vortheils beraubt, die verschiednen Denkungsarten, welche sie selbst in verschiedenen Zeitpuncten ihres Lebens gehabt haben, mit einander zu vergleichen. Wenn ihnen also auch Beobachtungen, Schilderungen der Dinge, und unmittelbar daraus gezogene Folgerungen gelingen: so wird ihnen doch eine länger fortgesetzte, zusammenhängende Gedankenreihe sehr schwer. In jedem Falle ist das Gedächtniß eine, zum Selbstdenken unentbehrliche Fähigkeit; und ohne eine gewisse, durch Natur und Uebung erlangte, Stärke desselben, ist der philosophische Geist einer Flamme gleich, der es an Nahrung fehlt, und welche auflodern und glänzen, aber nicht fortbrennen und leuchten kann. Insbesondre ist es eine zur Meditation nöthige Vorbereitung, alles, was man über

den Gegenstand derselben in seinem Leben erfahren, in dem Laufe seiner Studien gelernt, oder in seinen frühern Untersuchungen herausgebracht hat, geflissentlich ins Gemüth zurückzurufen. Es ist besser, wenn dieß zuerst in stillen Selbstgesprächen, als wenn es mit der Feder in der Hand geschieht. Ueberhaupt ist es unglaublich, wie nützlich solche, über die Geschichte unsers vergangnen Lebens, und über unsre eignen Gedanken, Empfindungen und Handlungen angestellte Untersuchungen, die bisher fast nur die Sittenlehrer zur Erlangung der moralischen Selbstkenntniß angepriesen haben, auch dem Philosophen überhaupt, zur Erweiterung seiner Einsichten und zu Schärfung seines Verstandes, sind! Wie begierig suchen wir oft Ideen in neuen Büchern, in Gesellschaft, auf Reisen, die wir schon vollkommner und reifer, in unserm eigenen gesammelten Vorrathe, finden würden, wenn wir uns öfter Zeit ließen, in uns selbst hinabzusteigen, und das zu wiederholen, was wir gesehen, gehört, gelesen, und selbst gedacht haben."

§. 115.

Die Cultur der Einbildungskraft ist übrigens nicht blos sehr wichtig des Selbstdenkens und der Wissenschaft wegen, sondern auch wegen ihres großen Einflusses auf das ganze Leben. Vgl. Tetens phil. Versuche II, 658. Kant Anthrop. S. 158. Herbart Lehrb. z. Psychologie S. 46. Scheidler Psychol. I, 416. Davy d. letzt. Tage eines Naturforschens übers. v. Martius S. 274. L. Thilo üb. akad. Vortrag S. 56. Follen Bildersaal deutsch. Dichtung I. Vorr. S. XIX. Rehberg W. Schr. IV, 249.

1. „Zum Selbstdenken in den Wissenschaften gehört ebenso viel Phantasie, als zu poetischen Erzeugnissen, und es ist sehr zweifelhaft, ob Shakspeare oder Newton mehr Phantasie besessen habe." Herbart a. a. O.

„Ich werde bei mir gewahr, daß das Nachdenken selbst über die abstractesten Materien, nie besser von Statten geht, als wenn ich mir den Hauptgegenstand, worauf es sich bezieht, zuvor in der Einbildungskraft lebhaft sowohl, als ausführlich, darzustellen suche; und je besser mir dieß gelingt, desto gründlicher wird die Untersuchung, und zu desto mehr Aufschlüssen verhilft sie mir. — Der Dichter muß dem Philosophen vorarbeiten, und kein Mensch kann mit seinem Verstande große Dinge ausrichten, der nicht auch Einbildungskraft genug hat, um dem Verstande die Materialien, die er verarbeiten soll, in einem gewissen Grade sinnlicher Klarheit darzubieten;" Garve a. a. O. (II. 251). Ueber die Mitwirkung der Einbildungskraft bei wissenschaftlichen Erfindungen, siehe die Beispiele in Reimarus Vernunftlehre S. 321., 325. (ed. 6.), vgl. Tetens Versuche I. 287. u. Döbereiner z. pneumatischen Chemie IV. S. 48. („Es giebt überhaupt keine große wissenschaftliche Entdeckung, der nicht ein früheres obwohl unklares Gewahrwerden aus der Ferne (d. h. ein Auffassen mit der Phantasie) vorausgegangen wäre, gleichsam wie man auf dem Meere beim Annahen an das Land die umnebelten Berge zuerst in dunkeln zweifelhaften Umrissen erblikt.") Auch gehört hierher folgende interessante Stelle aus Lichtenberg's phys. und math. Schriften Th. II. S. 72. „Wir haben diese Aufsätze überschrieben: Geologische Phantasien. Phantasien, weil vieles hier vorkommen wird, was eigentlich das angenehme Werk dieser Zauberin ist. Denn ich sehe nicht, warum man ihr wehren will auch hier ihr unterhaltendes Spiel zu treiben, so lange sie sich aller Ansprüche auf unsern Glauben begiebt. Wer in der Welt wird ihr nicht gern in ihre Schöpfung folgen, wenn sie, was sie erschafft, durchaus nach Vorschriften der Vernunft lenkt und regiert; ja, wenn sie

so gar den ersten Hauch, der ihr Werk beseelt, der Natur abborgt und dadurch die Vernunft selbst zu dem Geständniß zwingt: Es könnte wohl so seyn; ja, es ist vielleicht so. Doch das ist bei weiten noch nicht Alles. Wie oft hat sie nicht mit ihrem wilden und rauschenden Fluge Ideen aufgejagt, die sich vor dem Falkenauge der Vernunft versteckt hielten, und die diese nachher mit Begierde ergriff. So sah Milton die allgemeine Schwere, und England hat seine vielen wiedergefundenen Paradiese größten Theils des großen Dichters verlornem zu danken. Es ist mit dem Erfinden eine ganz eigene Sache; die Wünschelruthen, die man dazu vorgeschlagen hat, schlagen nur dem auf Gold, der es ohne sie wohl auch gefunden hätte. So ist Bakon's Organon freilich ein vortreffliches heuristisches Hebzeug, aber es will gehoben seyn. Ich habe Leute gekannt von schwerer Gelehrsamkeit, in deren Kopf die wichtigsten Sätze zu Tausenden selbst in guter Ordnung beisammen lagen, aber ich weiß nicht wie es zuging, ob die Begriffe lauter Männchen oder lauter Weibchen waren, es kam nichts heraus. In einem Winkel ihres Kopfs lag Schwefel, im andern Kohlenstaub, im dritten Salpeter genug, aber das Pulver hatten sie nicht erfunden. Was ist das? Hingegen gibt es wiederum Menschen, in deren Kopf sich Alles sucht und findet und paart, und läge es auch anfangs eine ganze Kopfsbreite aus einander. Es läßt als wären die Stamina großer Gedanken in einem reineren Menstruum feiner aufgelöst und leichter aufgehängt, um sich so gleich nach Gesetzen der natürlichsten Verwandschaft anzuziehen und zu den schönsten Formen zu sammeln. Ein solcher Kopf war der, der auf Keppler's Schultern saß, und dieses, wie ich glaube, in einem so eminent hohen Grade, daß man billig das ganze Geschlecht, den wahren Geistesadel, darnach benennen sollte. Nun bedenke man aber

des Mannes schaffende Phantasie! (hier steht das Wort.) Wie nahe ist er nicht oft der Schwärmerei? Und wer will ausmachen, wo er gewesen ist, wenn er der Vernunft bloß übergibt, Was er gefunden hat, ohne sich auf das Wie einzulassen. Hier muß man nichts wegwünschen. Hätte mau diesem Adler nur eine einzige Schwungfeder ausgezogen, er hätte sich der Sonne nicht so entgegen geschwungen. Phantasie und Witz sind das leichte Corps, das die Gegenden recognosciren muß, die der nicht so mobile Verstand bedächtlich beziehen will. Ein kleiner Fehltritt schadet jenen nicht, aber freilich, wehe ihnen, wenn sie sich zu weit entfernen, oder gar ohne Verstand und Urtheilskraft für sich allein agiren. Sie werden alsdann gemeiniglich von jedem geschlagen, der sich diese geringe Mühe nehmen will. Dieses ist Alles sehr bekannt. Ich habe sehr früh gehört: jeder gute Kopf müsse wenigstens Ein Mahl in seinem Leben Verse gemacht haben. Alles dieses hängt zusammen." — Die letzerwähnte Bemerkung Lichtenbergs leitet uns auf das eine Hauptmittel für die Cultur der Einbildungskraft, nämlich die Beschäftigung mit den Werken der schönen Kunst, insbesondere der Poesie, wovon in dem Abschnitt üb. ästhetische Ausbildung das weiter vorkommen wird. Das andere Hauptmittel ist das Studium der reinen Mathematik, insbesondere der Geometrie und zwar nach der rein geometrischen Methode der Alten, die vor der heutzutage allein herrschenden Anwendung der Analysis in Hinsicht der formellen Geistesbildung, namentlich der Einbildungskraft unbestreitbare Vorzüge hat; vgl. Fischer üb. d. Sinn d. höh. Analysis S. 95. Das Studium der Mathematik (wozu auch gewissermaßen das Zeichnen und das Schachspielen zu rechnen ist) dient zugleich zu der unerläßlichen Fertigkeit, seine Einbildungskraft zu zügeln und bei bestimmten Bildern festzuhalten, da-

mit sie nicht träumerisch herumschweife, sondern den Zwecken des Verstandes diene; Steinbart Anleitung zum Selbstdenken S. 299 (ed. 3.); (besonders wenn man sich übt, geometrische Constructionen bloß mit der Phantasie zu vollziehen; vgl. Kiesewetter Hodeg. S. 17). So wie d. Gedächtniß, so muß auch die Phantasie dem Verstand, oder die Association der Reflexion untergeordnet bleiben; Fries Logik S. 75. Psych. Anthrop. I. S. 178.

2. Besonders wichtig ist der Einfluß der Einbildungskraft und ihrer Täuschungen im Leben überhaupt (vgl. Kant Anthrop. S. 87 ff.), namentlich bei Neigungen und Begierden, Leidenschaften z. B. Liebe. Durch die E. wird größtentheils Glück und Unglück bestimmt, welches beides fast immer bloß phantasirt ist. Der Sinn fordert nur Befriedigung des Bedürfnisses, auf diese folgt Gleichgültigkeit; jeder sinnliche Genuß hebt sich daher selbst auf, wogegen in der E. der Genuß so lange sich erhält, als die Spannung für Hoffnung und Furcht noch Steigerung zuläßt (daher die Hochzeit das Ende jedes Romans! eripitur persona, manet res. Lucret.). Im Genießen zu leben, ist also bloß Sache der E. (vergl. Fries N. Krit. d. V. I, 197.). Ebenso ist es nicht das äußere Leiden, welches jeden Augenblick kommt und weicht, sondern die innere Vorstellung, die Einbildung seiner beständigen Fortdauer und das lebendige Gemälde entgegengesetzter möglicher Genüsse, welches die Gegenwart unerträglich, und den Menschen unglücklich macht; alle Leiden sind geistige, auch das körperliche wird, da es nur in der Zeit, mithin in Augenblicken, stechen kann, zu einem geistigen; es kann aber eben deßhalb auch durch die Vorstellung, daß auch der heftigste Schmerz zensstich ertragen wird, wofern er nur einen Augenblick dauert, wieder aufgehoben werden, und wirklich

dauert kein Schmerz länger als einen Augenblick (denn wenn der zweite kommt, ist der erste vorbei) und nur unsere E. ist es, die die einzeln erträglichen Stiche zusammenrechnet, und von Stunden, Jahren u. s. w. redet. Vgl. Jean Paul Quintus Fixlein S. 143. Aesthetik I, §. 7. (S. 47. ed. 2.). Dessen Museum (in d. Aufsatz über die Kunst, stets heiter zu seyn) u. a. a. O.; Schiller's Leben v. Car. v. Wolzogen II, 212. — Auch in politischer Hinsicht ist der Grad der Lebhaftigkeit und Bildung der Phantasie bei einem Volke höchst bedeutend, vgl. Zachariä V. Staate I, 423. — Die Einbildungskraft kann auch äußerst schädlich wirken, sowohl in geistiger als in körperlicher Beziehung. Namentlich ist dieß oft in der Jugend der Fall, in der sie vorherrscht; daher z. B. die Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit, die den Idealen z. B. den politischen, nicht entspricht, und die oft zu den größten Verirrungen hinreißt; um so nöthiger ist es gerade für diese Epoche, die Einbildungskraft zügeln zu lernen. Besonders wichtig ist dieß in Beziehung auf die Wechselwirkung zwischen der Einbildungskraft und dem organischen Leben der Geschlechtstheile, indem Seminalreitze weit heftiger und schneller als andere körperliche Bedürfnisse auf die Einbildungskraft wirken, und diese zur Hervorbringung wollüstiger Bilder determiniren. Sind Ausschweifungen in dieser Hinsicht vorgefallen, so drängen sich diese Bilder mit einer (in der Regel) so unwiderstehlichen Gewalt auf, daß man Versuchungen zu widerstehen nicht mehr die Kraft hat, und nach und nach völlig zum Sclaven der Sinnlichkeit, und mithin zum Thiere sich herabwürdigt. Nicht minder schlimm wirken unbefriedigte erotische Wallungen, die in ihren Wiederholungen das ganze Nervensystem und damit alle übrigen Functionen zerrütten

(wie der Arzt Ideler weiter nachweist, Anthrop. S. 258.; vergl. auch Herder in dem schönen Aufsatz über Liebe und Selbstheit. Zerstr. Blätter I.) und endlich auch die festeste Organisation in ihrer Grundlage erschüttern und untergraben. Unendlich wichtig ist mithin, daß man besonders in dieser Hinsicht die Phantasie zu verderben (z. B. durch Lesung schlüpfriger Romane) sich hütet, sie stets zu beherrschen, und gleich von Anfange an allen unsittlichen Vorstellungen den Eingang zu verwehren lernt (eingedenk des Worts Lessings: Laß dich vom Teufel mit Einem Haare packen, und du bist ganz sein eigen!), und daß man das bewahrt, dessen Verlust keines Menschen noch Gottes Macht zu ersetzen vermag, — die Unschuld! (vergl. die herrliche Stelle darüber in Jacobi's Allwill Brieff. XXI. (Werke I, 201 ff.); Jean Pauls Friedenspredigt §. VIII. D. Heimliche Klagelied u. s. w. S. 93, 100.; Unsichtb. Loge Bd. II. S. 235. und einige andere, in d. Abschnitt üb. moral. Bildung angeführte Stellen aus J. P. und Göthe, besonders aber Carus Moralphilos. S. 104 — 110. (s. d. paränet. Anhang.)

Anm. Auch die Cultur des Witzes ist (wo sich diese Naturgabe findet) für die Wissenschaft sehr ersprießlich. Vgl. hierüber eine ausführliche Abhandlung von Kästner (s. deff. Schriften). Reimarus Vernunftlehre S. 321. (ed. 6.) Kants Leben von Jachmann S. 25. Bernhardi's Sprachlehre Th. II. Beneke Erziehungslehre I, 148. — Man denke an Bacon, Hamann und Lichtenberg! (Von letztrem sagt Göthe W. XXIII. S. 265. „Seiner Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht liegt ein Problem verborgen" u. s. w.). Vgl. Jean Paul Skizzen I, 240. Unsichtb. Loge I, 200. „Ehe

der Körper des Menschen entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwicklung der Seele; philosophische Anstrengung des Verstandes, dichterische der Phantasie zerrütten die junge Kraft selber und andre dazu. Bloß die Entwicklung des Witzes, an die man bei Kindern so selten denkt, ist die unschädlichste — weil er nur in leichten flüchtigen Anstrengungen arbeitet; — die nützlichste — weil er das neue Ideen-Räderwerk immer schneller zu gehen zwingt — weil er durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen giebt — weil fremder und eigner uns in diesen frühen Jahren am meisten mit seinem Glanze entzückt. Warum haben wir so wenig Erfinder und so viele Gelehrte, in deren Kopfe lauter unbewegliche Güter liegen, in denen die Begriffe jeder Wissenschaft Klubweise auseinander gesperrt in Karthausen wohnen so daß wenn der Mann über eine Wissenschaft schreibt, er sich auf nichts besinnt, was er in der andern weiß? — bloß weil man die Kinder mehr Ideen als die Handhabung der Ideen lehrt und weil ihre Gedanken in der Schule so unbeweglich fixirt seyn sollen wie ihr Steis." (Daß es einen eigenen wissenschaftlichen Witz giebt, lehrt unter andern auch das Beispiel Okens in seinen geistreichen durchgreifenden Naturparallelen und Analogien).

§. 116.

Der Natur der Sache nach ist 3) die Ausbildung des Denkvermögens oder des Verstandes s. str. für den Gelehrten das Nothwendigste, da alles Wissen ja nur ein angewandtes Denken ist; vgl. ob. §. 25., sowie überhaupt die Denkkraft nicht von selbst sich wahrhaft entwickelt, sondern nur in Folge selbstthätiger Uebungen. Besonders nöthig ist die Ausbildung der Fähigkeit den Gedankengang willkührlich nach

bestimmten Zwecken zu leiten, so wie die Fähigkeit der Ausdauer beim Denken, welche theils von der Uebung theils von der Gesundheit des Körpers abhängt. Vgl. Beneke Einl. in d. akad. Stud. S. 122. Auch für die übrige allgemeinmenschliche, und namentlich auch für die religiöse, moralische und politische Ausbildung ist die Uebung des Verstandes von großer Wichtigkeit; vgl. ob. §. 37. Kant Anthropol. S. 158. Schiller Werke XVIII. S. 180 ff. Mohl Polizeiwiss. I, 469.

1. „Der Verstand ist im Menschen zu Haus,
„Wie der Funken im Stein;
„Er schlägt nicht von sich selber heraus,
„Er will herausgeschlagen sein."

Rückert Ged. II, 396.

2. Hier ist besonders die Fähigkeit den Gedankengang nach bestimmten Zwecken zu lenken, zu beachten (indem hiervon aller bedeutende Erfolg im wissenschaftlichen Selbstdenken abhängt), oder das Vermögen die durch bloße Associationen zuströmenden Ideen, wenn sie nicht unmittelbar mit der Hauptabsicht zusammenhängen, von unserm Gedankengange abzuhalten, um auf keinen Abweg zu gerathen. In seinem höhern Grade ist dieß Vermögen Talent, d. h. von keiner Unterweisung abhängige Naturgabe, die aus einer größern Vollkommenheit der körperlichen Werkzeuge und geistigen Anlagen entspringt. Dieß erhellt daraus, daß wer überhaupt zum Selbstdenken aufgelegt ist, diese besondere Fähigkeit, einen gemachten Plan, vermittelst einer Reihe gleichsam von selbst entspringender ihm eigner Gedanken, mit Leichtigkeit zu verfolgen, und selbst seine Einfälle an die Kette seiner wissenschaftlichen Schlüsse zu knüpfen (man denke an Lichtenberg!) grade in denjenigen Augenblicken bei sich findet, wo er sich der größten Heiterkeit seines Kopfs, der vollkommensten Gesund-

heit und des freiesten Spiels aller seiner Seelen- und Leibes-Kräfte bewußt ist; dagegen bei der geringsten Abnahme dieser Munterkeit sich alsbald verliert. Indessen kann auch hierin eine anhaltende Uebung viel ausrichten. Noch mehr gilt dieß von dem Vermögen der Ausdauer beim Nachdenken, dem wichtigsten aller Erfordernisse dieses letztern, worüber sich bei Garve a. a. O. S. 266 verschiedene sehr zu beachtende Bemerkungen finden, von denen wir nur folgende ausheben: „Helvetius macht die Bemerkung, daß der allereingeschränkteste Kopf doch fähig ist, eine unmittelbare Folgerung aus einem Satze zu begreifen, auch wohl selbst eine solche Folgerung zu ziehn. Nun besteht aber der schwerste und weitläuftigste Beweis, der in den Werken Newtons zu finden ist, aus lauter solchen unmittelbaren Folgerungen, — nur aus einer sehr langen Reihe derselben. Es gehört keine größere Geisteskraft dazu, tausend Schlüsse, als einen einzigen, zu machen. Nur eine weit größere Beharrlichkeit, in der Anwendung dieser Kraft, ist zu dem ersten, als zu dem andern, nöthig. Der Unterschied also, zwischen einem gemeinen Kopfe und dem Genie eines Newton, besteht vorzüglich darin, daß dieser einer weit länger anhaltenden Aufmerksamkeit fähig ist, als jener; daß Newton nicht ermüdet, Schluß an Schluß in einer, auf ein bestimmtes Ziel gerade fortlaufenden, Richtung zu reihen, der Mensch von geringen Fähigkeiten hingegen den Faden, den er zu spinnen kaum angefangen hatte, in kurzem abreißt, oder fallen läßt. — Um dieser Ursache willen ist dem großen Denker auch Gesundheit und ein fester Körperbau nöthig. Ein kränkelndes Befinden und Schwäche der Nerven giebt zwar oft dem Menschen eine gewisse Zartheit der Empfindungen, welche macht, daß er leichter, als andre, von Dingen gerühet wird, und ihm also sowohl mannichfaltigern Stoff, als häufigere Anreitzungen zum

Nachdenken verschafft. Aber daraus entstehen bloße Versuche und unvollkommne Bruchstücke, wenn nicht der Nachdruck einer anhaltenden Arbeit hinzukommt. Zu dieser Arbeit ist der Mensch, der immer durch unangenehme Empfindungen unterbrochen wird, oder bei dem sich das Gefühl der Ermüdung zu zeitig einstellt, am wenigsten fähig. Während einer schon angefangnen Geistes-Arbeit ist es besser, wenn der Mensch, ohne alle neue Eindrücke von irgend einer Art, bleibt. Die Empfindung kann sehr wohl die Meditation einleiten. Aber sie muß bei Seite treten, wenn der Verstand anfängt geschäftig zu seyn. — Es ist unstreitig, daß sich der Horizont unserer Ideen immer schneller und schneller erweitert, und das sich neue immer häufiger an die alten knüpfen, je länger das Auge des Geistes auf demselben Gegenstand verweilt. Wer seine Meditationen oft zu unterbrechen, und erst nach Zwischenräumen, die mit andern Beschäftigungen ausgefüllt sind, zu ihnen zurückzukehren genöthigt ist, bringt gemeiniglich Ritzen und Fugen in sein Werk. Sehr viel von dieser Beharrlichkeit, im Verfolgen einer einmal angefangnen Gedankenreihe, ist Naturgabe, Größe der angebornen Kraft. Aber etwas können gewiß auch Vorsatz, Uebung und Fleiß dazu beitragen. Und es gehört daher, unter die Vorbereitungen des Selbstdenkens, daß ein junger Mann sich gewöhne, seine Aufmerksamkeit nur auf Eine Sache, und auf diese so lange zu richten, bis er mit ihr zu einem Ziele gekommen ist; — daß er sich selbst einigen Zwang anthun lerne, um bei einer und derselben Arbeit eine geraume Zeit auszuhalten. Auch die mittelmäßigsten Köpfe können auf diese Weise etwas ausrichten: und die guten können dadurch allein große Dinge zu Stande bringen.“ Ein gewisser Muth und eine damit zusammenhängende Freiheit und Sorglosigkeit des Geistes ist nicht allein zur Vollendung weitläuftiger Arbeiten,

sondern auch zum Gelingen der Meditation überhaupt, und besonders beim Anfange derselben nöthig; vgl. E. Schmid a. a. O. S. 76. Auch muß man die einzelnen günstigen Stimmungen für das Selbstdenken nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. „Jeder Mensch ist des Jahres wenigstens einmal ein Genie" Lichtenberg. Am besten gelingt oft das Denken in der freien Luft, vielleicht weil schon dadurch der körperliche Lebensproceß und das physische Kraftgefühl gehoben wird. „Der Anblick der schönen Natur (sagt Garve a. a. O. S. 327.) und die Bewegung tragen, nach meiner Erfahrung, nicht wenig dazu bei, das Denken zu befördern. Was mir, zwischen den vier Wänden meiner Stube, durchaus nicht gelingen wollte; darüber wurde ich Meister, wenn ich in freiem Felde, auf der Wiese, im Walde nachdachte. Und Gedanken, die sich bei mir, auf meinen Wanderungen durch Fluren einer anmuthigen, aber einförmigen Ebne, nur unvollkommen entwickelt hatten, schienen mir auf einmal in ein helles Licht zu treten, und selbst sich bis zur Schönheit und Würde zu erheben, wenn ich sie, an dem Abhange eines Berges sitzend, erneuerte, wo ein reiches und anmuthiges vor mir ausgebreitetes Thal, das Rauschen eines Bergbachs, tief unter mir weidende Heerden, und arbeitende, oder wandelnde Menschen, meine Sinnen mannichfaltig beschäftigten. Es ist dieses der Natur des menschlichen Geistes vollkommen gemäß. Wofern die Eindrücke der Sinne nur nicht so stark und lebhaft sind, daß sie die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande des Nachdenkens abziehn; so befördern sie durch die Bewegung, in welche sie die Organe setzen, den guten und schnellern Fortgang des Denkens. Wenn jene Eindrücke etwas von Anmuth, Schönheit, oder Erhabenheit in sich enthalten: so ziehn sie, durch die Kraft der Verwandschaft, auch über unsinnliche Gegenstände

anmuthige, schöne oder erhabne Gedanken herbei. Man erzählt von Gelehrten und Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts, daß sie zu Pferde an ihren Werken gearbeitet haben. (Robert Stephanus theilte, auf einer Reise zu Pferde, die Verse zu seiner Ausgabe des N. T. ab; und Bernardo Tasso dichtete zu Pferde seinen Amadis. — Auch Erasmus arbeitete, wie Jean Paul irgendwo berichtet, sein Lob auf die Narrheit auf dem Sattel aus.) Ich gestehe es, daß ich Mühe habe, mir dieß als möglich zu denken. Aber davon habe ich einen Begriff, und selbst einige Erfahrung, daß man zu Pferde die Ideen zu einem Buche sammeln und vorbereiten könne. Diese lebhafte und sanft erschütternde Bewegung, die ein munteres und doch nicht unruhiges Pferd seinem Reiter giebt, und die schnellere Abwechselung der Gegenstände, bei welchen es ihn vorbeiträgt, ist, — besonders wenn diese Gegenstände anmuthig und mannichfaltig sind, — sehr geschickt, das Gemüth in einen Zustand der Beschaulichkeit und des Selbstgenusses zu wiegen, welcher der Hervorbringung neuer Ideen günstig ist. Dieß ist einer der Vorzüge, durch welche sich Gebirgsgegenden denkenden und empfindenden Menschen so sehr empfehlen: daß, durch den Umfang, die Schönheit, und selbst das Wilde und Fürchterliche der Aussichten, welche sie darbietet, sie das Gemüth zu Betrachtungen einladen, und dem Verstande, zu einer gleichen Erweiterung oder Erhöhung seiner Begriffe, behülflich sind, als sie unserm Gesichtskreise verschaffen. Es ist, als wenn wir die Dinge und Begebenheiten der Welt unserm Gemüthe mehr gegenwärtig machen könnten, wenn wir wirklich einen beträchtlichen Theil derselben auf einmal vor Augen sehen. Wir sind überdieß im Gebirge gleichsam an der Quelle und bei dem Ursprunge vieler Naturerscheinungen; und die Untersuchung, über die Na-

tur und Entstehung der Dinge, worauf am Ende alle Philosophie hinausläuft, ist also der Lage eines denkenden Gebirgsbewohners recht angemessen" vgl. ob. S. 277, 284.

Dritter Abschnitt.

Die Lectüre.

§. 117.

Die Ausbildung des Gelehrten durch Lectüre ist schlechthin nothwendig, da in dem Begriff der Wissenschaft das historische oder gelehrte Moment liegt (§. 28.). Besonders wichtig ist sie bei dem gegenwärtigen Umfange der Wissenschaften, so wie der mancherlei Kenntnisse, die zur Führung jedes wichtigen Amts oder Geschäfts erfordert werden, weshalb auch das größte Genie ohne mannigfache Lectüre in keiner Art von gelehrten Arbeiten sich sehr auszeichnen kann. Schädlichkeit ihres Uebermaaßes. Vgl. überhaupt Schütz über die Einrichtung der häusl. Stud.; Beseke über Lectüre (deutsch. Museum 1786 St. 4.); Bergk die Kunst Bücher zu lesen, 1799; Ziegesar über Lectüre 1793; H. de Marees Anleit. zur Lectüre 1806; Kiesewetter Hodegetik 176 ff., 204 ff.; Fries Logik S. 534, 623; Siebelis Schulschr. 15, 16, 74; C. Schmid Allg. Encykl. u. Method. S. 57.

Ueber die Nachtheile der Vielleserei war schon im Alterthum Klage (*Polyb*. III. t. I. p. 313 ed. Schweigh., *Seneca* ep. 2, 45, 88 de tranquill. an. IX. 14.), aber wie viel schlimmer steht es damit heutzutage! „Unsre Zeit ist das Lesejahrhundert" sagt Herder (Briefe

über das Stud. der Theol. no. 49.), und setzt hinzu: „Ich glaube nicht, daß die Menge der Bücher die Welt, auch nur die Wissenschaft, so verbessert habe, als wenn nur wenige, kernhafte, gute Bücher wären, die desto fleißiger, einfältiger, tiefer gelesen würden; vielmehr bedauere ich einen Jeden, der unter einer zu großen Last von Buchstaben daher kriecht und nie selbst zum Verstand der Wahrheit kommt.“ Aehnlich Hippel: „Wahrlich, Bücher stehlen Einem das Leben unter den Händen weg. Wenn ich lese, so lebe nicht ich, sondern der das Buch geschrieben hat, lebt in mir.“ — „Bei unserm frühzeitigen und oft gar zu häufigen Lesen, wodurch wir so viele Materialien erhalten, ohne sie zu verdauen, — was die Folge hat, daß das Gedächtniß gewohnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Urtheilskraft zu führen — da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben, sich aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, selbst anzufangen zu fühlen und selbst zu sprechen, und, ich möchte fast sagen, auch einmal selbst zu existiren“; Lichtenberg Verm. Schrift. I, 177. — „Es wird von unsrer Jugend gewiß viel zu viel gelesen, und man sollte dagegen schreiben, wie gegen die Selbstbefleckung; nämlich gegen eine gewisse Art von Lectüre. Es ist angenehm, aber so schädlich wie das Branntweintrinken.“ Derselbe (W. Wien II, 158., vgl. 216. 285.) vgl. W. Menzel die deutsche Literat. I, 276. — Indessen, wie nun einmal die Sachen stehen, ist das Lesen besonders dem Gelehrten unerläßlich, und die Aufgabe ist nur die Kunst theils mit dem kleinsten Verluste von Mühe und Zeit und mit dem größten Nutzen zu lesen, theils dabei das Selbstdenken nicht zu vernachlässigen. In beiderlei Hinsicht gelten nun folgende Hauptregeln:

§. 118.

1. Für das richtige Maaß die bekannte Regel des Plinius: *Multum*, non multa! (Plin. sec. ep. VII. 9, §. 15. cf. II. 17.) Aehnlich Quintilian (Inst. orat. X. 1, 59) *multa* potius quam *multorum* lectione formanda mens et ducendus est color." — Des ältern Plinius Spruch nullum esse librum tam malum, ut non aliqua parte prodesset (epist. V. 10, vgl. Leibnitz in opp. ed. Dutens t. V, p. 272. — *Gibbon* Memoirs I. 34) paßt nur auf schon sehr geübte Gelehrte.

Vgl. überhaupt Morgensterns Rede Joh. Müller oder Plan im Leben und Lesen; S. 67 ff.: „Die Summe der Weisheit im Lesen liegt in den wenigen Worten: ließ außer den Schriftstellern, die du deines gegenwärtigen oder künftigen Berufs halber lesen mußt, nur die classischen, d. h. die ausgezeichneten im Gebiet der Poesie, Beredsamkeit, Geschichte und Philosophie. — Wählt euch früh einen der classischen Dichter, einen der classischen Philosophen oder Historiker — den, der Euch ganz zusagt — und geht mit einem solchen um, als mit Eurem Freunde, daß Ihr am Ende zu ihm sagen dürft: „in deiner Welt leb' ich, bin ich zu Hause; bei dir ist mir wohl!" — Seneca sagt: artifici jucundius est pingere quam pinxisse. So sollt auch Ihr stets mehr Freude daran finden zu lesen, als gelesen zu haben, und den Muth, wenn man bei Euch nach diesem oder jenem Roman, Journal, Taschenbuch u. d. m. bedeutend fragt: habt Ihr's auch gelesen, offen und wahr zu erwiedern: Nein! — Nur das Lesen giebt Selbstzufriedenheit, wobei Denken, wiederholtes Denken und Mühe war. In Anstrengung ist Geistesleben, ohne sie Schlaf, ewiger Schlaf Tod. — Irgend eine Reihenfolge habt im Auge. Plan im Lesen, wie im Leben

überall! Besser nach einem unvollkommenen Plan arbeiten, als planlos. So tritt man wenigstens durch selbstgezähmte Willkühr abgehärtet in die Laufbahn. Leset Ihr aber ausdauernd im Geiste des Plans, der, einstimmig mit der Denkart der Besten, vorgezeichnet worden, unverwandten Auges auf das letzte Ziel, Bildung des ganzen Menschen zur Würde, Energie und Schönheit seines Geschlechts: so werden früh oder spät die classischen Schriftsteller in Euch finden, was sie als einzigen Lohn öfter wünschen, als erhalten, classische Leser. Solchen wird auch jeder Versuch im Schreiben gelingen." — Aehnlich Joh. Müller: „Es ist besser wenige Bücher, die die Probe der Zeit aushalten, immer, als viele neue zu lesen. — Wirklich, liebster Bruder, wirst auch du bei dem Lesen weniger wichtiger Bücher dich besser als bei der Zerstreuung unter viele befinden; wirf mir nicht mein eignes Gegenbeispiel vor, denn es war ein großer Theil meiner Lectüre unnütz, weil ich nach keinem festgesetzten Plane las." Werke XIV, 374; Sibelis S. 74. Dieselbe Maxime verfolgte Gibbon (Memoirs I, 192.).

§. 119.

2. In Hinsicht der Auswahl der einzelnen Bücher ist die vorgängige (mit Zuziehung eines sachkundigen Freundes oder Lehrers zu bewirkende) Entwerfung eines Plans erforderlich, um die Lectüre nach dem besondern Zwecke, den man mit dem Lesen beabsichtigt, so wie nach der Besonderheit der Wissenschaften und nach der Individualität der eignen geistigen Anlagen oder Kenntnisse passend zu ordnen.

Als einzelne Regeln, so weit diese sich hier im allgemeinen aufstellen lassen, giebt Meiners Anweisung u. s. w. S. 14 folgende an: Wenn man weiß, welche und wie viele Bücher man lesen will oder muß, so ist es alsdann

am besten von den leichtern zu den schwerern fortzugehen. Wenn man aber keine Dunkelheit, oder abschreckende Schwierigkeiten mehr zu fürchten hat, so muß man immer mit den besten Werken anfangen. Man kann daher jungen Gelehrten den Rath nicht tief genug einprägen: über jeden Theil oder Abschnitt der Philosophie, über ein jedes Volk oder Land u. s. w., was sie kennen lernen wollen, ja die besten Schriften zuerst zu lesen, wenn sie ihnen anders nicht zu schwer sind. Diese Methode hat außerordentlich große Vortheile. Denn außer daß die vortrefflichsten Schriften gemeiniglich auch Muster der Schreibart, oder doch eines ordentlichen Vortrags sind: daß sie gewöhnlich in dem kleinsten Raum die meisten Gedanken und Facta enthalten: daß sie eben dadurch am stärksten interessiren, und die Kräfte des Verstandes am meisten üben; so wird man auch durch das Lesen derselben in Stand gesetzt, die weniger vollständigen und guten Werke am richtigsten zu beurtheilen, und mit dem geringsten Verlust von Zeit zu nutzen. Man hält sich nämlich in solchen Büchern bei allen den Stellen, Gedanken und Erfahrungen, die man sich schon aus der besten Schrift gemerkt hat, nicht unnöthiger Weise auf, und kann daher dieselbige Zahl von Büchern geschwinder durchlesen, als wenn man ohne Ordnung läse, oder von den schlechtern zum bessern fortginge. Eine andere nicht minder wichtige Regel beim Lesen ist diese: wenn die Hülfsmittel es anders erlauben, ohne Unterbrechung alle die Werke hintereinander durchzulesen, die man über eine Wissenschaft, oder einen Gegenstand durchzugehen sich vorgenommen hat. Man gewinnt dadurch die großen Vortheile, daß man bei einem jeden nachfolgenden Buche den Inhalt der vorhergehenden frisch im Gedächtnisse hat: daß man also jedes folgende Buch am besten beurtheilen kann: daß man nicht nöthig hat, aus spätern sich Stellen auszuzeichnen, die man sich

schon aus frühern gemerkt hatte, daß man endlich eine gewisse Summe von Kenntnissen eine Zeitlang hintereinander in den Stunden der Arbeit sich gegenwärtig erhält, und eben dadurch Anlaß bekommt, die immer geläufigern Ideen mannichfaltiger zu combiniren, als man würde gekonnt haben, wenn man sich in seiner Lectüre hätte unterbrechen lassen, und bei jedem nachfolgenden Buche nur noch dunkle, oder ungewisse Erinnerungen von dem Inhalte der vorhergehenden gehabt hätte. Wenn man den angefangenen Faden einer Lectüre nirgends abreißt, als bis man ihn ganz abgesponnen hat, so bringt man zu einem jeden Buch alle die lebendigen, sich schnell darbietenden Kenntnisse mit, womit man es am besten beurtheilen und nutzen kann. Läßt man sich hingegen in einem angefangenen Cursus von Lectüre oft unterbrechen, oder liest man gar ohne allen Plan das erste beste Buch, was einem der Zufall, oder die Neuheit, oder die Empfehlungen Anderer in die Hände spielen; so muß daher nothwendig Verwirrung, besonders in jungen Köpfen entstehen, die ihren Vorrath von Kenntnissen noch nicht in ihre natürlichen Fächer vertheilt haben, und also auch nicht die Fertigkeit besitzen, einem jeden Zuwachs neuer Gedanken und Erfahrungen die vortheilhafteste Stelle anzuweisen. Nichts hingegen befördert Ordnung im Denken mehr, als Ordnung im Lesen. Nichts stärkt und unterstützt das Gedächtniß so sehr, als die fortgesetzte Lesung aller, oder vieler Bücher von ähnlichen Inhalt, indem sich dadurch alle verwandte Gedanken und Data stärker anziehen, sich inniger verbinden, tiefer einprägen, und zu mehreren Verbindungen und Vergleichungen von Ideen Anlaß geben." — „Man lies't viel zu viel geringe Sachen, womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat." — „Den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bil-

den, sondern nur am Allervorzüglichsten." Göthe (Gespr. mit Eckermann I, 123. II, 304.).

„Manch art'ges Büchlein läßt sich einmal lesen,
„Zu dem der Leser dann nicht wiederkehrt;
„Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
„Das war nicht einmal lesenswerth."
Rückert Gedichte II, 416.

§. 120.

3. Der Act des Lesens selbst muß nach dem Zweck und der Beschaffenheit des Buches eingerichtet werden, indem man einige Bücher rascher, andere langsamer studiren muß (daher die alte Eintheilung der Lectüre in die cursorische und statarische); jedenfalls ist erforderlich, ohne Vorurtheil weder für noch wider den Autor oder seine Sache, mit Sammlung des Gemüths und mit angespannter Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit, eigenem Urtheil zu lesen.

„Libros non legas animo contradicendi et disputationum praeliis concertandi, neque rursus omnia pro concessis accipiendi aut in verba auctoris jurandi, neque denique in sermonibus te venditandi; sed ut addiscas, ponderes, et judicio tuo aliquatenus utaris. Sunt libri quos leviter tantum gustare convenit: sunt, quos deglutire cursimque legere oportet: sunt denique, sed pauci admodum, quos ruminare et digerere par est; h. e. libri quidam per partes tantum inspiciendi; alii perlegendi quidem sed non multum temporis in iisdem evolvendis insumendum: alii autem pauci diligenter evolvendi et adhibita attentione singulari." *Bacon* sermon. fidel. no. XLVIII. (op. Lips. p. 1222.). — Aehnlich Joh. Müller: „Eine Art Bücher lese ich mit großer Geschwindigkeit, weil ich

alle Schlacken wegwerfe, und wenig Gold vorhanden ist; einige aber sind ganz Gold und Diamanten, und wer z. B. im Tacitus mehr als 20 Seiten in 4 Stunden lesen kann, versteht ihn gewiß nicht." (W. IV, 177. vgl. XVII, 253. „Ungern lasse ich ein angefangenes Buch unvollendet, man muß die Beharrlichkeit üben."). — Bei allen Materien, worüber man selbst schon Kenntniß gesammelt und nachgedacht hat, ist es zweckmäßig Gibbon's Methode zu befolgen, die er den jeunes étudians recommandirt: „Après un coup-d'oeil jeté sur le sujet et la disposition d'un livre nouveau, j'en suspendais la lecture, que je ne reprenais qu'après en avoir examiné moimême le sujet sur tous les rapports; qu'à eprès avoir repassé dans mes promenades solitaires tout ce que j'avais lu, pensé, ou appris sur l'objet de tout le livre, ou de quelque chapitre en particulier. Je me mettais ainsi en état d'apprécier ce que l'auteur ajoutait à mon fonds general, et j'étais quelquefois favorablement disposé par l'accord, quelquefois armé par l'opposition de nos idées. Aehnlich der ausgezeichnete Selbstdenker Salom. Maimon in seiner Selbstbiographie (Th. I.). — Namentlich versuche man beim Studium mathem. Schriften die Beweise selber herauszubringen.

Andere Hauptregeln beim Lesen selbst entwickelt Meiners a. a. O. S. 19., wie folgt: „Alle wichtige Bücher, die man in der Absicht sich zu unterrichten liest, muß man mit so gesammelter Aufmerksamkeit lesen, daß man sich selbst die ganze Reihe der Raisonnements, oder Erzählungen von Schriftstellern zusammenhängend wiederholen kann. Bei einer solchen Art zu lesen, kann man anfangs nur sehr langsam, und sehr wenige wichtige Bücher lesen. Allein man muß sich durch solche langsame Fortschritte weder irre machen, noch nieder-

schlagen lassen. Je mehr man an Kenntnissen, und an Uebung im Lesen und Denken zunimmt: desto mehr nimmt man auch in der Fertigkeit zu lesen zu, die zuletzt so groß wird, daß man ohne sich zu übereilen, oder etwas zu übersehen, die weitläuftigsten Werke in einer für Anfänger fast unglaublich kurzen Zeit durchlesen kann. Man mag aber, viel, oder wenig Uebung haben, so suche man, wie schon Seneca rieth, nicht sowohl viele Bücher, als viel (non multa, sed multum) zu lesen, und schätze seine Belesenheit nicht nach der Zahl der Bücher, die man durchblättert, sondern nach der Menge von nützlichen Kenntnissen, die man erworben und sich eigen gemacht hat. So wie nur eine mäßige unserm Appetit entsprechende Quantität von Speisen den Leib nährt und stärkt, und ein unmäßiger Genuß der besten Nahrungsmittel Unverdaulichkeiten nach sich zieht; eben so ist auch nur ein solches Maaß von Lectüre, das wir verarbeiten, und in Blut und Saft verwandeln können, wahre Nahrung für den Geist; und Schlemmerei oder Unmäßigkeit im Lesen hingegen zieht, wie Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Unverdaulichkeiten und Krankheiten nach sich. Um aber das Gelesene uns eigen zu machen, müssen wir nicht schneller lesen, als wir denken und untersuchen können, und kein lehrreiches Buch, als gelesen und genutzt, weglegen, wenn wir nicht die Raisonnements desselben geprüft, oder die darin enthaltenen Facta erwogen, und angewendet, oder benutzt haben. Bücher sind Minen und Bergwerken ähnlich. In einigen findet man edlere Metalle und selbst gediegenes Gold; allein eben dieß ächte Gold ist oft mit falschem vermischt, und man muß daher den uns von der Natur verliehenen Probierstein brauchen, um nicht hintergangen zu werden, und wieder andere zu hintergehen. Die meisten Bücher enthalten nur rohe Erze von besserem, oder geringerem Gehalte, die nicht

selten mit giftigen Bestandtheilen vermischt sind. Es müssen daher die einen verarbeitet werden, wenn sie nutzen, und die andern ausgetrieben und abgesondert werden, wenn sie nicht schaden sollen. Man strebe ja nicht nach dem Ruhme eines Vielwissers, oder einer ungeheuern Gelehrsamkeit; denn das ganze aufgeklärte Publicum ist jetzo überzeugt, das vieles Wissen ohne Selbstdenken schädlich, und daß eine weitläuftige aber verworrene und unverarbeitete Gelehrsamkeit das Zeichen eines mittelmäßigen Kopfes sey. Auch hüte man sich, daß man nicht entweder durch den Zauber des Vortrags, oder durch den hinreißenden Strom der Erzählung und des Raisonnements, zum flüchtigen Lesen verführt werde. Man widersetze sich dem Strom, von dem man hingerissen wird, mache sich selbst einige Ruhepunkte, und blicke forschend auf die Gegenden zurück, die man zurückgelegt hat; oder wenn man nicht wiederstehen konnte, so kehre man nochmals zu dem Punkte wieder, von dem man ausging, und mache denselbigen Weg noch einmal langsam und prüfend, den man das erste mal mit betäubender Geschwindigkeit zurückgelegt hatte." — Ueber das Privatstudium mathematischer und philosophischer Schriften; vgl. Fries Logik S. 617.

Anm. 1. Soll man bloß zu seiner Erholung lesen? — „Ein Lesen womit man sich bloß die Zeit vertreiben will, ist unmoralisch; das Lesen ist ein Gift für Geist und Körper, wenn es uns bloß amüsiren soll." Bergk (Kunst zu lesen); vgl. jedoch Meiners a. a. O. S. 22.: „Kein Mensch war je so gesund, daß er nicht in gewissen Stunden, oder in gewissen Tagen sich zu ernstlichen Arbeiten unfähig gefühlt hätte; und keiner so glücklich, der nicht oft die Bewegungen, denen er seine Erholungsstunden vorzüglich bestimmt hat, entbehren, und aussetzen müßte. Aus beiden Ursachen ist es rathsam, stets unterhal-

tende Schriften bereit zu haben, womit man entweder trübe Stunden angenehm hinbringen, oder die man auch in die Stelle abgehender Zerstreuungen einschieben kann. Wenn man aber seine Zeit, seine Ruhe, und Tugend liebt; so muß man in der Wahl, und dem Gebrauch unterhaltender Schriften äußerst sorgfältig, und gewissenhaft seyn. Zuerst mache man es sich zu einem unübertretlichen Grundsatz: so lange man gesund, und zu arbeiten aufgelegt ist, seine unterhaltende Lectüre niemals in die Stunden der Arbeit einzuschließen, und eben so wenig durch die angenehmste Lectüre sich Stunden rauben zu lassen, die man zu nützlichen Arbeiten hätte anwenden können, und sollen. Leider habe ich schon zu viele traurige Beispiele von Jünglingen erlebt, die bei den glücklichsten Anlagen und dem größten Fleiße, im Lesen doch niemals, oder erst spät, brauchbare Männer wurden, weil sie das, was für sie nur Erholung hätte seyn sollen, zu ihrem Hauptgeschäfte machten, und die schönsten Arbeitsstunden mit solchen Büchern verdarben, deren ganzes Verdienst in der Gewährung einer vorübergehenden Unterhaltung bestand, und die gar keine gute Früchte, oder guten Samen in dem Kopfe und Herzen der Lesenden zurückließen."

Anm. 2. Hier noch einige Regeln von Lichtenberg: Zwei Absichten muß man bei der Lectüre beständig vor Augen haben, wenn sie vernünftig seyn soll; einmal, die Sachen zu behalten, und sie mit seinem System zu vereinigen (L. nennt das an einem andern Orte so lesen, daß es sich immer ansetzt); und dann vornehmlich sich die Art eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angesehen haben. Das ist die Ursache, warum man jedermann warnen sollte, keine Bücher von Stümpern zu lesen, zumal, wo sie

ihr eignes Raisonnement eingemischt haben; man kann Sachen aus ihnen lernen, allein was weit wichtiger ist, seiner Denkungsart eine gute Form zu geben, lernt man nicht. — Man kann nicht leicht über zu vielerlei denken, aber man kann über zu vielerlei lesen. Ueber je mehrere Gegenstände ich denke, daß heißt, sie mit meinen Erfahrungen, und meinem Gedankensystem in Verbindung zu bringen suche, desto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Lesen ists umgekehrt; ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. — Laß dich deine Lectüre nicht beherrschen, sondern herrsche du über sie. — Von den jedermann bekannten Büchern muß man nur die allerbesten lesen, und dann lauter solche, die fast niemand liest, deren Verfasser aber Männer von Geist sind.

Anm. 3. Ueber die Schädlichkeit der Romanenleserei vgl. Kant Anthropologie S. 173. Schopenhauer vierf. Wurz. d. Satz. v. Grund S. 128. A. W. Schlegel crit. Schrift. Th. I. S. 58. Indessen machen allerdings manche Romane ausgezeichneter Dichter mit Recht eine Ausnahme, z. B. Hippels (Lebensläufe, Kreutzzüge); Klingers (Giafar, Raphael); Jacobi's (Woldemar, Allwills Brieff.); Novalis (Ofterdingen); L. Tieks (W. Lovell, Novellen, besonders: der Gelehrte, die Reisenden, die Verlobung); Hegner's (Molkenkur, Saly's Revolutionstage); E. Wagner's (Willibald, Isidora) u. Jean Paul's (Mumien, Siebenkäs, Hesperus, Titan, Katzenberger, Flegeljahre). Auch Walter Scott's und Cooper's Romane können meistens darum empfohlen werden, weil sie neben der „Liebesgeschichte" doch noch ein höheres (patriotisches) Interesse anerkennen und erwecken. Vgl. Gibbon Memoirs I. S. 94.

§. 121.

Die Selbstthätigkeit beim Lesen wird vorzüglich geübt durch ein angemessenes Excerpiren, welches letztere zugleich in Hinsicht der Uebung des Gedächtnisses wichtig, und zum Behuf eigener gelehrter Arbeiten unerläßlich ist.

Nur wer ein solches außerordentliches Gedächtniß wie ein Hugo Grotius oder Leibnitz (vgl. S. 371.) hat, bedarf keiner Excerpte. Allerdings läßt sich manches dagegen anführen (vgl. Fries Logik S. 666. und Gibbon Memoirs I. 95.), allein die Vortheile sind überwiegend. „Ich rathe Dir, schreibt Joh. Müller seinem Bruder, nicht viele Bücher zu kaufen, sondern vielmehr aus allen, die Du entlehnst, Auszüge zu machen. Eine Bemerkung Johnson's über den mit dem Excerpiren verbundenen Zeitverlust hat mich zu einigen Promenaden in meinen Zimmern veranlaßt, aber ich blieb dem Excerpiren doch getreu, es gewöhnt erstaunlich an das Concentriren, und ist eine stäte Geistesarbeit." (W. IV, 284., VII, 17.; vgl. Stiebelis a. a. O. S. 75.). Treffend setzt diesen Vortheil auseinander Jean Paul in einem kleinen Aufsatz: Die Taschenbibliothek (Anhang zum Katzenberger Bd. II. W. Bd. LII. S. 117.), woselbst er sein eignes Verfahren in der Person eines Tanzmeisters schildert, wie folgt: „Ich will jetzt den Lesern, die so glücklich sind, noch in den Jahren zu seyn, deren Verlust oder Mißbrauch keine spätern gut machen, diesen will ich alles Wort für Wort zuwenden, was mir der Tanzmeister vorsagte; ich mag ihn nicht um den Dank bringen, den sie ihm einmal nach langen Jahren sagen werden. „Ich bat oft, sagt' er, einen Menschen, der eine dicke Reisebeschreibung wieder zum Bücherverleiher zurück getragen, mir nur einen Bogen mit dessen Inhalt voll zu schreiben — er konnt' es nicht. Nach vier Wochen konnt er nicht einmal ein Oktavblatt aus-

füllen mit der Erbschaft aus dem Buch. Es war also nicht bloß so gut, als hätt' ers nicht gelesen, sondern noch schlimmer. Ich hatte Tanzschüler, die jährlich mehr Bücher als Tage durchbrachten; aber sie befanden sich jährlich nicht um 365 Zeilen reicher." Und doch ist's unmöglich, zugleich viel zu lesen und viel zu merken. — Was soll man da machen? — „Bloß Exzerpten. Ich fing mir anfangs aus jedem Buche zwei, drei Sonderbarkeiten wie Schmetterlinge aus, und machte sie durch Tinte in meinem Exzerptenbuche fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Rekruten aus. Drei Zeilen Platz, mehr nicht, räumt' ich jeder Merkwürdigkeit ein. Ich borgte mir allezeit nur Ein Buch, um es lieber und schneller zu lesen: viele borgen, ist so viel wie kaufen, man lieset sie nicht oder spät. Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buche bringe, in einem einzigen Tropfen; ich hab' aber dann nach 10 Jahren noch etwas, noch einen Vortheil vom Buche aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese Exzerpten zieh' ich wie Riechwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Vorzimmer, auf dem Tanzboden, und erquicke mich mit einigen Lebenstropfen. Wäre mein Gedächtniß noch schwächer, so läs' ich sie noch öfter." — „Die Hauptsache ist, daß ich Exzerpten aus meinen Exzerpten mache, und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les' ich sie z. B. bloß wegen des Artikels vom Tanze durch, ein anderesmal bloß über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte oder Register, und fülle so das Faß auf Flaschen." — „Sogar eine schwere Zahlenlast kann mein kraftloses Gedächtniß aufheben und tragen; ich lege sie nur in 365 kleine Lasten auseinander." Hier gab er mir seinen Kalender. Jeder Monat war mit einem halben Bogen durchzogen, auf dem es für jeden Monatstag beigeschrieben stand, ob dieser der Geburt- oder Sterbetag eines berühmten

Mannes oder einer großen Begebenheit, oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sey, oder welcher Käfer daran ungefähr in die Erde, oder welcher Zugvogel zu seinen Winterlustbarkeiten abreise. Jeden Morgen sah er dann das historische Pensum des heutigen Datums an; und nach einem Jahre hatt' er mehr als zweimal 365 Zahlen im Kopf. Ich mußte hier den Mann, dessen Herz für alles Wissen brannte, an das meinige drücken und es ihm gestehen, daß ich beinahe auf demselben Wege seit dem 14. Jahre gehe. Und ihr, lieben Jünglinge, macht, daß ihr auch einmal aus solchem Grunde umarmet werdet. Vergesset den Pagentanzmeister Aubin nicht, der keine Zeit und kein Gedächtniß und doch so viele Kenntnisse hatte! — Vergesset ihr ihn, so bleibt euch aus einer ganzen durch euere Seele rauschenden Universitätbibliothek nicht so viel zurück als in den Katalog derselben, weitläuftig geschrieben, hinein geht. — Die Bücherflut verläuft, lässet nur einige Schaalen nach, überspühlt wieder euer Gedächtniß, und nach dieser Ebbe und Flut steht in euerer Seele nicht eine einzige gewässerte Pflanze, sondern eine nasse Sandwüste. — Repetiren könnt ihr dann gar nicht; oder ihr müsset wenigstens das alte Buch von neuem lesen und also Vergessenes und Behaltenes zugleich wiederholen, indeß ihr in derselben Zeit ein ganz neues durchbrächtet. Am Ende werdet ihr zur Wiederholung euerer Lectüre fast die Wiederholung eures Lebens nöthig haben. — Kurz, vergesset was ihr wollt, nur meine Erzählung nicht! Sogar die unter euch, die hier erschrecken und es beklagen, daß sie schon zu alt sind, diese nehm ich bei der Hand und sage ihnen tröstend: „„gehet nur mir und dem Herrn Aubin nach: um so mehr müsset ihr jetzt, da ihr euch so spät auf den Weg zur Kenntniß macht, den abgekürzten einschlagen — wahrhaftig aus denselben Gründen, warum ich und er noch im Nach-

mittage des Lebens mit Excerpiren fortfahren, müsset ihr damit anfangen.““ Wenn ich nach zehen Jahren noch lebe, so will ich am heutigen Tage an diesen Aufsatz denken und mich draußen nach allen Weltgegenden umschauen und sagen: „„gewiß lebt in diesem Umkreis mehr als ein Mann, der froh ist, daß er vor 10 Jahren erfahren hat, wie es der Pagentanzmeister Aubin machte.““

Anm. Ueber die Methode des Excerpirens giebt Meiners (a. a. O. S. 48 ff.) folgende Regeln: „Wenn man mit dem kleinsten Verlust von Zeit excerpiren will, so habe man zuerst bei jedem Buche eine Bleifeder, und einen Streifen von weißem Papier in Bereitschaft. Mit der erstern mache man bei einer jeden merkwürdigen Stelle ein kleines sich leicht wieder verwischendes Pünktchen, und merke sich auf dem Papier die Seite, wo eine, oder mehrere solcher Stellen stehen. Das Pünktchen weiset nachher, ohne das Buch zu verunstalten, auf die auszuzeichnende Stelle hin, und das Verzeichniß der Seiten auf dem Streifen Papier erspart nicht nur die Mühe, die Seiten, auf welchen man nichts merkwürdiges gefunden hat, vergebens durchzusehen, sondern sichert auch vor der Gefahr, merkwürdige Stellen zu übersehen. Wenn man, wie einige zu thun pflegen, da, wo man etwas auszuzeichnen findet, Streifen von Papier hineinlegt; so geschieht es leicht, daß einer, oder der andere dieser Streifen herausfällt, und überdem muß man doch immer da, wo man solche Streifen findet, zwei Seiten statt einer durchlaufen, wenn meistens nur auf einer etwas zu merken ist. — Man excerpire nie beim Lesen selbst. Man unterbricht dadurch auf eine unangenehme Art die Aufmerksamkeit und den Faden der Meditation, den man entweder von dem Schriftsteller empfangen, oder selbst angefangen hat.

Lesen hat seine Zeit, und Excerpiren hat auch seine Zeit. Die angemessenste für das letztere ist diejenige, wo man merkt, daß man zu schweren Arbeiten nicht aufgelegt ist. In solchen weniger günstigen Stunden ziehe man die gelesenen Bücher nach Anleitung der Zettel aus, worauf man die merkwürdigen Stellen aufgezeichnet hat.“ —

„Lern zweierlei, mein Sohn, zu thun nach Ort und Zeiten:
„Stoff beizuschaffen und den Stoff zu verarbeiten.
„Bald wird das eine, bald das andre mehr gelingen,
„Doch beide suche stets in's Gleichgewicht zu bringen.
„Das rechte ist, wenn eins so gleich dem andern läuft,
„Daß fort die Arbeit geht, indeß der Stoff sich häuft.“

Rückert W. d. Br. IV, 26.

Vierter Abschnitt.

Das eigne Componiren.

§. 122.

Hat man durch eignes Nachdenken und durch Lectüre hinlänglich wissenschaftlichen Stoff erlangt, so muß man denselben auf eigne selbstständige Weise zu verarbeiten suchen. Daher die Nothwendigkeit des Verfassens eigner Arbeiten, sowie der Nutzen der Fertigkeit seine Vorstellungen und Empfindungen klar und richtig auszudrücken, einen Gegenstand von vielen Seiten zu betrachten u. s. w., theils in Hinsicht auf die

26 *

theoretische Ausbildung, theils in Hinsicht des künftigen Geschäftslebens oder praktischen Berufs. Vgl. Kiesewetter Hodeg. S. 151 ff. Meiners a. a. O. S. 3, 4 ff. Fülleborn Rhetorik S. 89. Doch hüte man sich davor, das sog. Schriftstellern als Gewerbe im Auge zu haben; vgl. Herder Ueb. Stud. d. Th. Brief 50.

Scribendi recte sapere est et principium et fons. *Hor.* cf. *Cic.* de orat. I. 33. „Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen." Jean Paul (Levana §. 132.). — „In der erziehenden Welt geht nichts über Schreiben, nicht einmal Lesen und Sprechen, und ein Mensch liest 30 Jahre mit weniger Ertrag seiner Bildung als er ein halbes schreibt. Dadurch schwingen eben wir Autoren uns zu solchen Höhen; — daher werden sogar schlechte, wenn sie aushalten, am Ende etwas und schreiben sich von Schilda nach Abdera und von da nach Grubstreet hinauf." Derselbe Titan I, 255. „Lesen heißt in die Schulcasse oder die Armensäckel einsammeln, Schreiben heißt eine Münzstätte anlegen; aber der Prägstock macht reicher als der Klingelbeutel." Derselbe (Wahrheit aus J. P.s Leben I, 133.) — „Zur Aufregung des in jedem Menschen schlafenden Systems ist das Schreiben vortrefflich; jeder, der je geschrieben hat, wird gefunden haben, daß Schreiben immer etwas erweckt, was man vorher nicht deutlich erkannte, ob es gleich in uns lag." Lichtenberg (II, 298.). Eben so äußert sich Joh. Müller: „Nie werdet ihr euer Genie, noch den Lohn des Nachdenkens fühlen, ehe ihr euch in dem weitläuftigen Kreise des Wissens Ein Feld zu bearbeiten wählet, und hierüber componiret." (XIII, 201.). — „Ich rathe dir, oft zu componiren; schreib deine Gedanken über Sachen, Bücher, Menschen auf; bekümmere dich um nichts als die Wahrheit; es werde nicht

ein System.“ (V. 244.). — „Unsere Gedanken bleiben so lange in einem unbestimmten Helldunkel bis wir sie aussprechen oder schreiben, und wir wissen eigentlich nur so viel, als wir deutlich sagen können.“ J. G. Müller über Stud. der Wissenschaften S. 58.

§. 123.

Hierbei kommt zunächst die Wahl eines passenden Themas in Betracht, wobei man entweder aus seiner Lectüre sich selber eines bestimmt, oder den Rath eines sachkundigen Freundes oder Lehrers benutzt, oder endlich eine der (wenn auch schon beantworteten) Preisfragen wählt.

Das Wichtigste, Schwierigste, worüber man zuerst, bevor man eine Feder ansetzt, vollkommen im Reinen seyn muß, ist der Plan des Ganzen. Dann gilt Roscommons Regel: „Entwirf mit Feuer, und vollführ mit Phlegma!“ Denn kommt Kraft und Energie nicht beim ersten Entwurf hinein, so läßt sie sich auf keine Weise nachholen. Treffliche Regel Johnson's: „Ich möchte jedem jungen Mann, der Ausarbeitungen zu machen anfängt, rathen, es so schnell zu thun als er nur kann, um sich die Fertigkeit zu erwerben, daß sein Geist immer bei der Hand sey; es ist ungleich schwerer, es in der Schnelligkeit, als in der Genauigkeit weit zu bringen. Ich würde z. B. zu einem jungen Theologen sagen: hier ist der Text! lassen Sie sehen, wie bald Sie eine Predigt machen können. Und dann, wenn dieß geschehen, würde ich sagen: Nun lassen sie mich sehen, wie viel besser Sie sie machen können.“ — Nothwendigkeit der bedachtsamsten Feile, welche aber nichts urkräftiges verwischen darf, und sich nicht merklich machen muß (Rousseau, Büffon). Schädlichkeit der Nachahmung eines fremden Styls, aller Manier, alles

Gesuchten. Edle Einfalt (Simplicität); Kürze. „Rien n'est si froid que le style ampoulé" *Voltaire*.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen,
„Wenn es nicht aus der Seele dringt,
„Und mit urkräftigem Behagen
„Die Herzen aller Hörer zwingt.
„Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
„Braut ein Ragout von Andrer Schmaus
„Und blast die kümmerlichen Flammen
„Aus eurem Aschenhäufchen raus.
„Bewunderung von Kindern und von Affen,
„Wenn euch darnach der Gaumen steht;
„Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
„Wenn es euch nicht von Herzen geht.

„Es trägt Verstand und rechter Sinn,
„Mit wenig Kunst sich selber vor;
„Und ist's euch ernst etwas zu sagen,
„Ist's nöthig Worten nachzujagen?"

Faust. —

Anm. Die Hauptregel für das gesammte Privatstudium und insbesondere für das Componiren drückt Jean Paul (Hesper. 8 Hdpstg.) so aus: nie über eine Sache zu schreiben, ohne vorher über dieselbe sich voll oder satt gelesen, und nie zu lesen, ohne sich vorher hungerig gedacht zu haben; vgl. oben S. 394. — Ueber das Schreiben selbst sind noch folgende Regeln ausgezeichneter Schriftsteller zu beherzigen, und (cum grano salis!) zu benutzen. „Der Denker muß sich Anfangs, ohne Zwang und Regeln, den Eindrücken der Gegenstände, den von der Erinnerungs- und Einbildungskraft ihnen beigesellten Ideen, und der freien Thätigkeit seines Verstandes überlassen; dann ist nun eine zweite Arbeit nöthig, um die Erzeugnisse der ersten Meditation

zu sichten und zu ordnen. Zuerst muß der Stoff herbeigeschafft, oder es müssen im eigentlichen Verstande Ideen und Bilder hervorgebracht werden. Diese Schöpferkraft des Geistes kann nie zu frei und ungebunden wirken. Auf diese Arbeit muß die Prüfung, die methodische Untersuchung des gesammelten Vorraths, die Vergleichung der verschiedenen Materialien unter sich, die Vergleichung aller, mit den schon längst erworbenen Schätzen der menschlichen Erkenntniß, folgen. Eine dritte Arbeit ist die Zusammenfügung und Ründung des für brauchbar anerkannten Stoffs. Einer vierten ist die Bekleidung desselben mit den schicklichsten Wörtern und Ausdrücken vorbehalten. Viele unsrer Schriftsteller machen sich die Arbeit viel zu bequem. Sie wollen Gedanken, Anordnung und Styl mit einer einzigen Meditation umfassen, und schreiben ihre Ideen schon mit aller der Zierlichkeit, mit der sie öffentlich erscheinen sollen, nieder, wenn sie dieselben zum erstenmale auffassen. Aber dieß ist nicht die Art, wie die großen Schriftsteller aller Zeiten gearbeitet haben. Einzelne, abgerissene Bruchstücke und Winke von Ideen, nur mit wenigen unvollkommnen Worten aufs Papier geworfen, haben selbst den Locken, den Addisons, den Lessingen, und Göthen zur Grundlage nachfolgender Untersuchungen gedient. Bei diesen zeigten sich viele der anfangs erwarteten Aussichten täuschend. Manche Eingänge in die Materie verschlossen sich hier wieder, die sie, bei jenen ersten Blicken, geöffnet vor sich zu sehen glaubten. Aber dafür wurden andere einzelne, unscheinbare Samenkörner von Ideen, aus der ersten Meditation, fruchtbar, und entfalteten sich, bei einer sorgfältigern Pflege, zu gewürzreichen und nahrhaften Gewächsen. Auch hiermit endigte sich die Arbeit dieser Männer nicht. Die Eingebungen der ersten Begeisterung, die Resultate der ersten Untersuchungen trugen sie Wochen und Monate mit

sich herum; sie wurden, durch inneres, immerwährendes Bearbeiten derselben, mit ihnen vertraut; sie machten sich noch mehr Meister davon, indem sie sich, schriftlich und mündlich, mit ihren gelehrten Freunden darüber unterredeten. Was, bei dieser ihrer eigenen stillen Betrachtung, bei diesem Durchfechten ihrer Ideen gegen die Einwendungen ihrer Freunde, sich nach und nach von denselben mehr geläutert hatte, schrieben sie nun, — auch nur noch flüchtig, und mit den ersten besten Worten, die sich ihnen darboten, nur ihnen selbst verständlich, — nieder. Sie wollten nichts von der Kraft und Reinheit der Ideen, so wie sie sich zuerst in voller Klarheit ihrer Seele dargestellt hatten, verlieren. Aber sie wußten sehr wohl, daß dieß noch nicht diejenige Gestalt sey, in welcher diese Ideen vor dem Publicum erscheinen können. Sie fingen nun erst an, im eigentlichen Verstande zu arbeiten und nach bestimmten Zwecken und Regeln, eine fortgesetzte Aufmerksamkeit, auf die im Ganzen schon bestimmte und geordnete Reihe von Ideen, zu verwenden." Garve a. a. O. S. 304.

Diesem Verfahren stimmen auch Lambert und Kant vollkommen bei. In des Erstern gelehrten Briefwechsel Bd. I. vgl. Biographie von Huber S. 53. sagt derselbe: „1) Zeichne ich in kurzen Sätzen Alles auf, was mir über die Sache einfällt und zwar so und in eben der Ordnung, wie es mir einfällt, es mag nun für sich klar, oder nur vermuthlich, oder zweifelhaft, oder gar zum Theil widersprechend seyn. 2) Dieses setze ich fort, bis ich überhaupt merken kann, es werde sich nun etwas daraus machen lassen. 3) Sodann sehe ich, ob sich die einander etwa zum Theil widersprechenden Sätze durch nähere Bestimmung und Einschränkung vereinigen lassen, oder ob es noch dahin gestellt bleibt, was davon beibehalten werden muß. 4) Sehe ich, ob diese Sammlung von Sachen zu einem oder mehreren Ganzen gehöre.

5) Vergleiche ich sie, um zu sehen, welche von einander abhängen und von den andern vorausgesetzt werden, und dadurch fange ich an, sie zu numerotiren. 6) Sehe ich sodann, ob die ersten für sich offenbar sind, oder was noch zu ihrer Aufklärung und genauern Bestimmung erfordert wird, und eben so 7) was noch erfordert wird, um die übrigen damit in Zusammenhang zu bringen. 8) Ueberdenke ich sodann das Ganze, theils um zu sehen, ob noch Lücken darin sind oder Stücke mangeln, theils auch besonders um 9) die Absichten aufzufinden, wohin das ganze System dienen kann. 10) Zu bestimmen, ob noch mehr dazu erfordert wird. 11) Mit dem Vortrag dieser Absichten mache ich sodann gemeiniglich den Anfang, weil dadurch die Seite beleuchtet wird, von welcher ich die Sache betrachte. 12) Sodann zeige ich, wie ich zu den Begriffen, die zum Grunde liegen, gekommen bin und warum ich sie weder weiter noch enger nehme. Besonders suche ich dabei 13) das Vieldeutige in den Worten und Redensarten aufzudecken, und beide, wenn sie in der Sprache vieldeutig sind, vieldeutig zu lassen, das will sagen, ich gebrauche sie nicht als Subjekte, sondern höchstens nur als Prädikate, weil die Bedeutung des Prädikats sich nach der Bedeutung des Subjekts bestimmt. Muß ich sie aber als Subjekte gebrauchen, so mache ich entweder mehrere Sätze daraus, oder ich suche das Vieldeutige durch Umschreibung zu vermeiden." — Kant's Verfahren steht in Fülleborn's Rhetorik S. 89.: „Wenn wir etwas schreiben wollen, so müssen sich viele Dinge unsrer Einbildungskraft darbieten, woraus wir dasjenige, was zu unserer Materie gehört, aussuchen können; wir müssen gleichsam Lärm im Gehirne schlagen, und alle Bilder rege machen, dann überlassen wir uns dem Strome unserer Vorstellungen, und haben nichts zu thun, als die Hauptidee fest zu fassen; bisweilen er-

regt irgend ein Wort, in einer ganz heterogenen Schrift, ein treffliches Bild in uns. Bei diesem Denken muß man einen halben gebrochnen Bogen bei der Hand haben, worauf man alle Bilder durcheinander aufschreibt; man hüte sich dabei, das Niedergeschriebene öfters durchzulesen, sondern dringe immer vorwärts. Wenn nun eine Menge Materialien beisammen ist, so wird beim Durchlesen in uns ein Schema entstehen, welches wir zuerst in kurzen Sätzen entwerfen können; wo uns etwas nicht einfällt, lassen wir einen Raum, und merken am Rande mit einem Worte an, was azwischen kommen soll; dieß wird später ausgefüllt, abgeschrieben und polirt. Wer etwas auf einmal recht gut machen will, und seine Gedanken zu sehr anstrengt, denkt sich gewöhnlich dumm."—

Hier noch einige Bemerkungen Lichtenberg's: „Wenn doch große Männer ihre Art zu studieren bekannt machen wollten, eigentlich die Art, wie sie ihre Meisterwerke verfertigt haben! Der Anfang dieser Werke war sicherlich nicht der Anfang des Schreibens. Es wäre möglich, daß von einem großen Werk des Genius der Anfang das wäre, was zuletzt geschrieben worden ist. Der Anfang wird sicherer gemacht, wo man sich vorher schon klar der Mitte und des Endes bewußt ist. Man fand in Sterne's Nachlaß eine Menge flüchtiger Bemerkungen; sie wurden sogar trivial genannt: aber das waren Einfälle, die ihren Werth erst durch die Stelle erhielten. Hier werden Farben gerieben, hätte Sterne auf den Titel seiner Collectaneen setzen müssen. — Man verliert ja durch diese Vorbereitung nicht die Kraft, um bei der wirklichen Composition noch immer hinzu zu erfinden, oder das anzubringen, was auch alsdann noch der Zufall giebt. Vor Allem muß man sich gewöhnen (auch im Briefschreiben!), jeden Satz erst völlig zu durchdenken, und ihn gleichsam im Geiste oder vor der Einbildungskraft als Original-

gemälde geschrieben vor sich zu haben, welches Hand und Feder nur copiren sollen. Thut man dieß nicht, sondern fängt man mit der Feder an, so geschieht es geradezu oft, daß man verleitet wird, etwas ganz anderes hinzuschreiben als man ursprünglich wollte (wie gewiß Jeder beim Briefschreiben öfters an sich erfahren haben wird). Bei Butlern fand man eben das; und Johnson, selbst ein Mann dieser Art, aber freilich, wie man aus seinen aufgezeichneten Unterredungen merkt, ein großer Erfinder aus dem Stegreif, sagt daher: such is the labour of those, who write for immortality."

„Nicht eher an die Ausarbeitung zu gehen, als bis man mit der ganzen Anlage zufrieden ist, das giebt Muth und erleichtert die Arbeit."

„Es klingt lächerlich, aber es ist wahr: wenn man etwas Gutes schreiben will, so muß man eine gute Feder haben, hauptsächlich eine, die, ohne daß man viel drückt, leicht weg schreibt."

„Wenn Jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammen sammelte, so würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahrs einmal ein Genie. Die eigentlich so genannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter. Man sieht also, wie viel darauf ankommt Alles aufzuschreiben."

Für Geschäftsarbeiten besonders beachtenswerth ist auch eine Regel, welche Niebuhr giebt; (s. die interessante Schrift von Franz Lieber: Erinnerungen an G. B. Niebuhr, aus d. Engl. v. K. Thibaut, Heidelb. 1837. S. 104.): nämlich die Regel, Alles gleich correct zu schreiben: „Hüten Sie sich, jemals etwas von dem, was Sie einmal niedergeschrieben haben, auszustreichen. Strafen Sie sich selbst dadurch, daß Sie ein- oder zweimal etwas so hingehen lassen, obgleich Sie sehen, daß Sie es besser geben könnten. Das wird Sie daran gewöhnen, in Zukunft sorgsamer

zu seyn; und Sie werden nicht allein viel Zeit ersparen, sondern auch richtiger und deutlicher denken. Ich streiche fast niemals aus, noch ändere ich, was ich einmal geschrieben habe, nicht einmal in meinen Depeschen an den König. Wer niemals versucht hat, gleich correct zu schreiben, weiß nicht, wie leicht dieses am Ende ist, vorausgesetzt, daß seine Gedanken klar und wohl geordnet sind; und das sollten sie doch seyn, ehe man die Feder auf das Papier setzt." Der Leser wird sich an das auffallende Zusammentreffen dieser Worte Niebuhr's und dessen, was wir in Gibbon's „Memoiren meines Lebens und meiner Schriften" lesen, erinnern. Dort heißt es nämlich, er pflege oft in seinem Gemach auf und ab zu gehen, um eine Phrase abzurunden, ehe er versuche, sie niederzuschreiben."

(Auch Niebuhr's Bemerkungen über die Wichtigkeit einer guten Handschrift verdienen beherzigt zu werden; vgl. Schlözers Selbstbiographie, und Hugo's jurist. Encyclopäd. S. 512. u. 7.). „Eine schlechte Handschrift sollte man niemals verzeihen [1]); sie verräth eine schimpfliche Trägheit; in der That, das Uebersenden eines schlecht geschriebenen Briefes an einen Nebenmenschen ist eine so unverschämte Handlung, wie ich nur irgend eine weiß. Kann es etwas Unangenehmeres geben, als wenn man bei der Eröffnung eines Briefes sieht, daß es lange Zeit brauchen wird, ihn zu entziffern? Außerdem ist es um die Wirkung eines Briefes gethan, wenn wir ihn buchstabiren müssen. Sonderbar, wir vermeiden es sorgfältig, andere Leute nur mit Kleinigkeiten zu belästigen, oder vor ihnen in einem Anzuge zu erscheinen, welcher Nachlässigkeit und Sorglo-

1) Niebuhr schrieb eine besonders leserliche und schöne Hand; ein Vorzug, dessen sich eben nicht viele Deutsche Gelehrte rühmen können.



sigkeit verräth; und dennoch denkt man nicht an die unangenehme Mühe, welche es kostet, einen schlecht geschriebenen Brief zu lesen. In England erfordert der Anstand eine gute und leserliche Handschrift; bei uns scheint es, als wenn das entgegengesetzte Princip anerkannt wäre. Wenn auch nicht Viele durch ihre schöne Handschrift eine glänzende Laufbahn gemacht haben mögen, so weiß ich doch, daß nicht Wenige durch eine schlechte die ihrige zu Grunde gerichtet haben. Die wichtigsten Bittschriften werden oft blos deshalb mit ungünstigen Stimmung gelesen, oder ganz bei Seite gelegt, weil sie so schlecht geschrieben sind" a. a. O. S. 101.

Dritter Theil.

Methodik des akademischen Lebens.

§. 124.

Unter dem akademischen Leben im engern Sinne wird die Gesammtheit der Lebens- oder Thätigkeitsäußerungen verstanden, die das Leben eines Studirenden außer dem Studiren s. str. ausfüllen, und für deren Entwicklung und Ausbildung ebenfalls die Universität bestimmt ist, in welcher Beziehung dieselbe als eine unmittelbare Vorschule für das wirkliche Leben (das allgemeinmenschliche, häusliche, gesellige, staatsbürgerliche und kirchliche) anzusehen ist. Die Hauptgruppen desselben bilden zunächst die physische oder körperliche Ausbildung, so wie das ökonomische Leben als Grundlage für die übrigen Verhältnisse, nämlich die moralische, rechtlich-politische, ästhetische und religiöse Ausbildung, für welche die Hodegetik die Hauptregeln und Maximen zu entwickeln hat. Daß dieser Theil derselben nicht weniger wichtig, als die Methodik des akad. Studiums s. str., ergiebt sich aus dem oben schon mitgetheilten Erörterten über das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben (§. 40, 50.), und die wichtige Regel *vitae*, **non scholae discendum** (§. 80.), ferner über die Hauptbestimmung des Universitätslebens (§. 6.), so wie aus der Natur der Sache von selbst. Die richtige akademische Lebensführung ist sogar in mancher Hinsicht noch wichtiger, theils weil das hierin Versäumte sich weit weniger, oft gar nicht nachholen läßt, theils weil der allgemeine Beruf und die möglichst voll-

endete Ausbildung des Menschen doch doch höher steht als die der bloßen Gelehrten, da die Entwicklung des Charakters in moralisch=religiöser Hinsicht die höchste Blüthe der Humanität ist, und Fehler, Mißgriffe, Verschuldungen hierin von unermeßlichen, ja ewigen Folgen sind.

1. „Nicht nur Arbeiter in irgend einem besonderen Berufsgeschäfte zu sein ist Ihre künftige Bestimmung, sondern auch Menschen zu sein, und Menschen im höchsten Sinne dieses Wortes; und für die Erreichung dieses erhabenen Zieles sollen Ihnen die akademischen Jahre nicht weniger Vorbereitungsjahre sein. — Glauben Sie nicht, meine jungen Freunde, wie leider so Viele, deren auf die Erde gehefteter oder leichtsinnig umherschweifender Blick diese Höhe ganz übersieht, der Beruf eines Familienvaters, eines Freundes, eines Weltbürgers sey leichter auszufüllen, als der in einem besonderen Geschäftskreise sich bewegende. Allerdings werden für den letzteren mancherlei Geschicklichkeiten und Fertigkeiten erfordert, die, weil sie nicht Jedermanns Sache sind, aus der Ferne preiswürdiger und schwieriger zu erwerben scheinen können. Aber treten Sie näher heran: und die tägliche Uebung wird Sie des angestaunten Vorzugs bald theilhaftig, und vielleicht nur zu schnell müde und überdrüssig machen. Hält man die allgemein=menschlichen Tugenden für weniger schwer zu erwerben: so ist dieß wohl nur daraus abzuleiten, daß dieselben im Allgemeinen weniger mit ernster Anstrengung erstrebt werden. Aber während die Ausübung, wenn auch nicht aller bürgerlichen Berufsgattungen, doch eines großen Theils der Geschäfte in allen, nur Thätigkeitsäußerungen verlangt, welche, einzelne Kräfte des Geistes anspannend, bald zu äußerer Fertigkeit werden: so nimmt dagegen der Beruf des Familienvaters, des Freundes, des Weltbürgers in

jedem Augenblicke den ganzen inneren Menschen in Anspruch, den doch (wie schon Ihre kurze Lebenserfahrung Sie gelehrt haben wird) stets auf gleicher Höhe der Vollkommenheit zu erhalten, eine weit schwierigere Aufgabe ist. Und ist denn etwa dieser allgemein menschliche Beruf seinem Werthe nach geringer, als jener bürgerliche? Gewiß, wie hoch auch dieser letztere stehn möge: der Beruf, Mensch zu seyn im höchsten Sinne des Wortes, steht noch höher. — Und so ist denn die möglichst vollkommene allgemein-menschliche Ausbildung die höchste und heiligste Aufgabe der Vorbereitungsjahre, in welche Sie, meine jungen Freunde, in diesen Tagen eingetreten sind. Zum Berufe sollen diese Vorbereitungsjahre Sie nur hinführen: der größere Theil des für denselben nöthigen Erkenntnißstoffes, die bedeutendsten der von ihm gefoderten Fertigkeiten müssen späteren Bestrebungen aufbehalten bleiben: indem sie viel zu individuell bestimmt sind, als daß sie hier schon von Ihnen erworben werden könnten. Aber in die Humanität im höchsten Sinne dieses Wortes sollen Sie durch die Universitätsjahre eingeführt werden. Zwar ist, wenn irgend eine, gewiß diese Bildung eine unendliche; und wird daher, weit entfernt, in diesen wenigen Jahren vollendet zu werden, für Ihr ganzes Leben ununterbrochen Ihre Bemühungen in Anspruch nehmen. Aber wie dürften Sie wohl hoffen, selbst durch die angespannteste Kraftäußerung später diesem hohen Ziele nahe zu kommen, wenn Sie nicht diese Vorbereitungsjahre gewissenhaft und auf die rechte Weise dafür genutzt haben!" Beneke Einleit. in d. akad. Stud. S. 39 ff.

2. „Viel wichtiger als was du hast gelernt, mein Sohn,
„Ist, was du hast gethan, und mehr hast du davon.

„Was du gelernet, mußt du fürchten zu vergessen;
„Was du gethan, von selbst erinnerst du dich dessen.

„Es mag dich nun erfreun, es mag dich nun gereun,
„Von selber wird sich die Erinn'rung dir erneun.

„Einmal geschrieben, ists nicht wieder aus-
zustreichen,
„Und in des Lebens Buch steht es als ew-
ges Zeichen!

„Drum, was du schreibest, denk, ob du es immer sehn
„Vor Augen möchtest, nie es wünschen ungeschehn.

„Einmal geschrieben, ists nicht wieder umzuschreiben;
„Und streichest du's auch aus, so wird der Strich
doch bleiben.

„Und kratzest du es aus, so bleibet doch der Kratz,
„Und Neues läßt sich nie rein schreiben an dem Platz."
Rückert, Weish. d. Br. Th. IV. S. 30.

Erster Abschnitt.

Die körperliche Ausbildung.

(Diätetik und Gymnastik oder Turnkunst.)

§. 125.

Da das erscheinende Leben des Menschen in der Sinnenwelt oder in Zeit und Raum an einen physischen Organismus gebunden und dieser nicht nur als ein gewöhnliches

Organ oder Werkzeug für den Geist, sondern als ein solches anzusehen ist, welches unmittelbar auf den es gebrauchenden Geist zurückwirkt, so ergiebt sich von selbst die Nothwendigkeit für einen jeden Menschen, auch für die Ausbildung dieses Organs, welches zugleich der Mensch selbst in seiner Aeußerlichkeit ist, Sorge zu tragen. Diese Ausbildung zerfällt der Natur der Sache nach in die zwei Hauptmomente der Gesundheitspflege und der Gymnastik (Turnkunst), welche beide übrigens in genauer Wechselwirkung stehen. Vgl. Tetens phil. Versuche II, 647. Benecke über das Verhältniß von Leib und Seele 1826. Vering üb. d. Wechselwirkung zw. Seele und Körper 1827. Fries N. Krit. d. Vernunft II, 23. Heusinger Anthrop. S. 272. Carus Vorles. üb. d. Psychol. S. 69. Heinroth Psychol. S. 258. Scheidler Psychol. I, 107, 197, 334 ff. 365. Kaskorbi's Leben v. Harnisch I, S. 147.

„Il faut que le *corps* ait de la viguer pour obéir à l'ame; un bon serviteur doit être robuste."
Rousseau (Emile).

„Ein gutes Werkzeug braucht zur Arbeit ein Arbeiter,
„Und gute Waffen auch zum Waffenstreit ein Streiter.

„Du Streiter Gottes und Arbeiter, merk's, o Geist,
„Daß deines eignen Leibes du nicht unachtsam seist.

„Das ist dein Arbeitszeug, das ist dein Streitgewaffen.
„Das halte wohl in Stand, zu streiten und zu schaffen!

„O wie du dich bethörst, wenn du den Leib zerstörst,
„Der dir so angehört, wie du Gott angehörst.

„Wie du Gott angehörst, gehört dein Leib dir an,
„Und ohne deinen Leib bist du kein Gottesmann."
Rückert, W. d. Br. II, 253.

§. 126.

Was zunächst die Gesundheit betrifft, so ist dieselbe zwar an und für sich nicht als letzter Zweck zu betrachten und ihr kein absoluter Werth beizulegen, wohl aber als wichtigstes Mittel nicht sowohl für die Verlängerung des physischen Lebens, als vielmehr für die fröhliche Entfaltung des gesunden geistigen Lebens, welche als der höchste Zweck oder die Bestimmung des Menschen angesehen werden muß. Vgl. Fries Ethik S. 34. (die Eudämonie im wahren Sinne des Aristoteles). Insbesondere ist die Gesundheit wichtig für die ungehemmtere und kräftigere Entwicklung des Erkenntniß- oder Denkvermögens vgl. ob. S. 383. ebenso für die des Gefühlsvermögens als Bedingung der Heiterkeit des Gemüthes, und die Energie des Begehrungs- oder Thatvermögens, so wie überhaupt für die volle harmonische Erscheinung oder Eurythmie einer ächt menschlichen Existenz. Mens sana in corpore sano! Auch die staatsbürgerliche und vaterländische Ausbildung fordert nothwendig Kräftigung des Körpers. Daher mit Recht die Sorge hierfür als eine Pflicht des Staats betrachtet wird. Vgl. Köppen Rechtslehre S. 215. Mohl Polizeiwiss. I, 150. 413. Vgl. Diesterweg Lebensfrage d. Civilis. IV. S. 17.

1. „Wer nichts weiter seyn will, als gesund, und nichts weiter werden, als alt, der werde ein Bettler, denn eine gesündere, den ganzen Tag den Körper so wie diese immer mit frischer Luft durchtränkende Profession giebt's nicht." Jean Paul Levana.

a. „Jede Krankheit schließt die Seele krumm, und die Erde ist bloß darum ein allgemeines Stockhaus, Jammerthal und eine la Salpetrière, weil sie ein Invalidenhospital ist.“ Jean Paul Titan I, 474. „Wer der Weisheit die Gesundheit opfert, hat die Weisheit mit geopfert.“ Derselbe.

„Krankheit verabsäumt stets jedwede Pflicht,
„Die der Gesundheit ziemt. Wir sind nicht wir,
„Wenn die Natur im Druck, die Seele zwingt,
„Zu dulden sammt dem Leib.“

Shakespear Lear II, 4.

„Corpus enim male si valeat, parere nequivit
Praeceptis animus, magna et praeclara jubentis.“

Marcell. Paling. lib. 10,

„Plus le corps est *faible*, plus il *commande;* plus il est *fort*, plus il *obéit.* — Il faut que le corps ait de la vigueur pour obéir à l'ame; un bon serviteur doit être robuste.“ *Rousseau* Emile). Derselbe sagt auch sehr richtig: „C'est un erreur bien pitoyable d'imaginer que l'exercice du corps nuisse aux operations de l'esprit, comme si les deux actions ne doivent pas marcher de concert, et que l'une dût pas toujours diriger l'autre.“

„Wer über seinen Kampf um Lebens-Glück
Sich nur ein Haar versehrt, nur Einzelnes
Im Auge, Nächstes im Gefühl, wohl gar
Gesundheit sich verscheucht — die Schöpferin
Der Freude aus dem langen Lebensstrome,
Der gleicht dem Kinde, das den Korb voll Perlen
Durch einen Wald voll Räuber, Sturm und Blitze
Auf hohlem Boden sicher hingetragen —
Und nun bei Blumenpflücken sie verliert;
Der gleicht dem Manne, der ein Schiff Kleinode

Soll über Meer zum fernen Hafen steuern,
Und — alle Tage in des Schiffes Boden
Zum Spiel ein Loch bohrt, und bei Sonnenschein
Mit Schiff und Schatz betroffen untersinkt."

Leop. Schefer, Laienbrevier II, 226.

„Ein neues Lied ein neues Lied,
„Gesundheit und ein froh Gemüth!
„Und wer das neue Lied nicht kann,
„Der fang es heut zu lernen an u. s. w.

Herder.

§. 127.

Gleichergestalt hat die Gymnastik nicht bloß eine wichtige Bedeutung als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und zur Lebensverlängerung, sondern vornehmlich insofern gerade in ihr der Geist oder das geistige Leben sich offenbart, da es ja immer in letzter Instanz Schnellblick, geübte Denkkraft, Geistesgegenwart, Muth, Tapferkeit, Ausdauer u. s. w., mithin lauter geistige und moralische Eigenschaften sind, auf welchen alle sog. körperlichen Fertigkeiten, namentlich in allen ritterlichen Künsten beruhen. Besonders wichtig ist Körper- oder eigentliche Muskelstärke, sofern sie erst durch die Gymnastik erworben ist, für die Charakterbildung oder Willenskraft, da es als physiologische Thatsache feststeht, daß die Willenskraft ihr körperliches Substrat und Nahrungselement in dem Muskelapparat hat. Auch in dieser Einsicht in die höhere geistige Bedeutung der Gymnastik sind die großen Alten Muster und Beispiel.

1. „Wie das Vorstellungsleben vom Hirnleben und das Gefühls- oder Gemüthsleben von dem des Herzens, so wird das Leben des Willens oder die Thatkraft vom Muskelleben getragen; und es ist beinahe zu fühlen, wie der Wille äußerlich mit der Muskelkraft

zusammenfällt. Menschen mit kräftigen Muskeln haben daher auch einen kräftigen Willen, und umgekehrt Schlaffmuskeligte einen schlaffen.“ Heinroth Psychol. S. 255. vgl. Tetens philos. Versuche II, 647. Nasse Zeitschrift für Anthr. 1820. I, 114. Scheidler Handb. d. Psychol. I. S. 75. — Von bloß angeborner bedeutender Muskelstärke gilt dieß übrigens keineswegs schlechtweg, vielmehr findet sich bei derselben sehr oft Charakterschwäche, Trägheit u. s. w., erworbene ist dagegen stets Beweis von Willensstärke, und dieß desto mehr, je schwächer der Körper von Natur ist.

2. Vergl. Thiersch's Pindar, die Zueignung an F. L. Jahn (s. d. paränet. Anhang) und Krause's Theagenes oder wiss. Darstellung der Gymnastik u. s. w. 1835. S. 9. „Daß des Menschen Leib kraftvoller und schöner aufblühe, und das Leben sich ihm energischer, stärker und gehaltvoller entfalte, wenn die Thätigkeit seiner Organe, die innere Bewegung durch die äußere gefördert, wenn durch die letztere die innere Wärme erhöhet, der Lauf des Blutes belebt und ihm die beste Krasis gewährt, gleichmäßige Vertheilung der Säfte bewirkt, den Muskeln und Nerven das rechte Maß der Spannkraft ertheilt wird [1]), — kein Volk hat dieß jemals lebendiger aufgefaßt, mit solcher Consequenz gewürdiget und mit solcher Beharrlichkeit und Nachdruck geltend gemacht, als die Hellenen, die gebildetste Nation der alten Welt. Denn sie liebten ihre gymnastischen Uebungen, wie kein anderes Volk, trieben dieselben nach diätetischen Regeln und pädagogischen Grundsätzen, wie

1) Vgl. Pseudo-Platon Minos p. 321. c. d. Timäus Locr. de anim. m. 103 a — e. 104. a. Celsus I, 1. *Si quidem ignavia corpus hebetat, labor firmat, illa maturam senectutem, hic longam adolescentiam reddit.* — Vgl. Burette de la Danse des Anciens I. p. 125 ff. t. I. Mem. de l'acad. des insc.

kein anderes Volk, und erreichten daher in vieler Beziehung, was nie ein anderes Volk erreicht hat [1])."

„Als Gesammtwerk stellten sie ihre Gymnastik an die Spitze harmonischer Ausbildung aller Theile, Kräfte und Anlagen des Körpers, damit er dem Geiste dienen könne in jeglicher Weise. Aber nicht bloß physische Ertüchtigung, sondern auch geistige Erstarkung sollte erstrebt werden, Besonnenheit, Muth und Entschlossenheit des Geistes, damit er den Körper zu beherrschen und von dessen Kräften im entscheidenden Augenblick den besten Gebrauch zu machen vermöge [2]). Nicht weniger sollte die Gymnastik dem Geiste eine Quelle lebensfroher Munterkeit und thatlustiger Regsamkeit überhaupt werden. Denn gesteigerte Elasticität und Eutrapelie des Leibes wirken auf den Geist zurück und erhöhen dessen Schwungkraft [3]). Die γυμναστική sollte endlich im Gegensatz

1) Platon Theät. c. 9, 153. b. τί δαί, ἡ τῶν σωμάτων ἕξις οὐχ ὑπὸ ἡσυχίας μὲν καὶ ἀργίας διόλλυται, ὑπὸ γυμνασίων δὲ καὶ κινήσεων ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ σώζεται; Xenophon. Mem. I. 6, 8. Timäos Lokr. de anima mundi p. 103. a. b.

2) Platon Protrag. c. 44, 326. b, c. ἔτι τοίνυν πρὸς τούτοις εἰς παιδοτρίβου πέμπουσιν, ἵνα τὰ σώματα βελτίω ἔχοντες ὑπηρετῶσι τῇ διανοίᾳ χρηστῇ οὔσῃ, καὶ μὴ ἀναγκάζωνται ἀποδειλιᾶν διὰ τὴν πονηρίαν τῶν σωμάτων, καὶ ἐν τοῖς πολέμοις καὶ ἐν ταῖς ἄλλαις πράξεσι. Vgl. Gorgias c. 41. p. 486. b. c. So dachten auch die Römer, obgleich ihre Gymnastik nur ein schwaches Analogon der hellenischen war. Cic. de off. I, 23, 79. *Exercendum tamen corpus et ita afficiendum, ut obedire consilio rationique possit in exsequendis negotiis et in labore tolerando.* Vgl. c. 34. §. 122. c. 36. §. 130. Diogen. Laert. VI, 70. p. 347. Meibom.

3) Vgl. Niemeyer Grundsätze der Erz. u. d. Unt. I, 1. 31. S. 59. Jos. Hillebrand Vers. einer allgem. Bildungsleh. S. 253. (Braunschw. 1816.) O. Müller Dor. II. S. 305. Koch diät. Gymn. S. 140 ff.

zur gesammten geistigen unter μουσικὴ begriffenen Bildung das schöne Gleichgewicht der inneren Triebe hervorbringen, den wildhinausstrebenden einen Damm entgegenstellen, die schlummernden wecken, den Willen stärken und diese Stärke zum Bewußtseyn bringen, das heißt, überhaupt in der inneren Welt des heranwachsenden Jüngling Eintracht und Harmonie schaffen. Nicht nur die Philosophen und die Aerzte dieses Volkes haben sich mit Bestimmtheit hierüber ausgesprochen, sondern jene hohen Zwecke wurden auch allgemein anerkannt, gewürdiget und mit Bewußtseyn erstrebt" [1]).

§. 128.

Besonders wichtig ist die Gesundheitspflege im wahren Sinne des Wortes und die Gymnastik für die Gelehrten, da das mit dem Gelehrtenberuf unvermeidlich verbundene Sitzleben der Natur der Sache nach der Gesundheit schadet, wofern nicht durch zweckmäßige Diät und Bewegung diese schädlichen Einflüsse neutralisirt werden.

Vgl. hierüber besonders Tissot: de la santé des gens de lettres. T. geht von dem Satze aus, daß die Gehirnfibern beim Denken in steter Bewegung sind, durch anhaltendes Denken ermüden und in Unordnung gerathen, daß die Nerven des ganzen Körpers hier ihren Ursprung haben und (namentlich die des Magens) deßhalb mit jenen des Gehirns zugleich leiden. So kommt T. zu dem Satz: l'homme qui *pense* le plus, est celui qui *digère* le plus mal, choses égales d'ailleurs; celui qui pense le *moins*, est celui digère

---

1) Vgl. Platon Staat III. 410. d. e. 411. e., 412. a. b. Fr. Jacobs Rede über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit S. 14. 18. Vermischte Schriften Thl. III.

le mieux!“ (§. 8.). Vergl. auch Platner, Neue Anthropologie §. 1181., wo eine ganze Musterharte solcher übeln Folgen aus- und vorgelegt wird vom „Mangel an Eßlust und Dauungskraft“ an bis zum „schleppenden Gang und gelehrten Anstand“ überhaupt. Vgl. Reil Allg. Therapie S. 574. Bernoulli Anthrop. S. 140. Pet. Frank Syst. d. medic. Poliz. I, 67. Gutsmuths Gymnastik S. 87. *Turner Tackah* the effects of the principal arts, trades and professions on health ad longevity: London 1830. (Unter andern heißt es hier: „Studirende und Gelehrte überhaupt sind selten gesund. Vieles Sitzen, Mangel an Bewegung, Ehrgeiz untergraben ihre Gesundheit. Schon die Stellung, in welcher der Gelehrte den größten Theil des Tages zubringt, ist offenbar schädlich. Vorwärts gelehnt, hält er die meisten Muskeln ganz unthätig, athmet unvollkommen und unregelmäßig und nimmt sein volles Quantum Luft nur ein, wenn er seufzt!“ vgl. Herder's Plastik (Werke XIX. S. 90.), wo die Schädlichkeit des „lieben Sitzlebens“ und des „arbeitenden Kriechens auf der Brust“ treffend geschildert wird). — „Einem Gelehrten fehlt immer etwas, entweder die Farbe — oder der Athem — oder die peristaltische Bewegung — oder der Magensaft u. dgl. m.“ Jean Paul (Palingen. I, 88.). Ebenso Bulwer im Eugen Aram I, Cap. 6.: „Wir Büchermenschen führen ein peinliches Leben, uns erglänzt nicht der strahlende Mittag, nicht das Lächeln des Weibes; unbetheiligt läßt uns des Herzens fröhliches Erschließen, der Rosse Wiehern und der Trompeten Schmettern &c. Aber das Körperliche selber rächt seine Vernachlässigung. Wir werden alt vor der Zeit, wir verzehren uns; die Jugendsäfte verdorren in unsern Adern; unser Schritt ist schwankend. Mit schimmernden Augen blicken wir um uns her, unser

Athem wird kurz und schwer; Schmerzen, Husten und stechende Pein überfällt uns Nachts; es ist ein bitteres, bitteres Leben — ein freudenloses Leben. Ich wünschte, ich hätte es nie begonnen." — „Der Bücherwurm ist meistens an Seele und Leib verkrüppelt, und sieht einer Meerkatze ähnlicher, als einen Menschen." Reil Fieberlehre IV. S. 100.

Anm. Daß auch die moderne weinerliche Sentimentalität, und besonders der jämmerliche Mysticismus mit seiner vornehmen Verachtung des irdischen Thuns und Treibens so mancher Gelehrter eigentlich nur aus Nerven- und Muskelschwäche, namentlich aus Unterleibsbeschwerden hervorgeht, ist unbestreitbar. Vergl. H. Schmid üb. d. Ursache des Mystic. in d. Oppositionsschrift für Theol. und Philos. 1827. Th. XIV. — „Ich habe diese verdammte Erhebung der Seele bloß aus Niedrigkeit öfters mit den Englischen Pferdeschwänzen verglichen, die auch immer gen Himmel stehen, bloß weil man ihre Sehnen durchschnitten!" Jean Paul Titan (61. Zykel).

§. 129.

Indessen ist diese gewöhnliche schädliche Folge des Gelehrtenlebens doch keine schlechthin nothwendige, vielmehr allerdings zu vermeiden, sowie diese Vermeidung dem Gelehrten, als geistig Durchgebildeten, eben so sehr erleichtert als Pflicht ist. Es steht nämlich in dieser Beziehung die psychologische und physiologische Thatsache fest, daß der Körper nicht nur auf den Geist, sondern der letztere auch auf den erstern zu wirken vermag, und daß es nicht nur in der Macht des Gemüthes steht, vieler krankhaften Empfindungen Meister zu werden, sondern auch selbst seinen körperlich krankhaften Zustand theils durch Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit, theils durch gymnastische Uebungen nach und nach immer mehr zu kräfti-

gen und hierdurch selbst gesunder zu machen und bis zum Tode seine Thatkraft sich zu bewahren. Dem Gelehrten als Wissenden ist nun natürlich klare Einsicht auch in dieß wichtige, ihn selbst betreffende Verhältniß zuzumuthen, zumal die großen „Alten" nicht nur hierüber die richtige Lehren gegeben, sondern auch thatsächlich erprobt haben, und auch hierin leuchtendes Vorbild sind.

1. Plato setzt weitläuftig auseinander (de rep. l. III.) wie schädlich einseitige Ausbildung des Geistes wie die des Leibes ist, und es ist bekannt genug, daß die Griechen diesen Einseitigkeiten durch die Verbindung ihrer beiden Haupterziehungsmittel, Gymnastik und Musik (Musenkünste), entgegenwirkten. Vgl. Hochheimer Syst. d. griech. Pädagogik *Heyne* opusc. acad. vol. IV. (Daher verwarfen und verachteten auch die Alten die bloße „Athletenbildung," vgl. Plato, Aristoteles Polit. VIII, 4. Plutarch. im Philopömen). Bei den Athenern mußten übrigens öffentliche Beamte körperlich makellos seyn; vgl. Herrmann Staatsalterthümer S. 284.: Wie klar überhaupt die Alten die hohe Wichtigkeit und höhere geistige Beziehung der körperlichen Ausbildung erkannten, ist schon erwähnt worden, vgl. Krause Theagenes a. a. O. Auch ging bei ihnen diese Einsicht in's Leben über, und die geistigen Heroen Pythagoras, Socrates, Plato, Sophocles, Euripides, Epaminondas, u. s. w. schämten sich nicht, (wie unsre dermaligen Gelehrten gewöhnlich) öffentlich an den Leibesübungen Spielen und Tänzen Theil zu nehmen; vgl. *Val. Max* VIII, 8. *Xenophon* Memor. IV, 12. *Aelian.* Var. hist. IV, 15. *Aul. Gell.* Noct. Att. XV, 20.; vgl. Pet. Frank medic. Polic. II. Abth. 3. S. 472 ff. Daher finden sich so viele Beispiele des hohen Grades der Herrschaft der Seele über den Körper bei den Alten. So ist es be-

kannt, daß Isokrates bereits 97 Jahre alt war, als er seine berühmte Lobrede auf die Athener schrieb, (vgl. Diod. Sic. L. XII, c. 2. Fragm. L. III, c. 76.) ferner daß Sophocles, schon dem Tode nah, sein Meisterstück Oedipus Coloneus verfaßte (vgl. Valer. Max. VIII, 7.); daß Terentius Varro ebenfalls seine letzten vortrefflichen Werke auf seinem Sterbebette beendigte (vgl. Aul. Gell. noct. Att. L. III, c. 10.); ferner, daß Livius Drusus selbst durch seine Blindheit sich nicht abhalten ließ, belehrende Schriften für das Volk zu fertigen (vgl. *Cic.* quaest. Tuscul.) und daß Kaiser Sever, als er schon mit dem Tode rang, sich noch einmal erhob und ausrief: Gebt doch her, wenn etwas zu thun ist! (vgl. Dio Cass. L. LXXVI. c. 17.). Auch Cäsar heilte sich von der fallenden Sucht dadurch, daß er niemals darauf achtete, und ihr nicht nachgab (s. Plutarch).

2. Mit Recht muß besonders der Philosophie, die keine bloße Schuldisciplin sondern Lebenswissenschaft und Lebenskunst ist; vgl. ob. S. 23., zugemuthet werden, daß sie auch den Körper gehörig bilde und kräftige, wie dieß das Beispiel der Alten so glänzend zeigt. „Sei stark am inwendigen Menschen. Deine Seele sey wacker, dein Herz ohne Falsch: so wird auch der auswendige Mensch blühen und Früchte ansetzen!“ Hippel. — „Eine Seele, in welcher die Philosophie ihre Wohnung genommen hat, muß durch ihre Gesundheit auch ihren Körper gesund machen; sie muß ihre Ruhe und ihr Wohlbehagen selbst von außen scheinen und leuchten lassen; muß das Betragen des Körpers nach dem ihrigen abmessen, und es folglich mit einem angenehmen, festen Muthe bewaffnen, mit lebhaften, frohen Bewegungen, und mit einem zufriedenen und gefälligen Anstande. Der sicherste Stempel der Weisheit ist ein ununterbrochener Frohsinn; ihr Anblick

ist wie der Luftraum überm Monde, beständig heiter. Baroco und Baralipton aber machen ihre Leute so schmutzig und räucherig; nicht die Weisheit, denn die kennen sie nur aus Hörensagen." Montaigne Ged. u. Mein. I, 319. — „Ein Beispiel von der Kraft der Philosophie, als Arzneimittel gab der stoische Philosoph Posidonius durch ein an seiner eigenen Person gemachtes Experiment in Gegenwart des großen Pompejus (Cicero tusc. quaest. II, 61.), indem er durch lebhafte Bestreitung der epikurischen Schule einen heftigen Anfall der Gicht überwältigte, sie in die Füße herab demonstrirte, nicht zu Herz und Kopf hingelangen ließ, und so von der unmittelbaren physischen Wirkung der Philosophie, welche die Natur durch sie beabsichtigt (die leibliche Gesundheit), den Beweis gab, indem er über den Satz declamirte, daß der Schmerz nichts Böses sei." Kant, verm. Schriften III, 344. vgl. desselben treffliche Abhandlung üb. d. Macht des Gemüths üb. d. Körper, V. Schr. III, S. 391. (Kant selbst ist übrigens ebenfalls ein Beispiel, wie weit die Macht des Geistes einen selbst höchst gebrechlichen Körper beherrschen und brauchbar erhalten kann, vgl. dessen Leben von Borowski. Noch ausgezeichneter und nachahmungswürdiger als Kant (der dabei etwas in Pedanterie verfiel) ist in dieser Hinsicht Schleiermacher, vgl. Thiel's kleine Schrift: Fr. Schleiermacher, die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben anstrebend, Berlin 1835. S. 44. Ferner Schiller (s. dessen Leben v. Kar. v. Wolzogen II, 368, 305.) — Auch Rahel gehört hierher, welche hierin (wie in gar vielen andern!) den Männern als Musterbild gelten kann (vgl. unter andern Rahel I, 324 ff., wo auch (S. 326.) die treffenden Worte stehen: „sogar gesund werden Personen, wie wir (nämlich: geistig völlig durchgebildete), wenn sie nur den

höchsten Ekel vor Kranksein fassen; wenn sie durchdrungen davon sind, daß Gesundsein höchst liebenswürdig ist."

§. 130.

Hieraus ergiebt sich, daß für Studirende es ebenfalls Pflicht ist, und ihnen mit vollem Recht zugemuthet werden kann, für ihre körperliche Ausbildung die gehörige Sorge zu tragen, und zwar um so mehr, als einerseits häufig während der Gymnasialperiode dieselbe vernachlässigt wird, und als andererseits auf der Universität eigends dafür bestimmte, mithin zu benutzende Anstalten sich vorfinden. Zugleich ist zu beachten, daß die akademische Periode in der Regel der letzte Termin für diese Ausbildung ist, indem die Gesundheitsbeschaffenheit in derselben die Basis für die des ganzen künftigen Lebens ist, und später der Körper die nöthige Geschmeidigkeit verliert; auch die Amts- und übrigen Lebensverhältnisse nicht mehr so viele freie Zeit hierfür gestatten.

1. Die erwähnte Vernachlässigung während der Gymnasialzeit ist bekanntlich neuerdings mehrfach und sehr laut zur Sprache gekommen; vgl. die bekannten Schriften von Lorinser und Rob. Froriep (welche letztere sehr treffend das Schädliche in der Ueberspannung durch Arbeiten und Examina nachgewiesen hat [1])). —

„Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
Wo die Jugend versitzt? ach! wo der Körper verdirbt? —
Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name.
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon."

König Ludwig v. Baiern.

---

1) Vgl. hierüber auch Brigham Bemerkungen üb. d. Einfluß d. Verstandesbildung auf d. Gesundheit, übers. v. Dr. Hildebrand. Berlin 1836.

2. Es findet sich in mehreren Stiftungsurkunden unserer Universitäten ausdrücklich angegeben, daß die schöne und gesunde Lage des Orts ein Hauptmotiv für die Verlegung der Hochschule in denselben gewesen sei, und ebenso sind ja auf allen selbst den kleinsten Universitäten mancherlei Anstalten zu Betreibung der Gymnastik vorhanden, welche leider nun gerade in unserer Zeit viel zu wenig benutzt werden! — „Eine Reitbahn ist auf Universitäten ein so wichtiges Institut als die Bibliothek, und eine Universität, welcher Pferde fehlen, ist so unvollständig, als wenn sie keine Bücher besäße." Lips Staatswiss. S. 123. Vgl. *Eichstad.* in dem einleit. Programm des Jen. Lectionscatalogs für d. Sommer 1839.

§. 131.

Die wichtigsten Mittel zur Gesundheitspflege für Gelehrte, und somit auch für Studirende sind: regelmäßige Diät (besonders wegen des schon erwähnten Consensus des Gehirns und der Verdauungswerkzeuge vgl. Scheidler Psychologie I, S. 366.). Ferner regelmäßige Bewegungen in der frischen Luft (durch tägliches Spazierengehen, wöchentliche Excursionen und halbjährige Ferienreisen). Ferner Vermeidung von Ausschweifungen aller Art; Sorge für Reinlichkeit des Körpers (insbesondre durch Baden) und endliche Betreibung der Gymnastik oder Turnkunst, insbesondere der sog. ritterlichen Uebungen. Vgl. Feyjo Diätetik vorzüglich für Studirende, übersetzt v. Michaelis 1790. Ackermann die Krankheiten der Gelehrten 1777. v. Hellfeld Entwurf einer Lebensordnung für Gelehrte, Jena 1790. Burdach Diätetik 1805.

1. „Magna pars libertatis est bene moratus *venter!*" *Seneca* ep. 129. — Ueber die Wichtigkeit der körperlichen Bewegungen, vgl. *Fr. Hofmann* Dissertatio

de motu corp. optima corporis medicina, und Peter Frank, medic. Polizei B. II, S. 567 ff. — „Animus eorum qui in *aperto aere* ambulant, attollitur.“ *Plin.* Das Spatzierengehen muß übrigens kein gewöhnliches ambulare, d. h. gemächliches Herumgehen oder Schlendern (Döderlein lat. Synonym. III, 47. und die daselbst citirten Stellen aus Varro, Plinius u. s. w.), auch kein inambulare sein, d. h. innerhalb eines bestimmt begrenzten Raumes, sondern ein *deambulare*, d. h. sich Bewegung machen, bis man genug hat und müde ist, und ein *spatiari*, d. h. ein sich in freien Räumen ergehen (Döderlein, a. a. O. S. 48. 50. vgl. I, 51, 103.). Nach Wind und Wetter ist nicht zu fragen, s. oben S. 270. und 228. Vgl. Fichtes Leben I, S. 115.: „Von 4—6 Uhr wird bei jeder Witterung, nicht spatzieren gegangen, sondern gelaufen und der Einbildungskraft voller Lauf gelassen; durch Felder, durch Wälder gestürmt — besonders wenn es sehr regnet oder windig ist.“ Vgl. auch über Spatzierengehen Kant verm. Schriften Th. III. S. 413. Jean Paul Katzenbergers Badereise Bdch. III, 38. Summula (wo J. Paul denen, die besonders oder blos der Motion wegen spatzieren gehen, den guten Rath giebt, ihre Arme dabei gehörig zu bewegen, weil das Venenblut ohnehin schwer die Füße heraufsteigt, sich aber noch mehr im Innern anhäuft, wenn man sie allein in Bewegung setzt; (vgl. Puchelt über das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.) Ferner Schelle, die Kunst, spatzieren zu gehen 1802. und Jean Paul, unsichtbare Loge II, 333.

2. „Bedenke, daß ein Gott in deinem Leibe wohnt,
„Und vor Entweihung sei der Tempel stets verschont.
„Du kränkst den Gott in dir, wenn du den Lüsten fröhnst.

„Nicht minder wenn du in verkehrter Selbstqual
stöhn'st."

Rückert, Weish. d. Br. I.

Vgl. auch Bürgers herrliches Gedicht:

„Wem Wollust nie den Nacken bog
„Und der Gesundheit Mark entzog,
„Dem steht das stolze Wort wohl an,
„Das hohe Wort: ich bin ein Mann!"

3. Ueber Baden und Schwimmen vgl. bes. Gutsmuths Gymnastik S. 483. Jahn, Turnkunst, Vorrede S. XV. [1]) und die ausführliche Literatur S. 255. (Ferner Gutsmuths Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterricht, Weimar 1798. und (von Pfuel) über das Schwimmen Berlin 1827 [2]). Das Schwimmen ist unter allen körperlichen Uebungen, die für die Gesundheit und Lebenserhaltung wichtigste, und auch der kriegerischen Ausbildung wegen sehr nöthig. Vgl. Göthe Divan (W. Th. VI. S. 228.). Ueberall sollten auf Universitäten Schwimmlehrer angestellt werden, und wo es noch nicht geschehen ist, sollten die Studenten darum petitioniren. Das wäre eine elende Universität, die nicht einmal einen Schwimmlehrer besolden könnte! Und es ist Pflicht und Schuldigkeit der Regierungen, da sie einmal die Oberaufsicht über die Universitäten füh-

1) Daselbst sagt Jahn unter anderm: „Würden alle Sommer Schwimmlehrer durchs Land vertheilt, so würden die Unglückslisten nicht von Ertrunkenen melden, auch würden nicht so viele Menschen in der Blüthe der Jahre an scheuslichen Krankheiten durch Nichtbaden sterben. Ein Nichtschwimmer hat immer die Wasserscheu, und geht aus Angst mit dem Schmutz der Haut, den er im Leben auffsammelt, jämmerlich zu Grabe."

2) Wer den Naturwissenschaften sich widmet, sollte schon deshalb schwimmen lernen, vgl. Conr. Geßners Leben v. Hanhart S. 73.; ingleichen Klettern, vgl. Heim's Leben I, S. 259.

ren, für die Ausfüllung einer so wichtigen Lücke zu sorgen; die Erfahrung lehrt ja, daß fast jedes Jahr Studenten beim Baden oder Ueberfahren verunglücken, weil sie nicht schwimmen gelernt haben. Durch die treffliche Methode des Kön. Preuß. Generals v. Pfuel ist die Erlernung dieser wichtigen Kunst sehr erleichtert worden.

4. Ueber die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Turnkunst vgl. ob. S. 421., u. Jahn Volksthüm S. 189: „Von einem Taugenichts sagten die Römer: „Er kann nicht schwimmen, nicht lesen" — wir schafmüthigen Neudeutschen Philister: „Er kann nicht lesen, nicht beten!" Rufe doch jeder deutsch gesinnte Vater der sorgsamen Mutter zu:

„Sie sollen Alles lernen. Wer durchs Leben
„Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
„Gerüstet seyn."

Schillers Wilhelm Tell.

„Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind kostenfreie Uebungen, überall anwendbar, umsonst wie die Luft. Klettern, Steigen, sich im Gleichgewicht halten, sind äußerst wohlfeil. Berge und Felsen erklimmen, ist freilich nur in Gebirgsgegenden zu üben, aber da sollte es dann auch nicht unterbleiben. Schwimmen müßte eine Hauptkunst des flußreichen Deutschlands seyn; Flüsse, die auch noch nicht schiffbar sind, tragen doch schon Schwimmer. Bei den Römern war das Schwimmen hochgeachtet; von den Uebungen des Marsfeldes ging die Jugend in die Tiber (Veget. L. I, cap. 10.). Nur römische Süßlinge mieden den Fluß (Hor. Od. L. III. 7.) — Fecht- und Reitschulen müssen bei jeder Markschule (Gymnasium, und ebenso auch bei jeder Hochschule) seyn. Voltigiren (Schwingen) ist nicht theuer, das kann überall vorher gelernt werden. Die Römer lernten es auch, aber besser für die Anwen-

dung, ohne unsere Künsteleien von Bratenwender" rc. (Veget. L. II. c. 18. — vgl. VI, 7. i. f.) —

Hauptschriften über die Turnkunst sind Vieth, Encycl. der Leibesübungen 1818. Gutsmuths Gymnastik. Passow, Turnziel. F. L. Jahn's und Eiselen's Turnkunst 1817. W. Harnisch das Turnen in seinen allseitigen Verhältnissen 1819. Kochs Gymnastik aus dem Gesichtspunkte der Diätetik und Psychol. 1830. Werner, das Ganze d. Gymnastik 1830. — Auf dem Standpunkt der kriegerischen Ausbildung bezieht sich besonders Gutsmuths Turnbuch 1817 und Maßmann Leibesübungen. Landshut 1830.

§. 132.

Was insonderheit die sog. ritterlichen Uebungen, nämlich das Fechten, Reiten und Tanzen betrifft, so sind sie wichtig theils als vorzüglichste und angenehmste Motion, theils weil sie, wenn sie wirklich kunstmäßig erlernt und geübt werden, zugleich den Geist gehörig beschäftigen, theils endlich weil eine Fertigkeit darin in manchen Lebensverhältnissen sehr nützlich seyn kann. Sowie das Tanzen vorzugsweise dazu dient, dem Körper eine der geistigen Bildung angemessenen äußere Haltung zu geben, so sind Fecht- und Reitkunst zugleich besonders wichtig für die kriegerische Ausbildung, sowie für die Entwickelung der Besonnenheit, Geistesgegenwart und des Muthes überhaupt. Doch müssen gerade diese beiden letztgenannten Künste, wenn sie wirklichen Nutzen gewähren und nicht zu Schaden verleiten sollen, auch wirklich als Künste gründlich erlernt werden. Namentlich gilt dieses von der Fechtkunst, welche bei dem gegenwärtigen Stand der Verhältnisse und Sitten auf der Universität entweder ordentlich oder gar nicht gelernt und getrieben werden sollte.

1. Daß das Fechten die kräftigendste und die stärkste Motion in der kürzesten Zeit ist, weiß jeder Sachkundige. Vgl. auch Tissot, Gutsmuths, ferner Peter Frank a. a. O. u. s. w. Natürlich sollte es so viel wie möglich gleichmäßig, rechts und links [1]), getrieben werden; vor Allem aber merklich mit Verstand, d. h. kunstmäßig, im Gegensatz des sog. Naturalisirens, welches ganz verwerflich ist. Besonders kann das Fechten auf den Stoß, da hierbei nicht so wie bei dem Hiebfechten die rohe Körperkraft entscheidet, und es eine weit größere Mannichfaltigkeit der Bewegungen gestattet, als jenes, als eine wahre Kunst geübt werden (die freilich in unserer Zeit sich immer mehr zu verlieren scheint). Zwei nach Regeln planmäßig sich übende Stoßfechter können ihre Gänge fast so methodisch einrichten, wie die Züge in einem Schachspiel. Vgl. Grundriß der Fechtkunst von Adolph Carl Roux 1803. Anleitung zur Fechtkunst v. Joh. Wilh. Roux 1808. und Riemann Anweisung zum Stoßfechten nach Kreuslers Grundsätzen 1834. (vollständ. Literatur s. in Jahns Turnkunst S. 264 — 271. — Vgl. auch Shakesp. Hamlet und Göthe im Wilh. Meister (W. XIX. S. 37.).

2. Das Reiten gehört, wie schon Vico Grundzüge übers. v. Weber S. 390. und Göthe im Divan, W. Th. IV. S. 191.; vgl. W. Th. XXXI. S. 97. gezeigt, zu den ächt liberalen und edeln Künsten

1) Da Mediciner feines Gefühl in der rechten Hand für ihren künftigen Beruf sehr nöthig haben, dieses aber durch Fechtübung und die daraus entstehenden Schwielen verloren geht, so müßten diese vorzugsweise bloß links fechten. Daß man übrigens auch als Mediciner ein tüchtiger Fechter seyn kann, beweist das Beispiel von Heim, s. dessen Leben von Keßler I, S. 112. Auch Lessing, Kästner, Herder waren gute Fechter.

(Krug rechnet es sogar zu den schönen Künsten, s. dessen Aesthetik), die jeder Gelehrte lernen und üben solle (nicht bloß der elenden Unterleiber wegen, auf denen, nach Jean Paul, die Gelehrten gewöhnlich wohnen!). Ein Mann, der nicht reiten kann, ist nur ein halber, höchstens ein ¾ Mann! vgl. Wash. Irving Bracebridge Hall üb. v. Spicker I, 162. Montaigne *Essais* I. ch. 48. — Besonders aber ist Hermann in der Vorr. zur Metrik. S. 17. nachzulesen. Hier zeigt H. (bekanntlich selbst ein trefflicher Reiter), daß die Reitkunst in ihrem wahren höhern Sinne, als ein kriegerischer Tanz zu Pferde zur Mimik und zwar zur mimischen Tanzkunst gehört, und daß die Kunst dieses ritterlichen Waffentanzes, die zur Veredlung des Menschen, zur Belebung eines kriegerischen Geistes zu dienen bestimmt, leider! zu einer bloß mechanischen Fertigkeit herabgesunken ist, und bei der wachsenden Weichlichkeit des Geschmacks und der Abnahme des kriegerischen Sinnes immer tiefer sinken wird. — Um sich einen Begriff davon zu machen, wie sehr auch bei dieser Kunst der Geist beschäftigt wird, lese und studire man nur ältere Reitbücher, z. B. wie Prizelius, Gueriniere u. A. Das tolle und grausame Jagen auf Philisterrosinanten ist gar nicht Reiten zu nennen, und beweist höchstens Anlage zu einem guten — Postknecht! Vgl. auch E. Platner not. jur. et justit. 1819. (in d. Dedication) Alfieri's Leben I, 87 ff. Heims Leben II, 87, 91, 110, 173, 256, 273.[1]) Vgl. auch Shakespear Heinr. IV. Thl. II. A. 4. Sc. 1. u. Hamlet IV, 7. — Man muß es möglich zu machen suchen, wenigstens einige Monate lang die Reitbahn zu be-

1) Mediciner müssen durchaus ex professo reiten können, um ihrem Berufe gehörig zu genügen, was sich besonders an Heims Beispiele bewährt hat.

suchen, und dabei die angestrengteste Aufmerksamkeit anwenden, um in der den Zügel führenden Hand stets deutlich das Maul des Pferdes „fühlen" zu lernen, worauf eben so sehr die eigentliche Reitkunst beruht, als auf gehöriger Kraft der Kniekehlen, der feste Sitz. (Wer voltigiren kann, lernt das Reiten in der Hälfte, ja vielleicht dem Drittel der Zeit, die ein Andrer braucht.) — Auch für die politische Ausbildung ist das Reiten wichtig, weil es am meisten Kraft- und Selbstgefühl giebt [1]), worauf der Muth und die Willensfestigkeit (der „Männertrotz vor Königsthronen) des ächten Mannes beruht."

. . . . Quem
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solidâ. — — —

3. Das Tanzen ist ebenfalls theils eine treffliche Motion (als welche es schon Socrates sehr liebte und übte, s. Xenoph. Memor.), theils als Anstandsbildung wichtig, theils auch wirkliche schöne Kunst (vgl. Schillers Gedicht der Tanz, und Jenisch Universalhistor. Ueberblick der Entwicklung u. s. w. II, 2. S. 394. Jean Paul Vorr. zur Levana. Dr. Mises Stapelia mixta (üb. d. Tanzen). Vieth Encyclop. der Leibesüb. I, 286.). Als Kunst getrieben erfordert es aber freilich

1) „Eine besonders wichtige Rolle spielte hierbei (bei der Entwicklung der Staatsverfassung) das Roß, indem diejenigen Grundeigenthümer, die auf eigne Kosten zu Pferde dienen konnten, sich nicht selten, wie z. B. bei den Griechen (Aristot. Pol. IV. 3.) bei den Deutschen u. s. w. zum Adel des Volks erhoben. Und wenn hätte ein Mann unmittelbarer das Gefühl seiner Kraft, als wenn er ein Roß bändigt!" Zachariä v. Staate I, 330. Vgl. v. Gagern Resultate der Sittengeschichte, II. Aristocratie 1835. S. 40 ff.

mehr, als das jetzige unschöne und total unkünstlerische wilde Jagen, rohe Herumspringen und pferdemäßige Galoppiren, ohne allen Geschmack und ohne alle Grazie! —

Anmerk. 1. Daß eine vorzügliche Uebung in der Fechtkunst das beste Mittel ist, um die Duelle (die allen Gesetzen und Maßregeln des Staats gegen dieselben ungeachtet noch immer nicht auf unsern Universitäten haben abgeschafft werden können) möglichst zu mindern und möglichst ungefährlich zu machen, ist bereits öfters nachgewiesen worden. Vgl. Schleiermacher üb. Univers. S. 129. „Daß großer Mißbrauch mit dem Zweikampf getrieben wird, läßt sich nicht leugnen, auch wenn man die Sache selbst als unvermeidlich ansieht. Aber eben gegen diese Mißbräuche ließe sich viel thun. Vorzüglich müßten alle gymnastischen Uebungen und namentlich das Fechten unter öffentlicher Autorität kunstmäßig bis zur höchsten Vollkommenheit getrieben werden. Dadurch würde der Zweikampf nicht nur minder gefährlich werden, sondern auch, indem Jeder sich den Ruf der Gewandtheit, der Stärke, des Muthes schon durch die Uebungen erwerben könnte, würden die trefflichsten es am leichtesten verschmähen dürfen, für jede Kleinigkeit Genugthuung zu fordern, weil doch Niemand es auslegen könnte als Feigherzigkeit, und so würde das Ehrgefühl selbst von innen heraus sich allmälig berichtigen. Ja auch viele Veranlassungen zum Schlagen würden wegfallen. Denn auch hier zeigt sich, welch eine gefährliche Sache es ist, wie ein alter Weiser sagt, die Seele zu üben ohne den Leib. Weil es auf den Universitäten so Viele giebt, die dieses thun, so entsteht eben daraus auch das Entgegengesetzte, daß Viele wiederum den Leib üben ohne den Geist, und in diesen bildet sich dann das äußere Ehrgefühl des Standes, welchem sie angehören, auf eine desto her-

dere und leidenschaftlichere Art bis zur wirklichen Schlagesucht.") — Vgl. Scheidler über die Abschaffung der Duelle der Studirenden 1829., übrigens auch die Schrift von Delbrück, der akademische Zweikampf. Bonn 1834., und von Rosenkranz, der Zweikampf auf unsern Universitäten 1837. (s. den paränetischen Anhang).

Anm. 2. Sehr zu beachten ist auch Mösers Rath (Patriot. Phantas. Th. III. S. 31.), jeder Gelehrte sollte ein Handwerk lernen? bei einer passenden Eintheilung der Zeit könnte ein Student eine oder zwei Stunden des Tages dazu wohl verwenden. (Vorzüglich eignen sich dazu wegen der Reinlichkeit und Gesundheit die Schreiner-, Drechsler- und Buchbinderprofession und noch mehr die Kunstgärtnerei vgl. ob. S. 109.). Vgl. *Rousseau* Emile T. II, 158, 174 ff. Niemeyer Grundsätze d. Erzieh. I, 69. Scheffner Autobiographie S. 209. G. Pfitzer Luthers Leben S. 598. Göthes Werke XXXV, 344. — Jeder, der nur irgend Gelegenheit dazu hat (und diese möchte sich wohl leicht finden, z. B. in den Osterferien), sollte so viel wie möglich vom Landbau lernen, dem edelsten und in jeder Beziehung (besonders auch in politischer) wichtigsten aller Gewerbe (was bekanntlich schon die „Alten" richtig erkannten, vgl. *Xenophon* Oecon. IV. *Arist.* Pol. VI, 4. 9. *Cic.* Offic. I, 42.), W. v. Humboldt in d. Thalia 1792. S. 158. Fellenberg Landwirthsch. Blätt. v. Hofwyl. Th. II. S. 4 ff. III. S. 36 ff. Scheidler Lebensfrage d. Europ. Civilisat. 1839. Art. II. S. 35 ff. Vgl. Rückert Gedichte Thl. II, 392.

Zweiter Abschnitt.

Das ökonomische Leben.

§. 133.

Da die Universität die Bildung des ganzen Menschen zum Gegenstande hat, und Vorschule für das ganze Leben seyn soll, in diesem aber die geregelte Führung eines Hauswesens nicht allein an sich, sondern auch und vornämlich weil sie steten und vielseitigen Reiz und Stoff zur Entwickelung des höhern geistigen Lebens (der Selbstbeherrschung, Aufopferung für Andere, der Achtung für das Recht und die Pflicht u. s. w.) giebt, von hoher Wichtigkeit ist, so muß der Studirende auch in dieser Hinsicht seine Kraft üben und seine Selbstständigkeit behaupten lernen. Darum ist der Eintritt in das akad. Leben zugleich wesentlich der Zeitpunkt, in welchem der Studirende zuerst vollständig und unabhängig über die Verwendung seiner Einnahmen zu disponiren hat, um auf diese Weise sowohl den Werth des Geldes, als auch die guten Folgen der Ordnung und die schlimmen der Unordnung auf die eindringlichste Weise, nämlich durch eigene Erfahrung, kennen zu lernen. Da ihm übrigens als Studirenden nur die eine Seite der Oekonomie, die zweckmäßige Verwendung oder Consumtion und nicht die Erwerbung oder Production, obliegt, so folgt schon hieraus von selbst die Pflicht, auf jene erstere doppelte Aufmerksamkeit und Besonnenheit zu verwenden. Leider! zeigt die Erfahrung, daß gerade in dieser Beziehung das Leben der Studirenden sehr viel zu wünschen übrig läßt, was indessen gewiß weit mehr von mangelhaften und unrichtigen Begriffen, als von einem wirklichen bösen oder unrechtlichen Willen herrührt. Vgl. Büsch, Abhandl. von der verfallenden Haushaltung der Gelehrten.

Michaelis Raisonnement IV, 415 ff. und 654. Meiners Gesch. d. hchen Schulen. Dess. Schr. üb. Verfass. u. Verwalt. d. Univ. v. Jacob üb. akad. Freiheit u. Disciplin 1819. Briefe üb. d. ökonomische u. wiss. Leben eines Studirenden, Braunschweig 1828.

§. 134.

Zunächst muß der Studirende die höhere Bedeutung des ökonomischen Lebens oder der sog. materiellen Interessen im Allgemeinen auffassen, und zwar theils an und für sich als Grundbedingung aller Civilisation und höhrer Bildung, theils in Hinsicht des Staatslebens, insbesondere daß Ordnung und Sparsamkeit wahrhafte Tugenden, und mithin ihr Gegentheil, Unordnung und Verschwendung, etwas Unsittliches, ja Lasterhaftes sind. Vorzüglich wichtig in dieser Hinsicht ist, sich die Gedanken klar zum Bewußtseyn zu bringen, daß es bei diesen häuslichen Angelegenheiten gar nicht bloß um das äußere an sich (z. B. Ersparniß oder Verschwendung des Geldes), sondern um das damit zusammenhängende Innere der Gesinnung sich handelt; daß man daher wirthschaftlich und ordnungsliebend leben muß, weil und sofern hierin sich die Uebermacht des Gedankens, oder die sittliche Freiheit, über die momentanen sinnlichen Antriebe offenbart; ferner weil die Pflicht und das Gebot des Rechts er fordert, Andere nicht als bloßes Mittel für seine Zwecke zu misbrauchen (welches durch leichtsinniges Schuldenmachen jederzeit geschieht); endlich weil sich ein unordentliches Leben als etwas Unedles, Gemeines, schlechterdings nicht mit der Schönheit der Seele und der Frömmigkeit verträgt, von der vor allem das Leben des Studirenden durchdrungen seyn soll.

1. „Jeder gründliche und gesunde Verstand muß sich von den Dingen zu unterrichten suchen, die der Grund des

menschlichen Lebens sind. Alle großen Geschäfte und Dinge hängen aber zuletzt von der Oekonomie ab." Fenelon (Schriften übers. v. Claudius. Bd. III. S. 264.) „Der Mensch muß sich zuerst wohl nähren, kleiden, behausen, ehe er an ein höheres Daseyn denken kann. Die Oekonomie ist daher nicht nur die erste Stufe der Civilisation, sondern auch ihre Unterlage." Schön Gesch. u. Statist. d. Civ. 147.— „Nur die besten Menschen sind exact. Nur die besten wissen, daß das höchste gereinigte Erdendaseyn bedingt ist; nicht bestehen kann ohne höchste Ordnung des Einrichtens der gewöhnlichsten Dinge und Umgebungen; und daß nur dadurch die uns ewig unbegreifliche, wie unwiederbringliche Zeit ökonomisirt wird: nur die besten Menschen unterwerfen sich diesen Bedingungen: die einzige Art, diese — Erdfeinde — zu umgehen; noch mehr! wir können schon die, welche sich dem unterwerfen und sonst nichts aufzuweisen haben, zu den Guten rechnen." Rahel III. S. 277.

„Schlechte Wirthschaft ist ein schleichend Gift;
„Es macht den Hausstand siech an Leib und Seele,
„Und zehrt an Lieb und Glück, an Haus und Hof."
Beaumont und Fletcher.

2. Die Alten z. B. Xenophon und Aristoteles sahen die Lehre von der Führung des Hauswesens (Oekonomik) als den einen Haupttheil der practischen Philosophie an; vgl. auch Liv. XLV. 32.— Schon Democrit räth, den Knaben frühzeitig Geld in die Hände zu geben. *Stob.* Eclog. eth. 81. Diejenigen welche vorgeschlagen haben (z. B. v. Jacob), den Studenten müsse man wie Schülern bloß Taschengeld geben und ihre Bedürfnisse durch Commissionen bestreiten lassen, bedenken nicht, daß irgend einmal der Mensch auf eignen Füßen stehen und gehen lernen muß, und ihr Rath gleicht dem Entschluß jenes Scholasticus, der nicht

eher ins Wasser gehen wollte, bis er schwimmen gelernt! — Specielle Regeln über die Vorsichtsmaaßregeln in Hinsicht auf Miethe, Kost, Kleidung, Wäsche, Vermeidung kostspieliger Vergnügungen u. s. w. ergeben sich aus der Natur der Sache selbst, und sind kein Gegenstand der Hodegetik.

Anm. Zwei wichtige Regeln verdienen noch besonders erwähnt zu werden, weil gewöhnlich oder doch sehr häufig gegen sie gefehlt wird, nämlich erstlich: sich über alle seine Ausgaben ein Tagebuch zu halten und ohne Rückhalt und ohne Ausnahme alles darin zu verzeichnen („Ordnung führt zu allen Tugenden;" Lichtenberg); und ferner: wo irgend möglich allein zu wohnen, also, keinen sog. Stubenburschen anzunehmen. „Freunde, Liebende, und Eheleute sollten alles mit einander gemein haben, nur nicht — die Stube! die groben Forderungen und die kleinlichen Zufälle der körperlichen Gegenwart sammeln sich als Lampenrauch um die reine, weiße Flamme der Liebe. Wie das Echo immer vielsylbiger wird, je weiter unser Ruf absteht, so muß die Seele, aus der wir ein schöneres begehren, nicht zu nahe an unserer seyn; und daher nimmt mit der Ferne der Leiber die Nähe der Seelen zu." Jean Paul (Titan I, 280.)

3. Ueber die hohe politische Wichtigkeit der Tugenden der Ordnung und Sparsamkeit (die natürlich nie in Geiz ausarten darf) und über die Schädlichkeit der Verschwendung; vgl. Ad. Smith, vom Nationalreichthum B. II. S. 103. Say pract. Nationalökonomie Bd. V, 67. Storch, Nationalwirthschaftslehre übers. v. Rau, B. II, 195 ff. Steinlein Volkswirthschaftslehre I. S. 475. Baumstark cameralistische Encyclop. S. 97. (Sehr treffend ist auch das Bild, unter welchem Dante den Seelenzustand der Geizigen und der Verschwender darstellt; s. Hölle VII, 22 ff.

Uebers. von Streckfuß S. 71.) — Darüber daß Reichthum eine Macht ist (so wie in gewissen Sinne Zeit, was auch umgekehrt gilt), vgl. besonders Zachariä v. Staate I, 327. staatswiss. Abhdlg. S. 153.

Anm. Besonders ziemt es Studirenden, das Grundfalsche der Ansicht einzusehen, als wenn ein Verschwender, da er doch Geld unter die Leute bringt, sich dadurch in gewisser Hinsicht verdient mache, welche irrige Ansicht von den genannten Hauptschriftstellern üb. pol. Oekonomie a. a. O. gründlich aufgedeckt und widerlegt ist, ebenso von Franklin, in dessen vortrefflichen populären Aufsätzen über Oekonomie (s. den paränetischen Anhang.)

§. 135.

Vor Allem aber zu warnen ist gegen das grundverderbliche, so oft die Seelenruhe und Zufriedenheit raubende und auch häufig auf das künftige bürgerliche Leben höchst nachtheilich wirkende, leichtsinnige Schuldenmachen, welches ebenso unsittlich, als unrechtlich und meistens zugleich höchst unpolitisch ist. Vgl. Kant, Tugendlehre S. 96. Jachmann, Kants Leben S. 13. 66. Zachariä staatswirthsch. Abhandlungen S. 145. Körte Sprichwörter d. Deutschen I. sub „Borgen."

„Kein Borger sei und auch Verleiher nicht!
Sich und den Freund verliert das Darlehn oft;
Und Borgen stümpft der Wirthschaft Spitze ab!"
Hamlet (IV, 3.).

„Verachtung des Geldes macht weit mehrere und bessere Menschen unglücklich, als dessen Ueberschätzung. — Wer arm wird — nicht, wer's ist — verdirbt und verderbt, und wär's nur, weil er jeden Tag einen andern Gläubiger oder denselben anders zu belügen hat, um nur zu bestehen." Jean Paul (Flegelj. IV. No. 53.); vgl.

Hippel Werke I, 233, 234. Auch Lessing (im Nathan):

— — — „Borgen ist
Viel besser nicht, als Betteln."

Man hüte sich besonders vor dem ersten leichtsinnigen Borgen, da Schulden lawinenartig wachsen, bedenkend das oben (S. 380.) schon erwähnte Wort Lessings, sowie Göthes:

„Nur heut, nur heut laß dich nicht fangen,
„So bist du hundertmal entgangen!"

Dritter Abschnitt.

Das gesellige Leben.

§. 136.

Der Mensch ist nicht nur von Natur (d. h. schon als Thier oder als beseeltes, empfindendes Wesen) gesellig, sondern auch als Vernunftwesen an die Geselligkeit gewiesen, indem ohne diese letztere keine Vernunftentwickelung (welche Erziehung, Sprache, Gedankenmittheilung fordert) möglich wäre; daher schon Aristoteles es aussprach, daß, wer sich selbst genugsam isoliren könnte, entweder mehr oder weniger als ein Mensch (ein Gott oder ein Thier) seyn würde. *Aristot.* Polit. I, 2, 9. vgl. *Seneca* de benef. IV, 18. Daher die Nothwendigkeit der geselligen Ausbildung für alle Menschen, mithin auch für die Gelehrten, von denen als solchen mit Recht verlangt werden kann, auch über dieß wichtige Verhältniß sich richtige Ansichten zu verschaffen,

die hierbei gültigen Maximen des Umgangs zu kennen und practisch geltend zu machen. Namentlich ist auch das Universitätsleben auf die Ausbildung in geselliger Hinsicht nothwendig berechnet. Vgl. oben S. 197. 204.

1. „Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht! Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrenlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr, nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben, bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du giebst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst; ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig seyn, und das bist du nicht. — Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen, schwimmen und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: Das lehrt die Erfahrung dem

Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt, er hat andere Künste und andere Fragen." L. Börne, über d. Umgang mit Menschen (Schriften III, 236—58.) — Gewiß ist, daß der Kunst des Umgangs bei ihrer großen Wichtigkeit gehörige Aufmerksamkeit und eigentliches Studium zugewendet werden sollte, was heutzutage gewöhnlich in gar keinem Grade der Fall ist. (Im Alterthum trugen, wie Aristoteles sagt, Gesetzgeber weit mehr Sorge für die Freundschaft, als selbst für die Gerechtigkeit; und gleichergestalt war das Freundschaftscapitel in dem Systeme der alten Moralphilosophen, z. B. bei Platon, Aristoteles, Cicero, eins der allerwichtigsten.).

2. In Hinsicht der Maximen des Umgangs sind besonders die bekannten Schriften von Chesterfield (Charakteristiken und Briefe), Rochefaucauld (Maximen), Campe (Theophron), v. Knigge (über den Umgang), Pockels (über Geselligkeit, Umgang und Gesellschaft) v. Rumohr, (Schule der Höflichkeit; vgl. Göthe Werke XVII, 261. und Scheidler in Ersch und Grubers Encyclopädie sub Höflichkeit) zu empfehlen, und verdienen, studirt zu werden, weil sie viele einzelne gute Winke enthalten (auch gehört hierher das Studium der Psychologie und der dazu gehörigen Pathognomik und Physiognomik; vgl. Scheidler, Handbuch der Psychol. I, S. 92—121.) Doch reicht allerdings alle bloße Theorie hierbei nicht aus, und hier besonders gilt Göthes Wort:

„Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch."

3. Als wichtigste Regel ist ohne Zweifel die Cautel zu betrachten, auch fremde Individualität zu respectiren, worin die ächt liberale Gesinnung besteht; Börne a. a. O. (III. S. 239.)

„Die Kunst des Umgangs ist nicht die: die Andern
Nach deinem Sinn, nach deinen Wünschen, oft
Nach deinen Grillen nur, dir umzuschaffen.
Das wird der Kunstfreund nie und nimmer wollen,
Auch wenn er könnte, denn ihn freut es erst,
Im Leben seinen Künstlersinn und Kunst
Verstand — die Liebe — liebend zu beweisen,
So wie an Marmorbildern und Gemälden
Er klug zu seinem Vortheil selbst vermeidet,
Sie anders aufzustellen, als ihr Meister.
Und „Gott ist auch ein Meister" denke still.
Drum lasse Alle gelten, wie sie sind,
Sonst hast du Feind' an ihnen statt Gehülfen;
Erfreue dich an ihrem Guten; halte;
Dieß Gute oben auf dem Strom des Tages
Und aller Tage; richte ihre Worte,
Sowie ein Freund des Trunknen Worte aus;
Leg' ihren Werken edlen Willen unter;
Geh' mit dem allbekannten Freunde um,
Als wäre St. Johannes auf ein Weilchen
Zu dir gekommen; mit dem Wandrer sprich,
Als schied' ein alter Freund von dir auf immer —
So mein' ich, fliehst du Schläge wohl und
Scheltwort!
Doch achtest du nicht Haß und Trotz der Menschen,
Und hältst du diese Kunst wohl für gering? —
Die Kunst des Lebens ist die höchste Kunst —
Du lebst nicht, kannst du nicht mit Andern leben;
Ihr lebt nicht, wenn nicht mit Vernunft und Liebe.
Und ohne diese Kunst ist keine Freundschaft,
Gemeinschaft keine, keine Ehe selbst,
Kein Vaterhaus, kein Vaterland, kein Frieden,
Nur Trug und halber Krieg — wie zwischen Thieren
Der Erd' und ihrem Schutzpatron — dem Menschen!"

Leop. Schefer Laienbrevier II, 215.

§. 137.

Der Umgang der Studirenden bezieht sich theils auf ihre Lehrer, theils auf die nicht-akademischen Bewohner der Universitätsstadt, namentlich der sog. Hausleute oder Hauswirthe, theils auf ihre Commilitonen. Letzterer ist als die Hauptsache anzusehen, wogegen in der ersten und zweiten Beziehung die in der Natur der Sache liegenden Schranken gehörig zu beherzigen sind.

1. Der Umgang mit den Lehrern leitet sich am natürlichsten (abgesehen von besondern Empfehlungsbriefen) in den sog. practischen Collegien, den Seminarien, Disputatorien u. s. w. ein. Sehr zu wünschen ist, daß die auf mehrern Hochschulen bestehenden literärisch-geselligen Vereine, an denen sowohl Professoren als Studenten Theil nehmen, überall eingeführt würden! Auch ist es, eine in mehrfacher Hinsicht sehr löbliche Sitte mancher (warum nicht aller?) Professoren, einige Stunden in der Woche eigends für den Verkehr mit den Studenten zu bestimmen; vgl. Scheidler über die Abschaffung des Duells unter den Studirenden, Jena 1829. S. 165. Studenten sollen übrigens nie vergessen, daß Professoren zugleich im Dienste der Wissenschaft stehen, und ihre Zeit für ihr eignes Fortstudiren oder ihre Schriftstellerei nöthig haben [1]). Die Plagen, welchen Professoren von solchen zu oft sie überlaufenden Studenten auszustehen haben, sind zwar etwas humoristisch-übertrieben, aber im Wesentlichen wahr und treffend geschildert von H. Leo in d. Streitschrift gegen Diesterweg. S. 14 ff.

1) Ernesti pflegte, wenn Jemand einen Besuch über 10 Minuten ausdehnte, aufzustehen, auf eine große Uhr hinzuzeigen und zu sagen: „Sie sind schon über 10 Minuten hier gewesen!" Vgl. Lieber üb. Niebuhr S. 62.

2. Auch in Beziehung auf den Umgang mit den „Hausleuten“ bedenke doch jeder Student, daß derselbe in der Regel gar nicht für ihn (und seinen akademischen Hauptzweck) paßt, was unter Andern ebenfalls Leo in folgenden Worten in seiner bekannten derben Manier gegen Diesterweg (der den Studenten „gefällige, gutmüthige Hausleute“ wünscht, und das „Anschließen an dieselben“ für „einen Nagel, der der Studenten Sittlichkeit befestigt“ erklärt hatte) S. 71. nachgewiesen. „Weiß der Hr. Dr. nicht, daß sich mit seltnen Ausnahmen nur Kleinbürger- und eigentliche Wirthschaftshalterseelen zu dem Gewerbe entschließen, an Studenten Wohnungen zu vermiethen; daß wohlhabendere Bürger, daß Professoren, wenn sie ähnliches thun, sich einen Hausmann halten, und ihre Miethsinsassen mit ihren Wohnungsanforderungen an diesen weisen? Weiß er denn nicht, daß das so war, daß der Umgang und das Bewirthen der Studenten Noth machte im 12ten Jahrhundert in Paris, im 14ten in Bologna, im 16ten in Wittenberg, im 18ten in Jena und zu allen Zeiten allenthalben, und daß es Noth machen wird zu allen Zeiten, und daß sich in dieser Noth bei Gewerbs- und Wirthsleuten eben jene eigenthümliche, niedrige Philistergesinnung ausbildet der Kleinbürger kleiner Universitätsstädte? Allerdings wird zuweilen auch einmal eine tüchtige, brave, an Gut und an Muth unabhängige Familie einen Studenten in ihr Haus nehmen, auch wenn er nicht ihr Verwandter ist; und es können sich in einem solchen Verhältniß sehr tüchtige Verbindungen, förderliche für beide Theile, knüpfen; — aber von Ausnahmen dieser Art kann doch eben so wenig die Rede seyn bei allgemeinen Einrichtungen wie davon, daß jemand den Bedarf an Winterfeuerwerk wird durch das große Loos decken wollen, was er künftigen November gewinnen kann. Wo von allgemeinen Einrichtungen,

von Zuständen die Rede ist, heißt es, de potiori fit denominatio; also hier sind die Studentenwirthe in's Auge zu fassen, wie sie der Mehrzahl nach sind, wie sie allezeit der Mehrzahl nach waren, wie sie sein werden. — Oh! daß ich doch nie erführe, daß ein Student auf den Stuben dieser Art Wirthe verkehrte; das riecht so eminent nach ungescheuerten Dielen, nach herumstehenden Bierneigen und nach am Drehrad ausgeschwitzten Hemden, daß ich die Studenten, die sein sollten, wie ich sie mir wünschte, in weiter Flucht vor solcher Häuslichkeit träume. Und selbst wenn die Leute an Leib und Seele reinlicher sind, als sie zu sein pflegen, sind sie kein Umgang für Studenten. Jedem Stande seine Ehre! wir wollen auch diesem Kleinbürgerstand die seinige vollkommen ungeschmälert lassen, seine Vorzüge, seine Freuden, seine Thätigkeiten — nur hier kann davon die Rede nicht sein. Für einen Studenten können die besten Eigenschaften dieser Leute nur deprimirend wirken, und am deprimirendsten, wenn, wie von solchem Umgang fast jedesmal die Folge ist, den jungen Herrn nun eine zarte Töpfer = oder Grobschmiedstochter u. s. w. mit ihrer Liebe und Treue beglückt. Das ist für eine junge Männerseele Mark = aushöhlendes, Sehnen = zerschneidendes Unglück."

3. In Hinsicht des Verkehrs der Studenten mit den übrigen nicht = akademischen Bewohnern der Universitätsstadt (vulgo: Philistern) ist es ebenfalls Hauptregel, daß der Student diesen Verkehr mehr beschränkt, als erweitert, da der jetzige weinerliche, weichliche und weibische (dreifaches W!) Ton mehr schadet, als nützt; worüber wir ja die entscheidendsten Aussprüche der competentesten Richter haben, z. B. Göthe's:

„Gute Gesellschaft hab' ich gesehen; man nennt sie die gute,
„Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt."

„Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie seyd ihr zufrieden gewesen?
Wären's Bücher, sagt er, ich würd' sie nicht lesen!"

„Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht."
W. I, 260. II, 289.

Ferner Jean Paul: „Die Menschen verdienten wegen ihrer Gespräche stumm zu seyn." — „Recht gewöhnliche und doch befriedigende Unterhaltung ist allgemein unter den Menschen die, daß einer das sagt, was der Andere schon weiß u. s. w." [1]. — Vergl.

---

1) „Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends, um die Riesin „Langweile" todtzuschlagen; zuerst wird diese Riesin mit Thee gebeitzt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie dem Gespenst in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an. Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben erhält, ist das Theater, also wieder ein Nichts; wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. — Und dieses Nichts unserer Gesellschaften rädern wir Kopf ab und Fuß auf, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es

auch Klinger (in den Blättern f. lit. Unterhaltung 1835. No. 222.). Heine (Reisebilder II. 47. ed. II.). Busch (Erfahr. IV, 64.). F. R. Jacobs verm. Schr. I, 533. Tittmann, Blicke auf die Bildung unsrer Zeit S. 12. Hoffmann, Phantasiestücke in Callots Manier I. (Kreisleriana) und Leo Physiologie des Staats Th. I., welcher unter andern sich stark darüber expectorirt, daß in unsern sog. gebildeten Gesellschaften nicht die Frauen, d. h. die Matronen, sondern die jungen, unbedeutenden Mädchen („Gänschen") den Ton angeben. Eben derselbe sagt in den Jahrb. für wissensch. Krit. 1829. S. 555.: „Die Freuden der feinern geselligen Zirkel, z. B. wie sie durch Professorenfrauen und Professorentöchter eben schlecht und recht repräsentirt und mit dem Afterleben des Gewäsches über Predigt und Kunst übertüncht werden, sind ein elender Ersatz für das frische, wahre, innere Leben der corporativen Vereinigungen der Scholaren und Docenten auf den Universitäten des Mittelalters, die sich bloß auf Universitätsangelegenheiten bezogen" u. s. w. — Diejenigen Studenten, die so viel darauf geben, wenn sie oft in Theegesellschaften u. s. w. eingeladen werden, sind eher zu bemitleiden als zu beneiden, da gemeiniglich die sog. Politur der Sitten, die sie in dem „weiblichen Herrschergebiet des Theetisches" (*Waverley* II. ch. 4.) annehmen, in nichts anderm besteht, als mit stets lächelnder Miene der Frauen schönklingende Phrasen voll Süßigkeit und Schmeicheleien, Platituden und Fanfaronaden aller Art vor= und abzubeten, und, wenn ein weiblicher Handschuh herabfällt (NB. nicht in König

---

dann noch erst mit den Zähnen. Dieses Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, jeder wirft seinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er seiner Pflicht sich entledigt hat u. s. f." Saphir, Humor. Abende S. 4 ff.

Franz's Löwengarten!), um die Wette sich fast die Hälse danach abzustürzen, und was derlei schöne Dinge mehr sind, worin sich unsre moderne abentheuerliche, romantische, chevalereske Sentimentalität so wohl gefällt. Zu dieser paßt freilich trefflich das ganze Aeußere der gesalbten schwalbgeschweiften mit Manschetten versehenen Miederpuppen, *vulgo Elegants*, Dandys (d. i. Zierbengel oder Stutzer) in ihren Schnürleibern und Wespentaillen im „Bachstelzengewande" (Hoffmann's Serapionsbrüder Supplem. Band S. 234.) vulgo Fraks [1]), die „mit ihren Rockwimpeln (Jean Paul Herbstblumine Bd. II. od. III.) uns ein so elendes affenmäßiges Ansehen geben", und jedenfalls stark an die homerischen Kerkopen erinnern (vgl. Böttiger Amalthea Bd. III.), mit den dicken Bandagen um den Hals [2]), nebst Ungeheuern von Vatermördern [3])! — Der ächte Student wird nicht (außer etwa aus Ironie) in seinem Aeußern diesen steifleinenen Subjecten ähneln oder angehören wollen, wenn sie auch in den sog. guten Gesellschaften eine große Rolle spielen. Er wird diesen letztern bei weitem das frohe, frische und freie Zusammleben der Jünglinge unter einander vorziehen, und diesem, oder dem erwähnten Umgange mit den Lehrern seine ihm übrige Muße widmen. Vgl. die trefflichen

1) „Alle Welt sieht ein, daß unsre Fracks eine dumme und geschmacklose Kleidung sind" u. s. w. Tiek in der köstlichen Novelle in der Urania für 1839. „Des Lebens Ueberfluß" S. 7. — Auch die Etymologie des Worts Frack aus Wrack ist nicht übel.

2) Den „Cravatten-Halseisen" Jean Paul Paling. II, 60; — bei den Alten waren Tücher um den Hals Zeichen eines Kranken oder verweichlichten Wüstlings; *Hor. Sat. II, 3. v. 255. Quintil. XI. 3, 144. Sen.* Nat. quaest. IV. 13, 9; vgl. Böttiger Wegw. z. Abdztg. 1829, 16. Sept. Nr. 74.

3) „Man glaubt einen Esel zu sehen, der über eine weiße Mauer hervorguckt"; London wie es ist 1826. S. 33.

Schulreden von Dr. Röhr (Weimar 1832.), deren Lectüre auch Studirenden sehr zu empfehlen ist. Unter andern heißt es hier (S. 22.): „Was würden wohl die alten Griechen und Römer, welche ihre Jünglinge nur in den Schulen der Rhetoren und Philosophen oder in den Hallen der Gymnasien an ihrem rechten Platze glaubten und sie, wie Sokrates in Xenophons Symposium spricht (siehe Cap. 2. §. 3—5.), weit lieber vom Oele dieser Gymnasien als von den wohlriechenden Salben der jungen Lebemänner triefen sahen, was würden sie sagen, wenn sie unsere Knaben und Jünglinge in der Zeit, wo sie ihren Geist mit dem ihrigen nähren sollen, in der Gestalt moderner Stutzer auftreten, von einem lustigen Balle zum andern flattern, das Theater regelmäßig besuchen, in Theegesellschaften die unterhaltenden Damenfreunde oder zärtlichen Schäfer spielen, die Austräger und Vorsänger der neuesten Opernarien machen, und mit allen den kleinlichen und erbärmlichen Dingen beschäftigt sähen, welche der Hochgeschmack der gebildeten oder vielmehr verbildeten modischen Welt schön, allerliebst und herrlich findet? Sie würden ihnen gewiß mit eben dem entschiedenen Ekel den Rücken zuwenden, mit welchem das auch jeder verständige Mann der Gegenwart thut, und sie als sehr beklagenswerthe Beispiele einer gesellschaftlichen Frühreife betrachten und verachten. Denn das Beklagenswerthe dieser Frühreife kann schon darum keinem Zweifel unterliegen, weil dabei der Sinn für das Ernste, womit sich die studirende Jugend, ihrer wahren Bestimmung eingedenk, beschäftigen soll, durchaus verloren geht. Rein jugendliche Unterhaltungen und Freuden tödten ihn nicht, sondern stärken ihn vielmehr, indem sie Leib und Seele gesund erhalten, keine Vorbereitungen kosten, und keine Eindrücke zurücklassen, welche den Geist mit überwiegender Gewalt von seinen wissenschaftlichen Bestre-

bungen ablenken, sondern ihm die Spannkraft geben, ohne welche kein gedeihlicher Fortschritt auf der Bahn der literarischen Ausbildung möglich ist. Was aber die gesellschaftlich überzeitigte Jugend liebt und treibt, wirkt auf den Ernst, mit welchem sie ihr eigentliches Ziel verfolgen soll, höchst nachtheilig ein, stürzt sie in Zerstreuungen, welche ihr ein eifriges Studiren unmöglich machen, verleidet ihnen den Geschmack an gründlicher Ausbildung ihres Geistes, erfüllet sie mit eitlen Wünschen und Hoffnungen, deren Verwirklichung ihr mehr am Herzen liegt, als die Lösung der ihr gesetzten Aufgabe und läßt sie ihre auf Besseres zu wendende Zeit in allerhand träumerischen Tändeleien und geselligen Spielereien verlieren. Sie kommen unter denselben gar leicht auf die Meinung, daß derjenige, der mit dem Inhalte aller ungesalzenen Unterhaltungs- und Tageblätter gehörig bekannt ist, über die neuesten Moderomane vollständigen Bericht geben kann, das Conversations-Lexicon in Saft und Blut verwandelt hat, und alle Formen des geselligen Verhaltens in ihrer gefälligsten Gestalt zu handhaben weiß, einen weit größern Werth in sich trage als derjenige, welcher äußerlich vielleicht etwas unbeholfen einhergeht, seinem kindlichen und jugendlichen Muthwillen zu Zeiten die Zügel schießen läßt, manchmal wohl gar eine namhafte Unart ausübt, dabei aber nie vergißt, daß die Welt dereinst einen tüchtigen Mann seines Faches in ihm erwartet, und daß, wenn er in der Gesellschaft erst als solcher auftreten kann, die gesellschaftlichen Freuden und Genüsse ihm immer noch zeitig genug kommen." — „Daß die Jünglinge sich hernach anfänglich scheu zeigen und verlegen, daß ihre ersten Versuche in der Gesellschaft oft linkisch ausfallen, ist kein Unglück, und der Fehler würde sich noch eher verlieren, wenn das Verhältniß der Studenten zur Gesellschaft auf der Universität selbst richtiger organisirt

wäre. Die Studirenden bedürfen einer großen Abgeschiedenheit von den übrigen Ständen u. s. w.; sie dürfen in die Leerheit des gewöhnlichen geselligen Verkehrs nicht hineingezogen werden." Schleiermacher a. a. O. S. 125.

§. 138.

Für den Umgang der Studirenden unter einander ist die Hauptregel, daß man, ohne sich vornehm zu isoliren, doch den Kreis seiner Bekannten und namentlich der eigentlichen Freunde nicht zu sehr ausdehnt, und bei der Wahl der letztern vor Allem auf Tüchtigkeit des Charakters sieht. Trau, schau, wem? Wichtig ist besonders, daß der Studirende richtige Begriffe von Freundschaft sich erwirbt. Vgl. Aristoteles Ethik I, 6. *Cicero*, de amicitia. Fries Ethik S. 292. Steffens in Wachlers Philomathie I. S. 11. Montaigne Gedanken und Meinungen II. S. 5 ff. Schleiermacher Monologen. Desselb. Predigten I. S. 387 ff.

1. „Leutselig sei, doch keineswegs gemein.
Dem Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,
Mit ehr'nen Haken klammr' ihn an dein Herz.
Doch härte deine Hand nicht durch Begrüßung
Von jedem neugeheckten Bruder. Hüte dich,
In Händel zu gerathen; bist du drin:
Führ' sie, daß sich dein Feind vor dir mag hüten.
Dein Ohr leih' Jedem, Wen'gen deine Stimme;
Nimm Rath von Allen, aber spar dein Urtheil."
Shakespear (Hamlet).

„Vermeiden sollen sich, die nicht zusammen passen;
Wahl der Gesellschaft ist jedwedem frei gelassen.
Zu Wen'gen passen, ist ein nicht geringes Leiden,
Denn schwer ist mit der Welt Berührung zu vermeiden.

Doch ganz unglücklich ist, wer allen Umgang haßt,
Und auf sich selbst beschränkt, auch zu sich selbst nicht paßt."

Rückert, Weish. d. Br. II, 184.

2. „Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist, als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen."

Rückert, ges. Gedichte II, 394.

„Meide den Schlechten, und wäre das Haupt ihm mit Weisheit gekrönt:
Auch mit Juwelen geziert, sprützet die Viper das Gift."

„Wie der Schatten früh am Morgen;
Ist die Freundschaft mit den Bösen,
Stund auf Stunde nimmt sie ab;
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt."

„Wer Unrecht zu entfernen strebt
Und für das Wohl des Andern lebt,
Wer das Geheime treu bewahrt
Und jede Tugend offenbart,
Wer an des Freundes Seite weilt
Und Freud' und Kummer mit ihm theilt,
Wer wohlthut mit verborgner Hand:
Ein solcher Freund wird ächt genannt."

Die Sprüche des Bhartriharis. Uebers. v. Bohlen, S. 77. 82. 89.

§. 139.

Was die eigentlichen Vereine oder Verbindungen Studirenden betrifft, so sind dieselben, insofern sie sich die

leichte und förderlichere Erreichung des wahren Ziels des akad. Lebens zum alleinigen Ziel setzen, der Natur der Sache nach höchst wichtig, und zu empfehlen. Geheime Verbindungen dagegen, zumal wenn ihre Tendenz eine unmittelbar politische ist, sind ebenso sehr mit den Principien der Moral, als des Rechts und der Politik im Widerspruch. Vgl. Thiersch gelehrte Schulen Th. II. S. 153 ff. Delbrück; über die staatsverderblichen Richtungen u. s. w. (Friedemanns Paränesen Th. II. S. 196.) Fichte, Leben Th. II. Vorr. und S. 143. — (Wie selbst wissenschaftlich-politische Kränzchen nützlich wären, zeigt Rehberg d. Erwart. d. Deutschen 1834. S. 74.) Dieß gilt besonders für die jetzige Zeit, wo die Theilnahme an solchen geheimen Verbindungen durch die allerstrengsten Maaßregeln und Gesetze von Seiten des Staats verpönt ist, deren zu wünschende Wiederaufhebung nichts anders herbeiführen kann, als wenn die Studenten durch freiwilligen Gehorsam gegen diese Verordnungen das verscherzte Zutrauen der Regierungen wieder zu gewinnen trachten.

1. Ueber die Einrichtung eigentlicher wissenschaftlicher Kränzchen; vgl. J. Grimm in d. Gött. gel. Anz. 1833 Januar in der Anzeige von Borés Schrift über deutsche Universitäten. Ferner Beneke unsere Universitäten u. s. w. S. 73 ff.

2. Vgl. besonders Steffens üb. geh. Verbindungen 1837. „Ein jedes Geheimniß, wenn es willkürlich gewählt wird, wenn es zu verborgenen Zwecken mehrere Menschen vereinigt, hat etwas sittlich Verderbliches. — Selten ist die Jugend, wenn die Noth sie nicht zwingt, geneigt, das zu thun, was ihr obliegt, und der Studirende, der aus der Schule entlassen, an sich selbst gewiesen ist, verliert sich zu leicht in Beschäftigungen, die seine

Neigungen befriedigen — sträubt sich gegen die strenge Ordnung einer gesunden, gesetzlichen Entwickelung. Da lockt ihn das geheime Bündniß — Nichtigkeiten erhalten einen eingebildeten Werth — eine neue Welt mit ihren bizarren Formen ergreift, hemmt, fesselt, beschränkt ihn, entfernt ihn immer mehr von seiner ursprünglichen Bestimmung, da er, in rühmlicher Verbindung mit wenigen Freunden, das unabhängigste Leben führen könnte, und — was besonders bedauernswerth genannt werden muß — der Jüngling gewöhnt sich, Dinge in der Masse verborgen vorzunehmen, die er keineswegs persönlich zu vertreten, vielmehr zu verleugnen entschlossen ist. Eine Gesinnung, vor welcher der sich achtende, reine Jüngling zurückschaudert. — Dieses sind die Gefahren geheimer Verbindungen in ihrer unbedeutendsten Form. Aber sie enthalten durch ihre Gesetzlosigkeit den Keim zu den größten Vergehungen, der sich entwickeln wird, wenn die Gelegenheit sich zeigt, der sich leider, begünstigt durch die trübe Verwirrung der gegenwärtigen Zeit, wirklich entwickelt hat." (Steffens setzt dieses weiter auseinander und weiset besonders nach, wie unverträglich der politische Zweck aller geheimen Verbindungen, sofern derselbe auf Herbeiführung eines wahren Rechtszustandes gerichtet wäre, schon mit der Form solcher Verbindungen ist): „Die Gesetzlichkeit selbst sollte sich durch Gesetzlosigkeit entwickeln, die klare, offene Wahrheit hinter einer Mauer von Lüge beschützt werden. Der redliche Fichte, um den Werth der offenen That auf eine recht auffallende Weise darzuthun, spricht: „„Du hältst dich für überzeugt, daß der Staat eine andere Gestalt annehmen muß. — Wohl! trete hervor, ohne irgend ein Bündniß, rede auf dem offnen Markt! — Ein Staat, der sich stark in sich selber fühlt, wird dich als einen Wahnsinnigen behandeln; und stürzt er durch den Worthauch eines einzelnen Menschen um, dann bist

du unschuldig — er war schon in sich zusammengestürzt, ehe du sprachst; du hast nur eine Thatsache ausgesprochen.““ — „Die Gesetze des Staats sind nie bloß äussere, sie sind — and dieses ist die ächt religiöse Ansicht — auch die inneren eines jeden Bürgers; wenn wir sie übertreten, vernichten wir unser eigenstes, innerstes Wesen. Was wir den Gesetzen des Staates scheinbar opfern, — nie die Wahrheit, nur ihr Hervortreten in der Erscheinung in einem bestimmten Moment — geht nie verloren; es zieht sich in das Innere zurück, um sich reicher, entschiedener in der Folge zu entwi ln. — Schon vor langer Zeit fand der Staat es nothwendig, ernsthafte Maßregeln gegen geheime Verbindungen der Studirenden zu nehmen. Sie wurden gesetzlich als Staatsverbrechen bestimmt, und ein criminelles Verfahren gegen die Verbündeten angeordnet. Das Gesetz war öffentlich, wurde einem Jeden bekannt gemacht, wenn er unter die Zahl der Studirenden aufgenommen wurde. Ein feierliches Gelübde, durch Handschlag an Eides statt bestätigt, wird ihm abgenommen. Kein Jüngling kann sich entschuldigen, denn die Behörde wird es nicht unterlassen, ihn auf die Wichtigkeit dieser Handlung aufmerksam zu machen. Es ist das erste, freiwillig abgelegte Gelübde, es konnte nie abgefordert werden, wenn die Behörden nicht voraussetzen, daß der Jüngling seine ganze Bedeutung einsah. Jetzt, nachdem der Staat es wagt, auf seine Gesinnung zu bauen, hört er auf, ein Kind zu seyn; er ist reif, d. h. geistig mündig erklärt, und dieser erste Entschluß, dieser erste Moment entscheidet über seine Zukunft. Ist er hier im vollen Sinne innerlich wahr, dann hat er sich dem Staate geopfert, seine Universitätszeit wird ihm wichtig — die Verpflichtung hat nicht bloß den negativen Sinn, soll nicht bloß das Verbrechen abwehren; sie schließt die Reinheit der Gesinnung in sich, die ein ganzes Dasein

durchdringt und läutert. Ist diese erste freie Handlung ein Betrug, eine Lüge — dann wuchert sie fort — und wer in einem solchen Betruge ergriffen wird, hat billig das Vertrauen verscherzt.“ Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten S. 15. 16. 18. 23—25.

Anm. Vollständigere Erörterungen über Landsmannschaften, Studentenorden, Burschenschaft u. s. w. müssen einer andern Gelegenheit aufgespart werden.

Vierter Abschnitt.

Die moralische Ausbildung.

§. 140.

Diese ist, gemäß dem bereits früher Nachgewiesenen (S. 9 ff. 121 ff.), von der größten Wichtigkeit für jeden Menschen, da die Idee des (sittlich) Guten, die sich in der Tugend und dem Recht als Ehre und Gerechtigkeit offenbart, mit der Idee der Wahrheit und Schönheit die höchsten Lebenszwecke des Menschen ausspricht, und unter diesen drei Urideen die höchste ist, da nur in der That oder dem Charakter der absolute Werth des Menschen liegt, und jeder nur so viel gilt, als er gehandelt hat, sein Wissen und Erkennen, sein Fühlen und Glauben nur so viel, als es in Thaten in's Leben selbst eingreift; vgl. Fries Metaphysik S. 5 ff.; dessen Ethik S. 2, 54, 102. — Besonders wichtig ist die sittliche Charakterbildung für den Gelehrten gemäß dessen eigentlicher höchster Bestimmung als Vorbilds der Menschheit; vgl. Fichte Vorles. üb. d. Best. d. Gel.;

dessen Wesen des Gelehrt. Vorles. 4 u. 5; dess. Biographie Th. I. S. 74.; vgl. auch Schleiermacher's Predigt: daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Bildung keinen Werth haben; Thilo üb. akad. Vortrag S. 8. („Die Frage: was bist du? ist unendlich wichtiger als die: was weißt du?"). Zur Bildung des Charakters, oder die Festigkeit des Willens stets nach Grundsätzen (Maximen) zu handeln, die man sich selber als unabänderliche Norm vorgeschrieben, muß so früh wie möglich der Grund gelegt (Schulze Psych. Antrop. S. 873. (ed. 3.), also die Kraft der Selbstbeherrschung möglichst frühzeitig geübt werden. Diese Charakterbildung ist der eine Hauptzweck des akad. Lebens oder der Universität (vgl. ob. S. 183.), auf welchen sich das Institut der akad. Freiheit bezieht; vgl. S. 192.

Große Mängel unsrer jetzigen Zeit in der Verkennung dieser wichtigen Bestimmung der Universität. „Schulen sollen, wie sie der alte schöne Ausdruck bezeichnet, „„Werkstätten des Geistes Gottes"" seyn, d. h. das fortwährende Streben immer vollkommner zu werden, immer heller im Verstande, reiner im Herzen, kräftiger im Willen, erwecken, nähren und ausbilden. — Was helfen alle Wissenschaften ohne Sitten; was helfen alle Kenntnisse ohne Gemüth? — Wir wissen alle, daß unsern Zeiten mit Recht der Vorwurf gemacht wird, daß nicht, wie in den alten und ältesten Zeiten, unsre Weisheit im Leben ausgedrückt wird, und von Sitten ausgehend, auf Sitten zurückkehrt. Sie wohnt bei uns mehr im Kopfe als im Herzen, und hat meistens mehr unser Gedächtniß bereichert, als unsere Denk- und Sinnesart gebildet. Die unermeßliche Luxurie in der Wissenschaft, ihre fast unübersehbare Vermehrung hat uns zu Sclaven des Wissens gemacht, oft ohne alle Selbstbildung; wie manche Jünglingsseele ging im trüge-

rischen Ocean der Vielwisserei, der Allgelehrsamkeit, an einer Scylla, bei einer Charybdis, oder auf glatter Woge unter!" Herder im Sophron (W. X. S. 204.) — Um so nothwendiger ist es demnach, das hierin Versäumte auf der Universität nachzuholen. Nothwendigkeit einer steten Uebung in der Selbstbeherrschung, als der Basis aller Charakterbildung (totum in eo est, ut tibi imperes. *Cic.*, vgl. *Plato* de leg. lib. I. Bip. p. 8.) und der höchsten Kraft der Menschen überhaupt, wie Göthe (in dem Gedicht: die Geheimnisse) so schön zeigt:

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
So ist's kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm des Schöpfers Allmacht loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!"

„Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Göthe (Werke XIII, 185.; vgl. XV, 172.).

Aehnlich Jean Paul: „Im Tugendhaften wohnt ein mächtiger Wille, der zur Dienerschaft der Triebe spricht: es werde! Dieser ist jener genialischenergische Geist, der die gesunden Wilden unsers Busens bingt und bändigt, und der königlicher zu sich, als der spanische Regent zu andern, sagt: Ich, der König!" —

Hierzu Bettine's Wort: „Wir alle sollten Könige seyn, und je widerspenstiger, je herrischer der Knecht in uns, je herrlicher wird sich die Herrscherwürde entfalten, je kühner und gewaltiger der Geist, der überwindet!" Tagebuch 1835. S. 103. Dahin gehört auch die schöne Stelle aus Kant's Kritik der practischen Vernunft (S. 150 ed. 5.): „Pflicht, du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüth erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich in Geheim ihm entgegen wirken, — welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachläßliche Bedingung desjenigen Werthes ist, den sich Menschen allein selbst geben können? Es kann nichts Minderes seyn, als was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Daseyn des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist), unter sich hat. Es ist nichts anders als die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches einen eigenthümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen practischen Gesetzen, die

Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, so fern sie zugleich zur intelligibeln Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders, als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß." — „Die Tugend ruht allein auf der Grundlage eines eisernen Willens. Wo der Wille noch schwankt, da stattet die Tugend höchstens einen Besuch ab, aber sie hauset da nicht und ist da nicht heimisch." W. Harnisch's Kaskorbi I, 421.

§. 142.

Besonders ist zu beachten, daß nicht nur für die individuelle (auch wissenschaftliche s. ob. S. 117.) Ausbildung die moralische oder Charakterbildung von höchstem Werth ist, sondern auch für das künftige, häusliche, gesellige und staatsbürgerliche Berufsleben, indem in allen Lebensverhältnissen weit mehr auf den Charakter, als auf Intelligenz und Talent ankommt. Vgl. Tittmann Blicke auf die Bildung S. 7 ff. Welker jur. pol. Encycl. S. 470. Note. Koch Schule der Humanität 1811. S. 6 ff. Brzoska pädagog. Seminare S. 20. Note. Besonders gilt dieß von dem Staatsleben im umfassendsten Sinne dieses Wortes und den Staatsgeschäften; daher die moralische Ausbildung als die nothwendige Grundlage der politischen anzusehen ist. Vgl. v. Stein's Briefe an v. Gagern S. 343. Zachariä vom Staat IV, 2. S. 325. v. Aretin und v. Rottek Staatsrecht der constit. Monarchie II, 46. Kortüm Gesch. hellen. Staatsverf. 193. (v. Refues) Scip. Cicala. I. Vorr.

Wichtigkeit der Grundsätze besonders für den Mann und den Gelehrten, der alles im klaren Bewußtseyn mit Besonnenheit auffassen, und sich nicht dem momentanen Eindruck hingeben soll (daher auch die Nothwendigkeit des Studiums der Ethik). „Gefühle sind Sterne, die bloß bei heiterm Himmel leuchten; aber die Vernunft ist ein Compaß, der jederzeit die wahre Richtung angiebt." Jean Paul. „Wer keine Grundsätze hat, wird theoretisch und practisch durch Einfälle regiert." Jacobi (W. VI, 134.). Allerdings ist es Pedanterie, Alles, auch das Kleinste und Geringfügigste, bloß nach Begriffen und Regeln abmessen zu wollen, und sich (wie Kant sagt) den Lebensweg mit Pflichten wie mit Fußangeln zu pflastern, allein noch weit verderblicher ist das andre Extrem, in welches energische Jünglinge so leicht verfallen, bloß seinen Gefühlen zu folgen, und alle festen Maximen, alle Unterordnung unter Gesetze, als wären diese nur für Schwächlinge, zu verschmähen. Treffend sagt in dieser Hinsicht Jacobi im Allwill (Werke I. S. 216.): „Eure Flitter-Philosophie möchte gern alles, was Form heißt, verbannt wissen. Alles soll aus freier Hand geschehen; die menschliche Seele zu allem Guten und Schönen sich selbst — aus sich selbst bilden; und ihr bedenkt nicht, daß menschlicher Charakter einer flüssigen Materie gleicht, die nicht anders als in einem Gefäße Gestalt und Bleiben haben kann; laßt euch deswegen auch nicht einmal einfallen zu erwägen, daß eitel Wasser in einem Glase mehr taugt, als Nektar in Schlamm gegossen. Ich kann Ihnen alle moralischen Systeme, als wirkliche Haltung ertheilende Form, Preis geben, und bin dazu bereit, da ich selbst nur der ganzen Menschheit eines Menschen traue, und mich wenig auf die Weisheit und Tugend, die nur in und an ihm ist, verlasse. Aber zur Menschheit eines

jeden Menschen gehören Grundsätze, und irgend ein Zusammenhang der Grundsätze; und es ist barer Unsinn, hievon als von etwas Entbehrlichem zu reden. Was nützen Erfahrungen, wenn nicht durch ihre Vergleichung standhafte Begriffe und Urtheile zuwege gebracht werden; und was wäre überall mit dem Menschen vorzunehmen, wenn man nicht auf die Wirksamkeit solcher Begriffe und Urtheile zu fußen hätte? Auch nehmen wir so allgemein für den eigenthümlichsten Vorzug der Menschheit an, nach Grundsätzen zu handeln, daß der Grad der Fertigkeit hierin den Grad unserer Hochachtung oder Verachtung bestimmt. Wir preisen denjenigen, bei welchem der Empfindung das Gefühl, und dem Gefühl der Gedanke die Wage hält. Also nicht unsere Gefühle verringern, nicht sie schwächen will die Weisheit; sie nur reinigen will sie; und dann bis zur Lebhaftigkeit des Gefühls der Gedanken erhöhen: also die Empfindung überhaupt — schärfen, vergrößern. Ich weiß, daß Sie mehrmals, von hoher Idee begeistert, heftige Begierden unterdrückten, Leidenschaften überwältigten. Haben Sie jemals sich seliger gefühlt, als in solchen Augenblicken; waren Sie je freudiger, triumphirender? Auf nichts dünken Sie sich ja mehr, als daß gewisse Ideen so fest in Ihnen haften, daß kein Vorfall Ihren Glauben daran einen Augenblick irre machen kann, Sinne und Imagination mögen vorspiegeln was Sie wollen. Edler Stolz kann nie eine andre Quelle haben. Jede Erhabenheit des Charakters kommt von überschwänglicher Idee. Als Portia den Brutus überführen wollte, daß ihre Seele fähig sey, die seinige in allen ihren Unternehmungen zu begleiten, wußte sie kein besseres Mittel, als ihm eine Probe vor Augen zu legen, daß sinnliche Eindrücke nichts über sie vermöchten. Steigen wir von der Helden-Sitte bis zum gefälligen Wesen unserer Tage herab; überall sehen wir am meisten geehrt,

was Obermacht des Gedankens über sinnliche Triebe beweiset. Die Lebensarten mögen noch so verschieden seyn, die Gebräuche noch so mannichfaltig und abwechselnd; dieses Gefühl thut sich überall hervor, und liegt in Wahrheit allen unseren Urtheilen über das, was Anständig oder Unanständig nicht nur in Handlungen und Reden, sondern auch in Ton, Mienen und Geberden ist, zum Grunde. Wo der Gedanke den Menschen zu verlassen scheint: wo er ganz in des Triebes Gewalt ist; wo er diesen nur die Oberhand gewinnen läßt; nur der Gefahr sich aussetzt, von ihm übermeistert zu werden: da fühlen wir Unanständigkeit." — Sehr zu warnen ist auch gegen eine gewisse moralische Vornehmheit und Geniesucht, die sich für die Erfüllung der gemeinen und alltäglichen Pflichten zu gut dünkt, überhaupt die Menschen und das Leben verachtet, und sich privilegirt in Hinsicht jener Pflichten hält, z. B. lieber verschenkt, als die Schulden bezahlt u. dgl. m. Auch hierüber sagt Jacobi sehr wahr (a. a. O. S. 104.): „Das romantische Gebrause Ihres jungen Grafen ist unerträglich. Ein Clodius, der den Brutus spielen will! Was ich davon denke, darf ich der Mutter nicht sagen, wohl aber Ihnen. So ein Laffe, der alle Tage regelmäßig seinen dummen oder schlechten Streich spielt, mag sich einfallen lassen, die Welt sey nicht gut genug für ihn! Er soll doch nur ja mit ihr vorlieb nehmen; denn wie der junge Herr beschaffen ist, so ist er noch lange nicht gut genug für sie, und er mag nur zusehen, daß er nicht heute oder morgen auf eine unebne Weise seinen Abschied daraus erhält. Mir fallen gleich Maulschellen ein, wenn ich Leute mit erhabenen Gesinnungen heran kommen sehe, die nicht einmal nur rechtschaffene Gesinnungen beweisen. Und ich werde nicht zufriedener mit ihnen, wenn sie auch ihre schönen Gesinnungen mit sogenannten

schönen Handlungen begleiten; denn jedem, der ein weiches Herz und etwas Feuer im Blute hat, wird es leichter dergleichen zu thun als zu lassen. Aber das Böse zu meiden! das erfodert andere Kräfte; da muß der ganze Mensch sich zusammen nehmen, oft bis zur Vernichtung sich anstrengen, und am Ende finden, daß er zu wenig hatte an den Kräften seiner ganzen Menschheit. — Noch einmal! Es ist leicht, sehr leicht, mancherlei Gutes zu thun; und Großes zu thun, ist immer eine Lust: aber ohne Sünde bleiben, ohne Missethat — das ist — o wie schwer! Aber auch, wie weit erhaben über alles! Was ist der wunderbarste Luftspringer gegen den Unerschütterlichen im Kampfe? — Ein vortrefflicher Schriftsteller sagt irgendwo: ich wüßte nichts preiswürdiges, wozu nicht auch der äußerst mißrathene, durchaus fehlerhafte Mensch zuweilen sich erheben könnte — Ordnung, Mäßigung und Beständigkeit ausgenommen!"— Uebrigens müssen Grundsätze, wenn sie wirklich Einfluß auf das Leben haben sollen, nicht bloß von außen angelernt, sondern aus der eigenen Gesinnung und Ueberzeugung erwachsen, und durch die That erprobt werden. Nichts schädlicher, als das beständige Fassen guter Vorsätze (mit denen, nach Walter Scott, in der Braut, die „Hölle gepflastert ist") ohne sie je auszuführen! „Unedel und gemein ist alles dasjenige, was den Menschen der Achtung für sich selber, des Glaubens an sich selbst, und des Vermögens, zuverlässig auf sich selbst und seine Vorsätze zu rechnen, beraubt. Nichts ist zerstörender für den Charakter, als wenn man selbst seinen eignen Vorsätzen nicht mehr glauben kann, weil man sich oft vorgenommen hat, und immer wieder vorgenommen hat, was man doch niemals vollführet. Dann geräth der Mensch in die Nothwendigkeit, sich selbst zu entfliehen, und niemals einzukehren in sein Inneres, weil er sich

vor demselben schämen müßte, vor keiner Gesellschaft sich mehr zu hüten, als vor seiner eigenen, und recht vorsätzlich sich in Zerstreuung und Selbstentfremdung hineinzuwerfen. So nicht der edle studirende Jüngling; er hält sich immer Wort, und was er sich aufgegeben hat, das führt er sicher aus, sey es auch nur deswegen, weil er es sich aufgegeben hat. — Aus demselben Grunde, weil der eigne Vorsatz, und die eigne Einsicht ihn leiten soll, giebt er sich nicht hin zum Sclaven anderer, oder auch der gemeinen Meinung. Es ist ohne Zweifel das allerunedelste, wenn der Mensch aus zu großer Gefälligkeit, welche im Grunde Feigheit und Muthlosigkeit ist, oder aus Trägheit, sich selber zu rathen, und bei sich selber die Maximen seines Verhaltens einzuholen, sie sich von andern geben läßt, und diesen mehr glaubt, denn sich selber. Ein solcher hat gar kein Selbst in sich, und glaubt an kein Selbst in ihm selber, sondern er geht flehend bei andern herum, und bittet sie, einen nach den andern, ihm das ihrige zu leihen." Fichte Wes. des Gelehrten S. 107. Kurz, wie Hamlet sagt: „Wäre der Mensch nur standhaft, so wäre er vollkommen!"

2. Was kann ein Geistlicher, Arzt, Richter u. s. w. wahrhaft Gutes wirken, wenn es ihm in Hinsicht der Ausbildung zur Sittlichkeit fehlt, die sich in ächter Frömmigkeit, Sinn und Begeisterung für wahres Recht, Menschenliebe u. s. w. zeigen soll und wird? Wie wichtig ist sie namentlich für die Seelsorge, die schönste (leider! heutzutage zu sehr vernachlässigte) Seite des geistlichen Berufs!! (Vgl. die als Muster dienenden Biographien Speners, Oberlins, Overbergs u. s. w.). Auch der Jurist wird ohne dieselbe (welche schon die Alten als Grundlage des Rechts anerkannten *Cicero* off. I, 28.) nur allenfalls ein (je scharfsinniger, desto gefährlicherer!) legulegus werden (mit Cicero zu reden), ein praeco

actionum, cautor formularum, anceps syllabarum (dessen Werth Cicero nicht sonderlich hochanschlägt, de orat. I, 55. pro Murena c. 11. 13.), nicht aber seinem wahren Berufe entsprechen, den schon die römischen Juristen darein setzten, als wahre Priester der Gerechtigkeit den Menschen nicht bloß äußerlich gerecht (legal), sondern innerlich gut (sittlich) zu machen; vgl. *Ulpian* in Fr. 7, 3. §. 1. D. I, 1.) — Wie sehr der mit so vielen Widerwärtigkeiten verbundene Beruf des Arztes unverdrossene, uneigennützige Herzensgüte, Wohlwollen, Muth u. s. w. fordert, leuchtet von selbst ein. Auch kann der Arzt unendlich viel schon durch die Tüchtigkeit seines Charakters wirken, worauf in letzter Instanz doch allein das Vertrauen des Kranken, das an sich oft zur Heilung genügt, wahrhaft basirt seyn kann. Vgl. Heims Leben von Keßler passim, Marcus Leben von Klein 1818. S. 122 ff. [1]). Wie wichtig ferner für die eigentlichen Staatsgeschäfte (sog. höhern Staatsdienst) die Charakterbildung ist, beweist direct das große Beispiel der Alten (z. B. Pericles, Thukidid. II, 65., Timoleon, Epaminondas, Aristides, Philopömen, Aemilius Paulus, Cato, Brutus 2c. 2c.); indirect die Verderblichkeit der jetzt nur zu häufigen „Staatslakaiengesinnung," sowie die elende Entwickelung des constitutionellen Lebens (z. B. eben jetzt in Frankreich, welches alles zur freiesten und besten Entwickelung desselben hat, eine sehr freisinnige Charte, Geschwornengerichte, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Preßfreiheit, Patriotismus, Beredsamkeit, Regierungstalente

1) Diese beiden Biographieen sollte jeder Mediciner vor Allem studiren, so wie jeder das treffliche Gelübde, welches Th. Paracelsus in Hinsicht seiner Kranken sich selbst that, (opp. tom. III, 649.; vgl. Rixner Leb. u. Lehrmein. berühmter Physiker 1829. I, S. 21 ff.) lesen u. beherzigen sollte.

u. s. w., dessen Staatsmännern nur Eins fehlt, aber eben das Wichtigste! — ächter Charakter! vgl. Lamartine's treffliche Rede im Dec. vor. J.) Gleichergestalt gehört auch für den Feldherrn die Charakterfestigkeit zu den ersten und wichtigsten Eigenschaften, wie General v. Clausewitz (hinterlassene Schr. I.) ausführlich nachgewiesen. — Treffend sagt hierüber Klinger: „Wer auf einem wichtigen Posten — an dem Ruder des Staats, an der Spitze der Heere, eines Departements — steht, ist mit hellem Verstande, mit Kenntnissen, guten Gesinnungen, Talenten — selbst Genie — doch noch nicht der Mann seines hohen Postens; er ist mit allen diesen Gaben immer nur noch ein Mensch, wie es andere sind und werden können. Zum Mann — dazu muß ihn erst der festbestimmte Charakter und die wahrhafte Energie machen. Ist dieser geistige Stempel der Mannheit auf seiner Stirne, in seinen Worten, Urtheilen, Thaten und Handlungen sicht-, fühl- und merkbar, so prägt er sich so in den Seelen und Herzen der Menschen, denen er vorsteht, ab, als habe ihn die eherne Faust des unwiderstehlichen Schicksals eingedrückt, und so macht ein solcher Mann, aus Menschen — Männer zu That und Zweck." Klinger (Werke XII, S. 3.). Kurz, wie Göthe sagt:

„Ob du der Klügste heißt, daran ist wenig gelegen.
„Aber der biederste sei, so wie im Rath, so zu Haus!"

Fünfter Abschnitt.

Die politische Ausbildung.

§. 142.

Da der Mensch nur im Verkehr mit andern Menschen, und am vollkommsten nur in der vollkommensten Form dieses Verkehrs, nämlich im Staate sich wahrhaft menschlich ausbilden kann, so ist es nicht nur Pflicht, in einem Staate zu leben, sondern auch das eigne individuelle Leben mit freiem Gehorsam diesem höhern, allgemeinern unterzuordnen, und alles persönliche auf die Anforderungen des Gemeingeistes im öffentlichen Leben und Beruf zu beziehen. Daher muß auch der Studirende diesen höchsten Zweck immer im Auge haben, den lebendigsten Antheil an den Schicksalen seines Volks und Vaterlandes nehmen, um sich zu einem tüchtigen Mitglied des bürgerlichen Gemeinwesens vorzubereiten und zu bilden. Dieß geschieht, gemäß der hier besonders wichtigen Platonischen Regel: *τὸ τὰ αὐτοῦ πράττειν* jeder thue das Seine! (Plato de rep. lib. IV.) dadurch, daß der Studirende sich klare und richtige Begriffe über Staat, Recht, Verfassung, Verwaltung u. s. w. verschaffe (daher die Nothwendigkeit philosophische Rechts- und Staatslehre, oder Naturrecht und Politik, ferner positives Staatsrecht, Statistik, Nationalökonomie u. s. w. zu studiren), ferner daß er Geschichte überhaupt, insbesondere aber die seines eigenen Volks genau kennen lerne, (auch die neueste, daher die Nothwendigkeit, die Zeitungen zu lesen!) weil ohne historische Kenntnisse kein einziger Schritt in der politischen Praxis mit Sicherheit gethan werden kann; ferner dadurch, daß er die Kunst der Rede sich möglichst zu eigen mache; endlich, daß er auch für den Fall eines Kriegs zum Schutz des Vaterlandes als Freiwilliger Andern zum

Vorbild auftreten könne; daher die Nothwendigkeit, sich in den Waffen möglichst zu üben. Besonders thut es in unsrer vielbewegten Zeit Noth, daß die Studenten ihrer wahren Bestimmung Andern dereinst Vorbild zu seyn, (vgl. ob. S. 137. und Math. 5, 13.) eingedenk sind, nicht aber schon jetzt sich von Andern (z. B. politischen unklaren Schwindelköpfen und unverständigen egoistischen Freiheitsaposteln) sclavisch nachziehen und zu unklugen und widerrechtlichen Schritten fortreißen lassen! Der wahre Student behauptet auch hier seine Freiheit und Selbstständigkeit; er sagt sich selbst, und eben so offen und unverholen Andern, daß unmittelbares Eingreifen in das Staatsleben noch nicht seine Sache sei, da er noch nicht selbstständiger Staatsbürger ist; daß er aber, wenn seine Zeit gekommen, schon dereinst desto kräftiger wirken werde, je gründlicher und eifriger er auf der Universität Politik, Geschichte u. s. w. studirt, und je größere Meisterschaft er in der mächtigsten aller Waffen, der Rede und Schrift, so wie auch in der physischen Wehrkunst errungen haben wird.

Ueber die Nothwendigkeit der Bildung unserer Jugend zur Beredsamkeit vgl. eine hierüber in Dresden 1831 erschienene treffliche Schrift von Blochmann, und Ad. Müller über den Verfall der Beredsamkeit in Deutschland 1816. — Die kriegerische Ausbildung besteht für den Studirenden nicht sowohl in dem sog. Exerciren (Kamaschendienst!); denn das ist Nebensache, die sich in einigen Wochen lernt; sondern außer den wissenschaftlichen dahin gehörigen Kenntnissen und Fertigkeiten (Mathematik, Zeichnen, Studium der Kriegswissenschaften u. s. w.) und den schon besprochenen körperlichen Uebungen (Fechten, Reiten, Schwimmen, — wozu hier noch die Uebung im Schießen kommen muß; jeder Student, der kein myops ist, sollte eine Büchse

haben und sich damit üben und der myops dasselbe mit den Pistolen thun —) vornämlich in der Abhärtung des Körpers gegen die Einflüsse der Witterung und in Ertragung von Entbehrungen aller Art. (Darin ist auch die eigentliche höhere Bedeutung der Jagd zu suchen.) Ueber die Errichtung einer Volksbewaffnung und einer demgemäß unter Studenten zu errichtenden Wehrschaft, vgl. Steigentesch in der Minerva 1807 Sept. S. 385. und Pölitz Staatslehre I, 159. —

§. 143.

Auf diese Weise, und nur auf diese, kann der Studirende seine wahre und ächte Vaterlandsliebe beweisen. Diese ist ja keine blinde, gleichsam thierische und instinktmäßige Anhänglichkeit an die Geburtsscholle, sondern eine freie geistige Liebe; sie besteht keineswegs blos in einer Aufgelegtheit zu außerordentlichen Opfern in ungewöhnlichen Lagen, keineswegs blos in jener hell aufflackernden, aber auch bald wieder erlöschenden Flamme des Enthusiasmus (z. B. bei Volksfesten oder großen Ereignissen); sondern sie besteht vornämlich in einer innigen, standhaften, gleichmäßig das ganze Leben durchdringenden, und sich auch in den gewöhnlichen Verhältnissen bewährenden Gesinnung, die in aufopfernder Berufstreue jederzeit das Wohl des Volks und Staats dem eignen vorzieht. Sie zeigt sich daher zuerst als Pietät gegen das Bestehende überhaupt, theils weil der Einzelne Alles was er geistig ist, eigentlich dem Staate verdankt, wie sein physisches Daseyn seinen Aeltern, theils weil nur durch allmählige Umbildung (Reform) nicht durch Umsturz (Revolution) des Bestehenden ein besserer Zustand mit Sicherheit herbeigeführt werden kann, theils endlich, weil alle politische Verfassung doch nur Form, nur das Gleiß ist, worin der Wagen gehen soll, auf dessen Beschaffenheit zwar auch viel

ankommt, welches aber an sich und wäre es noch so vortrefflich die Garantie nicht enthält, daß der Wagen auch darin bleiben wird, da dieß von dem Gespann und Lenker abhängt; (vgl. Heeren kl. hist. Schrift II, 249.) Diese Pietät zeigt sich daher ferner in dem freien Gehorsam gegen die Gesetze seines Vaterlandes, welche in rechtlicher Form erlassen sind und bestehen. „Die Grabschrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen:

„Wanderer, sag's zu Sparta, daß seinen Gesetzen gehorsam
Wir erschlagen hier liegen," —

bleibt für alle Zeiten der Grundsatz der höchsten politischen Tugend; er ist der höchste, den Menschen zu ihrer Glückseligkeit und Freiheit ersinnen und ausüben können." Herder (Ideen XIII, 4.). — Endlich zeigt sich die ächte Vaterlandsliebe in dem festen Glauben an die ewige Fortdauer seines Volks (Fichte Reden an die deutsche Nation S. 253), und an die in ihm selbst liegenden Keime zur Vervollkommnung selbst des schlechtesten politischen Zustands (nunquam de republica desperandum!); und nie wird sie daher den heillosen und entehrenden, ja niederträchtigen Gedanken in einer Seele aufkommen lassen, bei einem fremden Volke um Hülfe zu betteln, oder sich diesem gar in die Arme zu werfen! (vgl. Scheidler in Bran's Minerva 1831. Aprilh. S. 158 ff.). Denn (wie Franklins armer Richard sagt):

„Gott hilft nur denen die sich selbst helfen!"

Es wird nicht unpassend seyn, hier noch die sehr zu beherzigenden Worte einiger Männer anzuführen, deren ächte Freisinnigkeit keinem Zweifel unterworfen ist; wir meinen Röhr, Oken und Fries. Der Erstere sagt in den schon angeführten Schulreden: „Es giebt noch eine andere Frühreife unsrer Jugend, die politische.

Sie ist in unserer Zeit vorzüglich häufig und hat mehr als einen Grund. Seitdem man nämlich vor nun zwei Jahrzehnden die beispiellosen Miß- und Fehlgriffe, durch welche die europäischen Länder der Herrsch- und Raubgier eines genialen Despoten preisgegeben worden waren, nicht anders als dadurch wieder gut zu machen wußte, daß man durch geheime und offene Einwirkung auf das Gemüth der deutschen Jugend auch sie zum Kampfe für die allgemeine Völkerfreiheit zu begeistern und ihre lebendige Thatkraft in das Interesse der gemeinsamen Anstrengungen dafür zu ziehen suchte; ging das Bewußtseyn, auch ihrer Seits eine Macht im öffentlichen Staatsleben zu bilden, von einem Geschlechte derselben auf das andere über, und wollte sich trotz aller späteren Entgegenwirkungen nicht wieder in ihr verlieren. Hierzu kam, daß getäuschte Hoffnungen, unerfüllte Verheißungen und die unverholensten Veranstaltungen, den seit mehr als vierzig Jahren eingetretenen Umschwung der Geister schlau oder gewaltsam zu hemmen und die Völker des neunzehnten Jahrhunderts in jedem Bezuge auf den Standpunkt des Mittelalters zurückzuführen, wie alle edler fühlende Herzen, so auch die Herzen der warmblütigen Jugend in steter Spannung erhielten und dem Entschlusse Nahrung gaben, stets wachsam zu seyn, daß nicht das Licht in Finsterniß, und die bürgerliche Freiheit in Unterdrückung verkehrt werde. Und als die wahnsinnigen Versuche dieser Art ein leichtbewegliches Nachbarvolk in neuester Zeit zu förmlichem Aufstande und einer auch andern Völkern Heil verheißenden Regierungsveränderung trieben, waren unsere Jünglinge in der ihnen eigenen Stimmung nicht die Letzten, welche die Begeisterung für die davon gehofften Erfolge theilten und sich mit neubelebter Kraft den Ansichten und Bestrebungen zuwandten, welche dieselben verbürgen und fördern konnten. Macht nun schon dieser geschicht-

liche Gang der Sache die jetzige politische Frühreife unserer Jugend oder ihre lebendige Neigung, sich mit der Theilnahme für die staatlichen und bürgerlichen Angelegenheiten der Völker zu befassen, ehe sie noch eine dazu berechtigende Stellung im Leben hat, begreiflich genug: so erklärt sich dieselbe nicht weniger natürlich, wenn man sich dazu auf den moralischen Standpunkt der Betrachtung stellt. Denn wie stumpf am Geiste und wie verwahrlost am Herzen müßte doch unsere Jugend seyn, wenn nicht schon an sich die Ideen des Wahren, Guten und Rechten eben auf sie einen mächtigen Eindruck machten, und vollends in einer Zeit, wo sie durch äußere Umstände in allgemeinen Umlauf gekommen sind und alle Gemüther, Zungen und Federn in Bewegung setzen, gerade bei ihr keine Empfänglichkeit fänden? Wie herz- und theilnahmlos müßte die Jugend das gesetzlich gebotene Studium der Alten treiben, wenn der Geist der bürgerlichen Freiheit, in welchem diese Alten lebten und athmeten, nicht auch in ihre Seele übergehen und sich in ihr an der begeisterten kräftigen Rede entzünden sollte, mit welcher ein Demosthenes, Cicero, Suetonius, Tacitus und andere ihres Gleichen die Sache derselben führen? Ja, wie wirkungslos müßte an ihr selbst der Unterricht im Christenthume bleiben, das nach seinem innersten Wesen im edelsten Sinne des Wortes liberal ist, weil es von einem Göttlichen ausging, welcher alle Menschen als gleich vor Gott, als ebenmäßig berechtigte Kinder desselben, als Brüder mit einerlei Ansprüchen und Pflichten darstellte und dadurch alle Staatsverfassungen und bürgerliche Einrichtungen laut genug für unchristlich erklärte, welche die Allen inwohnende Menschenwürde so oder anders verletzen und der gesetzlichen Freiheit der Geister und Leiber ungehörige Fesseln anlegen? Stellt sich nun hierdurch so Viel fest, daß Nichts in der Welt wunder-

licher seyn könne, als die Verwunderung, welche jetzt über die politische Frühreife unsrer Jugend so Viele äußern, die entweder ihre eigene Jugend vergessen haben, oder im Dienste des Staates aus persönlicher Bequemlichkeit das Gewohnte und Hergebrachte auch für das Gute und Bewährte halten, oder erniedrigende Servilität auf der einen und herrischen Despotismus auf der andern Seite ihren eigenthümlichen Interessen am gemessensten erachten: so ist auch eben so klar, daß jene Frühreife an sich und in den gehörigen Grenzen durchaus nicht so verdammlich und strafbar erscheint, als Engherzigkeit und böser Wille sie darzustellen pflegen. Ich wenigstens würde den Jüngling verachten, welchen die großen Angelegenheiten unsrer Zeit kalt und ungerührt ließen, dem es gleichgültig wäre, ob unter den Völkern Europa's frei- oder sclavensinnige Staatsverfassungen die Oberhand hätten, dem nicht das Herz hoch aufschlüge, wenn der Geist des Lichtes über den Geist der Finsterniß, aufrichtige Achtung der Menschenwürde über schnöde und verächtliche Behandlung der Menschheit, Wahrheit und Recht über Gewalt und Unrecht, vernunftgemäße Einrichtung des bürgerlichen Lebens über hergebrachte, mechanische Lahmheit desselben, überall entscheidende Siege davon trägt, und welcher sich nicht glücklich priese, in einer Zeit geboren zu seyn, wo die weisesten und besten Regierungen selbst keine höhere Sorge kennen, als die Uebel, welche die Völker drücken, auf dem Wege gesetzlicher Reformen zu beseitigen, ehe sie Gefahr laufen, zu gleichem Zweck das gefährliche Mittel gewaltsamer Revolutionen in Anwendung gebracht zu sehen. Der Jüngling, welcher nicht lebendig dafür fühlte, wäre jedes edleren Gefühles quitt; ein ausgearteter Sohn des deutschen Volkes, das seine herrlichsten Charaktere in den freisinnigen Männern besitzt, welche aus ihm hervorgingen; ein unwürdiger Zög-

ling der classischen deutschen Schriftsteller, welche in der Regierungsperiode eines Friedrich des Großen auch in bürgerlicher Beziehung für das Interesse der Menschheit kämpften und, wie ein Lessing, Kant, Garve, Möser, Engel und Andere die Ansichten und Grundsätze, welche jetzt die Gemüther in größter Allgemeinheit beherrschen, offen aussprachen, und ein Schüler der Wissenschaft, von welchem auf keiner Stelle im Leben einst eine tüchtige Förderung des allgemeinen Heiles zu erwarten stände! — Aber dann wird diese politische Frühreife der Jugend etwas sehr Bedenkliches und Gefährliches, wenn sie bei ihr aus den stillen Räumen des Empfindens, Fühlens und Denkens in das offene Gebiet des Handelns übergeht, sich durch thätiges Einmischen in die öffentlichen Angelegenheiten der Völker bemerklich machen will, den Bedürfnissen der jetzigen Welt nach dem faktischen Zustand der alten, welche ganz andere und eigenthümliche hatte, abzuhelfen strebt, für die Ideale einer erhitzten Phantasie ohne Menschenkenntniß und Welterfahrung eifert, und sich von leidenschaftlichen und unter freisinnigem Deckmantel die elendesten Motive verbergenden Tagesschriftstellern verleiten läßt, zur rücksichtslosen Verwirklichung grund- und bodenloser Weltverbesserungen gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Läßt sich die Jugend dazu verleiten, dann handelt sie nicht bloß thöricht, sondern auch strafbar. Thöricht, weil sie vergißt, daß, wie sie sich auch stellen und gebehrden möge, das Alter und die Erfahrung ihr doch nie das Recht einräumen wird, ihre unreifen politischen Jugendträume praktisch geltend zu machen; strafbar, weil sie ihre eigentliche Bestimmung aus den Augen läßt, ihre Zeit mit unnützen Dingen verdirbt, ihre wirkliche Pflicht über eingebildeten Obliegenheiten versäumt und sich in Verlegenheiten, Verantwortlichkeiten und Lagen stürzt, welche nicht nur ihre eigene

Zukunft vernichten können, sondern auch den Eltern und Vormündern, welche besonnene, tüchtige und glückliche Glieder des Gemeinwesens aus ihnen ziehen wollen, unsäglichen Verdruß und Kummer bereiten." —

Aehnlich Oken: „Ihr Studenten, bewahrt euch vor dem Wahn, als wäret Ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur so viel beiträgt, als ihm sein Standort gestattet. Eure Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in so fern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in so fern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darin werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studium und das Studentenwesen thun, und alles andere, als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd, ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde." Aus Okens Anrede an die Studenten auf der Wartburg 1817. (Kieser's Wartburgsfest S. 113.). —

„Für den freien Mann ist der Gehorsam gegen die Gesetze des Vaterlandes die erhabenste Pflicht der Gerechtigkeit. Diese Tugendpflicht ist es, von welcher Ari-

stoteles sagt; Gerechtigkeit ist die edelste und mächtigste der Tugenden, nicht der Morgenstern, nicht der Abendstern ist so wunderherrlich wie sie! Und der erste Weise des griechischen Volkes weihte sich selbst dieser Tugend zum Märtyrer. Damit er den Gesetzen seines Vaterlandes gehorsam bleibe, trank Sokrates den Giftbecher und verschmähte die Befreiung aus dem Kerker. — Der Geist dieser Tugendpflicht ist aber nicht blinde Unterwürfigkeit, denn diese ist nur Sclaveninstinkt und niederträchtig. Der freie Mann beugt sich nicht unter den Herrscher, der die Gewalt, sondern unter den, der das Recht über ihn hat. Unter dem bloßen Machthaber steht der freie Mann, wie unter dem drohenden Felsen, nur klug berechnend, ob die Kraft seines Armes auslange zum Widerstand oder nicht, und dem gemäß entscheidend, ob er etwa ausweichen oder in den Kampf mit der Ungerechtigkeit treten solle." —

„Es ist das größte Erforderniß einer sittlichen Ausbildung unter den Menschen, daß die Völker zu volksthümlich öffentlichen Leben gelangen, in welchem jeder Bürger nur dem Gesetz unterthan, dem Geiste des Ganzen hingegeben lebt, und wo in der Gegenwirkung des Gemeingeistes mit der Macht der Regierung alle wahren Zwecke des Menschenlebens in Wohlstand, Geistesbildung und Gerechtigkeit als öffentliche Angelegenheit anerkannt werden. — Dies ist die volle Anforderung, welche der eigne Geist der Fortbildung an das Menschenleben macht. Neben dem aber müssen wir auch das Gesetz der Gewohnheit beachten. — Nicht Grund und Boden, nicht der Saum der Meeresküsten, nicht das Ufer der Flüsse oder der Zug der Gebirge bestimmt uns die Einheit eines Volkes, sondern diese soll Geistesvereinigung seyn, und eine solche kann es nur durch gleiche Lebensgewöhnung und deren Formen geben. Ständische Abmessungen, die Vertheilung der

Gewerbe für den Markt, das Recht der Familie, die Macht der Regierung über allen, — alle dieses brauchen wir unter bestimmten beschränkten Formen, ein Jeder auf seine Weise, damit der Haufen der Menschen ein Ganzes, ein Volk werde. Ohne dieses Band der Gewöhnungen und ihrer bürgerlichen Formen besteht kein Volksleben, es ist aber in alle diesem der Gemeingeist das Edelste. — Wie wird nun unter dieser Macht der Gewohnheit die Fortbildung des Volkslebens gelingen mögen? Ich sage zum Guten mit Sicherheit nur durch sanfte Umbildungen (Reformen), nicht aber durch rasche Umwälzungen (Revolutionen). — Jede schnelle Umwälzung, die sich unbesonnen gegen diese Schranken stemmt, sie sprengt und ihre Form zerstört, zerstört somit das Volksleben selbst und kann ihm dann die bessere Form nicht mehr sichern, die eigentlich beabsichtigt war. So viel wir also an bestehender Form und Lebensart zu tadeln haben, wir müssen sie achten, schon weil sie die Sitte unserer Vorfahren ist, in der wir allein vereinigt waren. Nur schonende langsame Umbildung solcher Formen wird hier sichere Verbesserung seyn. Das beweist denn auch die Geschichte aller Staatsumwälzungen. Freilich sind sie im kräftigen Volksleben heilsame Krisen, die aber nur herbeigeführt werden durch die Hartnäckigkeit derjenigen, denen es aufgegeben war, in ihrem Volke des Geistes Recht zu wahren. Werden diese träge und untreu in ihrem Dienst, so wird endlich das ungestüme Andrängen des Volkes gegen unleidliche Bedrückung die Umwälzung herbei führen, indem die alten Formen dem gewaltigen im Gemeingeist lebenden Volkswillen weichen. Fehlt es nun aber an Mäßigung, so wird anstatt der Besserung Anarchie eintreten. Deren Schrecken lernt das Volk bald fürchten, wünscht nun um jeden Preis Ordnung zurück und erkauft diese meist mit dem Verlust seiner Freiheit in des-

potischer Ueberwältigung. Doch den Despotismus wird ein kräftiges Volk nicht lange ertragen. Mit mehr Mäßigung wird die Gährung nochmals aufgeregt, und wenn das Volk dann wieder zu Gesetz und Ordnung zurückkehrt, wird es eine bürgerliche Ordnung wählen, der sehr ähnlich, welche vor der Revolution bestand, nur mit manchen Verbesserungen.

So wird mit ungeheuern Anstrengungen und Aufopferungen unsichrer dasjenige erhalten, was durch langsame Umbildungen im freundlichern und schönern Leben viel leichter und sicherer gewonnen worden wäre. So ist Mäßigung das große Gebot für alle Umgestaltung des öffentlichen Lebens. Der Gemeingeist, der mit Mäßigung stark wird, wird seinem Volke die Anarchie mit ihren Greueln, so wie den Despotismus vermeiden lehren, indem er weder hartnäckig auf Beibehaltung alter, untauglich gewordener Formen besteht, noch auch zu schnell zur Zerstörung drängt." Fries Ethik I. S. 184, 145 ff.

Sechster Abschnitt.

Die ästhetische Ausbildung.

§ 144.

Aus der Nothwendigkeit der universellen Ausbildung (§. 60.), welche auf der Universität erstrebt werden soll, ergiebt sich von selbst auch die des ästhetischen Gefühls des Schönen und Erhabenen zum wahren Geschmack (vgl. ob.

S. 28. 109.) theils praktisch durch Erlernung und Uebung der schönen Künste (so wie auch durch den Genuß der schönen Natur, vgl. ob. S. 277 ff.), theils wissenschaftlich durch Aufklärung in Hinsicht der wahren Natur dieser Gefühle und der Wichtigkeit ihrer Cultur für die Humanitätsbildung überhaupt, welche ebenfalls schon von den Alten richtig anerkannt wurde. Auch für das Praktische mancher Wissenschaften (z. B. Rhetorik, vgl. einen Aufsatz in der Allg. Kirchen Zeit. 1835. Nr. 100. der Prediger als Künstler), so wie für das öffentliche Leben ist die ästhetische Ausbildung wichtig. Vgl. Herbart Pädagogik S. 214. Beneke Einl. in d. akad. Stud. S. 165. Nösselt Anweis. I, 284. Mohl Polizeiwiss. I, 568. 577. Von Soden Nationalökonom. Th. VIII. S. 10. Filangieri System d. Gesetzgeb. VII, 113. Tittmann Blicke auf d. Bild. S. 145. Dessen Bestimmung des Gelehrten S. 223 ff. Besonders nöthig ist die Einsicht in die Verwerflichkeit der, in jedem Sinne des Worts, gemeinen Ansicht, die in der Betrachtung der Werke der schönen Kunst bloß einen Sinnenreiz, Erholung, Abspannung des durch ernstere Geschäfte ermüdeten Geistes, oder überhaupt nur eine angenehme Erregung und Unterhaltung sucht, die vor jeder andern nur das voraus hat, daß sie durch ein zarteres Medium geschicht; vgl. Schelling Methode des akad. Stud. S. 307. Wahre Bedeutung des ästhetischen Gefühls (der Schönheit und Erhabenheit) und Zusammenhang desselben mit dem religiösen; vgl. Fries N. Krit. d. Vernunft Th. III. S. 361.; dess. Jul. und Evag. Th. II. S. 82 ff. Religionsphilosophie und philosoph. Aesth. S. 159 ff., 207 ff.; Schillers Gedicht: die Ideale. Desselben Briefe üb. d. ästhet. Erziehung des Menschen; ferner üb. die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen (früher: üb. die Gefahr ästhetischer Sitten), und: über den mo-

ralischen Nutzen ästhetischer Sitten (Werke Th. XVIII. S. 1—205. 349 ff.).

„Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit es zu empfinden, bei sich auf alle Weise zu erhalten suchen muß. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich ist, einige vernünftige Worte sprechen.“ Göthe (Wilh. Meist. Bd. V.) Diese Maxime beobachtete auch Joh. Müller W. VI. 220., vgl. Siebelis Schulschrift. S. 71. Note 25.). Uebrigens muß nicht vergessen werden, daß die Ausbildung des ästhetischen Gefühls, oder des Sinn's für das Schöne, Große und Erhabene, nicht allein in den Werken der schönen Kunst, sondern auch in der Betrachtung der Natur und der Geschichte ihren Stoff hat. Diese Ausbildung ist auf der Universität um so nöthiger, als im spätern Geschäftsleben, dazu keine oder nur sehr wenige Zeit übrig ist (vgl. des Juristen Knoll Expectorationen in J. Ps. Flegeljahren I. No. 10.); obwohl gerade dann das poetische Sauerstoffgas am nöthigsten wäre.

„. . . . . . . Didicisse fideliter artes
„mores emollit, nec sinit esse feros.“

Ovid.

Mit welchem Eifer und Erfolge die Alten der Kunst oblagen, und wie sie darin uns Unerreichbares leisteten, ist bekannt.

§. 145.

Die theils an sich, theils ihrer Verbindung mit der Wissenschaft (Philosophie) wegen, wichtigste Kunst für den Studirenden ist ohne Zweifel die Dichtkunst. Die Ausbildung in den übrigen schönen Künsten ist mehr Sache beliebiger Wahl und des Talents. Doch steht die Tonkunst billig oben an, und wem es nicht ganz an musikalischen Gehör und an Gelegenheit zur praktischen Uebung fehlt, wird dieselbe nicht vernachlässigen dürfen.

1. „Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
„Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei." Göthe.

Die Dichter sind, wie Plato richtig bemerkt (Lys. Bip. p. 233., vgl. Alcib. II. p. 94.), die Väter und ersten Lehrer der Weisheit; namentlich hängen Philosophie und Poesie genau zusammen, sie bewegen sich (wie Jean Paul, der größte Dichterphilosoph, sagt im Hesperus I. 8 Hdpstg.) wie Planeten und Kometen um dieselbe Sonne (der Wahrheit), und unterscheiden sich nur in der Figur ihres Umlaufs, da Kometen und Dichter bloß die größere Ellipse haben. „Wer aus Dichtern nicht philosophiren lernt, der lernt es aus Systematikern eben so wenig, und jene sind es, die den Kopf des Menschen wieder mit seinem Herzen zusammendrängen." — „Ich finde in den Poeten einen Geist, der vom Himmel kommt." Luther. — Daß übrigens Jeder vorzugsweise einen oder nur einige Dichter sich wählen und diese beständig lesen muß, ist schon früher (vgl. S. 389.) bemerkt worden.

2. „Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinn's ist dumpf wie Nacht,

Sein Trachten düster wie der Erebus.
Trau keinem solchen!"

(Shakspeare im Kaufmann von Venedig.)

Es versteht sich übrigens, daß das Treiben der Musik nicht nach dem jetzigen schlechten Modeton und frivolen Geschmack (am Tändelnden, Süßlichen und musikalischen Seiltänzerkunststückchen, bloßer Kehlen- und Fingerfertigkeit u. d. m.) geschehen darf; besonders ist die Theilnahme an guten Singvereinen (aber nicht an musikalischen Thees; vgl. Hoffmanns Phantasiestücke in Callots Manier Th. I. Kreisleriana) zu empfehlen, oder auch die Stiftung dieser letztern von Studenten selbst. — Vgl. auch Thibaut's treffliche Schrift üb. Reinheit der Tonkunst, Jacobi's Briefwechsel I, 311. F. Hand Aesthetik der Tonkunst, Bettina's Briefwechsel mit Göthe I, 299 ff. Erinnerung an Luthers Worte über die Musik (z. B. „Wer die Musicam verachtet, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musica ist eine Gabe Gottes, nicht ein Menschengeschenk. Sie vertreibt auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffarth und andere Laster. Darum gebe ich nach der Theologie der Musica den nächsten Locum und höchste Ehre." Vgl. auch Hippel Werke Th. I. S. 214., und Herders Göttergespräch, ob Mahlerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? (Werke zur sch. Lit. XX, 68.) Polonius Rath für den die Universität Paris beziehenden Laertes: and let him ply his musick!

3. Das Zeichnen ist für manche Wissenschaften unentbehrlich oder doch sehr nützlich, z. B. für Naturforscher, besonders für Mediciner; übrigens kostet es zu viel Zeit, und paßt nur für die, welche besonders Talent dazu haben. Vgl. F. A. Wolf Museum d. Alterthumswiss. I. S. 67. Dess. Leben I, 32.

4. Vom Tanzen ist schon als körperlicher Uebung geredet worden; hat man überflüssige Zeit und Talente es auch in der höhern Tanzkunst weiter zu bringen, so thue man dieß in Gottes Namen. Im Collisionsfall muß jedoch diese Kunst um so eher nachstehen, als sie doch eigentlich für die Ausbildung des wahrhaft männlichen Charakters (sie müßte denn wie die Pyrrhicha der Spataner oder der Waffentanz der alten Deutschen *Tacit.* Germ. c. 24. getrieben werden) nur wenig von Belang ist. Uebrigens sollten (und nicht bloß in den Tanzstunden), nicht allein die Mädchen (wie Jean Paul meint, im Titan) nur wie die Grazien tanzen, d. h. blos mit einander, sondern auch die Jünglinge! (was wohl ein pium desiderium bleiben wird!)

5. Universitäten sind indessen keine Kunstschulen; daher ist die Beschäftigung mit den Künsten für den Studirenden immer nur Nebensache, und muß dieß bleiben. Die Theorie des ästhetischen oder Schönheits-Gefühls, die Aesthetik, ist dagegen eine Wissenschaft, und zwar ein Theil der Philosophie, der nicht so vernachlässigt werden sollte, als es gewöhnlich geschieht. Nur gehe man ja nicht zu früh, d. h. ehe man schon die Meisterwerke der Poesie u. s. w. aus eigner Anschauung kennt, an die ästhetische Kritik, und hüte sich ein krittelnder sog. Kenner zu werden (vgl. Göthe's Gedichte: Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast), der nach bloßen Begriffen, Systemen und Vorurtheilen abspricht. Auch bei dem Besuch von Kunstsammlungen (z. B. Gemäldegallerieen, Antikenkabinetten) bewahre man sich sein eignes unbefangenes Urtheil, und lasse sich nicht durch den Namen berühmter Meister imponiren.

„Die Kunst ist um den Stamm des Lebens nur die Ranke,
„Die ihn umringelt, daß er blüh'nden Schmuck ihm danke.

„Mit reichlichem Geweb laß sie den Stamm umstricken,
„Doch so nicht, daß der Stamm müß' unterm Schmuck ersticken."

Rückert W. d. Br. II, 183.

Siebenter Abschnitt.

Die religiöse Ausbildung.

§. 146.

Die Religion (Frömmigkeit, Gottseligkeit), durch welche der Mensch sich von dem Thiere ganz charakteristisch unterscheidet und welche sich bei allen nicht zur Thierheit herabgesunkenen Menschen und Völkern findet, ist nicht nur der Anfangs- sondern auch der Schlußpunkt aller Cultur: die höchste Entwicklung des menschlichen Geistes, die wahre Blüthe der Humanität. Sie ist, in sofern sie nicht nur dem irdischen Leben des Menschengeistes in Zeit und Raum sichern Halt giebt, es erhebt und läutert, sondern auch zu der Ahndung einer höhern, übersinnlichen Ordnung der Dinge, zu dem Glauben an allwaltende Vorsehung und persönliche Unsterblichkeit führt, als die wichtigste Angelegenheit des Menschen, somit ihre Ausbildung auch als die nothwendigste, also auch für jeden Studirenden ohne Ausnahme als die unerläßlichste anzusehen. Herder Ideen z. Ph. d. Gesch. d. M. I, 375 ff. Ders. V. Religion, Lehrmeinungen u. s. w. (W. z. Th. u. R. XVIII. S. 169 ff. Carus Moral- u. Religionsphilosophie S. 228. F. H. Jacobi v. d. göttlichen

Dingen u. ihrer Offenbar. (W. Bd. III.) Clodius Allg. Religionslehre. Schleiermacher Reden üb. d. Religion. Baumgarten-Crusius d. Menschenleben u. d. Religion. Dess. Einleit. in d. Dogmatik. Schott Briefe üb. Religion u. Offenbarung. Bouterweck d. Religion der Vernunft. De Wette üb. Religion u. Theologie. Dess. Vorlesungen üb. d. Religion. Suabedissen phil. Religionslehre. Fries Religionsphilosophie. Vgl. auch Schwarz üb. relig. Erziehung 1834. u. Busch Anleit. u. Mittheil. üb. d. Relig. 1835.

1. „Der reinste Unterschied der Menschen vom Thiere ist weder Besonnenheit (Verstand), noch Sittlichkeit — denn von diesen Sternen spielen wenigstens Sternschnuppen im niedrigern Thierkreise — sondern Religion, welche weder Meinung, noch bloße Stimmung ist, sondern das Herz der innern Menschen, und daher jede erst grundirend." Jean Paul Levana §. 40. — „Ein dreifacher Glaube vereinigt beinahe alle Völker, der an einen Gott, eine Sittlichkeit und eine Unsterblichkeit. In welchen Formen und Unformen er auch erscheine, er verläßt als Wegweiser und Tröster auch die ungebildeten Völker auf dem Wege zu ihrer Bildung nicht." Jean Paul Selina II, 119. — „Der Glaube an einen Gott ist Instinkt. Er ist dem Menschen natürlich, so wie das Gehen auf zwei Beinen. Modificirt wird er bei Manchen, bei Manchen gar erstickt; aber in der Regel ist er da, und zur innern Wohlgestalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlich." Lichtenberg Verm. Schr. Th. II. S. 127.

„Zur Gotterkenntniß sind die Thiere nicht geschaffen,
„Du unterscheidest dich durch sie, o Mensch, vom Affen.

„Ohne sie stehst du nicht mit ihm auf gleichen Stufen,
„Sondern auf niederern, weil höhern zuberufen.

„Denn Trank und Speis' und Schlaf und sinnliche Begier,
„Die völlig ihm genügt, genügt nie völlig dir.
„Du hältst ein Höheres dir im Bewußtseyn vor,
„Und bist nicht du, wo du nicht ewig ringst empor."
Rückert Weish. d. Br. III, 112.

2. „Wie auch Metaphysik und Geschichte die Welträthsel aufthürmen — eigenes und fremdes Leben und alle Meinungen — und die Finsternächte über ein unbegreifliches zweites Dasein, das gegen ein irdisches sich in gar keine Gleichung bringen läßt, so wenig als das Unglück ganzer Völker oder die Bestimmung der tiefern Thiererzeugungen, so hält doch die feste und helle Ueberzeugung eines unendlichen Geistes, eines Gottes, wie ihn Gewissen und Natur verkündigen und beschwören, oder eigentlich zurückspiegeln, das Uebergewicht gegen Alles. Glaubt oder habt nur eine Gottheit recht, so löst sich Alles; vor dem menschlichen Verstande entwickelt sich der unendliche." Jean Paul Selina I, 123.

„Ein Mensch seyn ohne Gott, was ist das für ein Sein!
„Ein bess'res hat das Thier, die Pflanze, ja der Stein.
„Denn Stein und Pflanz' und Thier, die zwar um Gott nicht wissen,
„Er aber weiß um sie, sie sind ihm nicht entrissen.
„Sie sind nicht los von Gott, gottlos bist du allein,
„Mensch, der du fühlst mit ihm, und leugnest den Verein."
Rückert, Weish. d. Br. III, 144.

§. 147.

Bei dieser Wichtigkeit der Religion sowohl in objectiver als in subjectiver Hinsicht ist es ohne Frage das dringendste Be-

dürfniß für jeden Gebildeten, und sonach auch für den Studirenden, sich richtige Begriffe von ihrem Wesen oder ihrer Idee, ihren verschiedenen äußerlich hervortretenden Entwicklungen oder Offenbarungen, und ihren Verhältnissen zum Leben sowohl des Einzelnen als der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates zu verschaffen. Dieß Alles ist um so nöthiger als in allen diesen Punkten noch immer nur zu viel unklare, halbwahre oder ganz irrige Vorstellungen im Schwange, ja zum Theil öffentlich sanctionirt sind. Von allem gehört hierher die Verkennung des Hauptpunktes, daß die Religion (die wahre nämlich) nur aus der Totalität der gesammte geistigen Thätigkeitsäußerungen hervorgehen kann, sowie daß sie sich immer auf die Totalität des Lebens und des Weltganzen oder dessen Verhältnisses zum Urgrund alles Daseyns und Denkens bezieht. Falsch ist daher schon in dieser Beziehung die herkömmliche Definition der Religion als „Art Gott zu erkennen und zu verehren," weil jene als die wesentlichen Merkmale dieser nur die zwei Merkmale des „Wissens" (oder Erkennens) und „Thuns" also sie selbst nur als Product des Erkenntniß- und Thatvermögens (des Verstandes und Willens) annimmt, und grade das dritte Grundvermögen, das des Gefühls, dabei ignorirt, welches doch nicht allein den wahren innersten Lebenskern des ganzen Geistes bildet, sondern namentlich dasjenige ist, in welchem die Religion ihren eigentlichen Sitz hat. Nur bornirte Ignoranz in der Psychologie und Unfähigkeit die sich täglich darbietenden Erscheinungen des wirklichen Lebens zu verstehen, kann es bestreiten, daß Frömmigkeit vorzugsweise Sache des Gemüths, des Herzens ist, so wie daß das Gefühlsvermögen in seinen höhern Richtungen das höchste des Menschengeistes ist. Damit ist übrigens nicht gesagt, daß die Religion bloß in Gefühlen bestehe; vielmehr ist ihr Erkennt-

niß ebenfalls unentbehrlich, (was schon die Wörter „Glaube" und „Andacht" „Contemplation" oder Weltbetrachtung) ausdrücken, so wie sie nothwendig sich im Thatvermögen äußern, auf dem Wege sittlicher Willensbestimmung zur festen Gesinnung oder Charakterbildung führen, und das ganze practische Leben durchdringen muß und wird. Es darf ebenso wenig vergessen werden, daß auch die Moral in höherer letzter Instanz auf der Religion beruht, und letztere eine noch erhabenere, umfassendere in sich selbstständigere Entwicklung des Menschengeistes oder der Vernunft ist, als daß beide, (Moral und Religion) innigst mit einander verbunden und nur dann ächt sind, wenn sie sich im Leben selbst (durch thatkräftige Liebe) bewähren, und das Ganze desselben läutern und erheben (vgl. ob. S. 21.).

1. „Religion ist kein Wissen und kein gewußtes (notiones —, doctrina rerum divinarum), sondern sie ist eine Eigenschaft und Beziehung des ganzen Lebens: sie ist Sicherheit und Erhabenheit des Lebens, welche sich auf den Gedanken gründet, daß Gott sei." Baumgarten-Crusius Einleit. in die Dogmatik S. 3. Vgl. Hagenbach theolog. Encyclop. S. 20 ff.

2. Darüber, daß die Religion vorzugsweise im Gefühle oder Gemüthe (Herzen) ihren Sitz hat, und daß das Vermögen der (höheren, nicht sinnlichen) Gefühle das höchste und in diesem Sinne mit der Vernunft eins und dasselbe ist, vgl. die citirten Schriften v. Schleiermacher, Jacobi, Bouterweck, Fries, Suabedissen u. s. w.

„Wer darf Ihn nennen?
„Und wer bekennen:
„Ich glaub' Ihn?
„Wer empfinden
„Und sich unterwinden

„Zu sagen: ich glaub' Ihn nicht? u. s. w.
„ . . . . . Gefühl ist Alles;
„Name ist Schall und Rauch
„Umnebelnd Himmelsgluth.“ Faust.

3. „Man hat die Frage aufgeworfen: ob ein Rechtschaffener ohne Religion seyn könne? „„Ohne Lehrmeinungen““ wollte man sagen; sonst beantwortete sich die Frage selbst. Aechte Religion kann ohne Rechtschaffenheit nicht seyn, und innigste Rechtschaffenheit ist Religion, worin man sie auch erweise. Der Richter, der Handwerker (die Magd, die die Gasse kehrt, sagt Luther), wenn sie ihr Werk gewissenhaft thun, üben Religion; wahrer als die Nonne, die den nichtverstandenen Psalter betet. Mögen jene dabei ausführlich an Gott denken oder nicht, genug, wenn sie in einer Gemüthsverfassung sind, als ob sie an ihn gedächten. — Daß aber ein Rechtschaffener ohne solche und andere Lehrmeinungen seyn könne und seyn dürfe, ist keine Frage. Er läßt jeder ihren Werth, nimmt von allen das Beste; keine aber soll ihm die Stelle der Religion vertreten. — „„Wie thut man eine Handlung mit Religion?““ Wenn man sie gewissenhaft thut! die heiligste Religionshandlung kann irreligiös, d. i. gewissenlos verrichtet werden. Ein Sakrament z. B., das ohne Angelobung und Verpflichtung des Gemüths begangen wird, ist ein bloßer Ritus. Du, der beim Sakrament, in wie wenigen Worten es auch sei, die sich Verpflichtenden nicht gewissenhaft zu dem ermahnt hast, wozu sie sich verpflichten; du anderer, der du zu ihm weder Gewissen, noch Ernst mitbringst, ihr, habt eine Religionshandlung ohne Religion verrichtet. Der Samariter dagegen, der den Verwundeten auflud und treu verpflegte, übte Religion, ohne daß er darüber mit sich selbst discurrirte.“ Herder a. a. O. (Werke zur Relig.

u. Theol, 18. Th. S. 309—10.). Vgl. über die Abhängigkeit der Moral von der Religion Clodius Religionslehre S. 203.

§. 148.

Insbesondere haben die Gelehrten (also auch die Studirenden) sich vor dem Wahne zu hüten, als stände das Wissen (und die Wissenschaft) über der Religion; oder als hätte die Religion ihre Wurzel oder Basis lediglich im Wissen, wäre somit von demselben und von der Ausbildung des wissenschaftlichen Erkennens abhängig, namentlich von der höchsten Entwickelung desselben in der (speculativen) Philosophie. Allerdings kann und wird die geläuterte wissenschaftliche Einsicht auch auf die Religion vortheilhaft einwirken (namentlich durch Bekämpfung des Aber- und Unglaubens), aber an sich ist die Religion vom Wissen s. str. unabhängig. Der Glaube an Gott beruht nicht auf philosophischen Demonstrationen des Daseyns Gottes, und das Maß der Gelehrsamkeit ist nicht das der Frömmigkeit. Im Gegentheil wird das zur Religion gehörige Erkennen, welches in unserer Sprache durch Glaube bezeichnet wird, mit Recht dem Wissen entgegen und über dasselbe gesetzt, sowie auch die Erfahrung lehrt, daß es bei der Religion keineswegs auf Klarheit und Reinigkeit der Religionserkenntniß schlechthin ankommt. Uebrigens darf dieser religiöse Glaube nicht in ein blind nachbetendes Annehmen religiöser Lehrmeinungen (Dogmen) auf fremde Autorität hin, gesetzt, dieses letztere (der sog. Buchstabenglaube) muß vielmehr als eine sehr unvollkommene, aus subjectiv bornirter Ausbildung hervorgegangene Glaubensart oder Abart angesehen werden, die indessen die ächte praktische Frömmigkeit nicht immer nothwendig ausschließt, und insofern ebenfalls ein Recht auf Schonung oder Toleranz hat. Der ächten Religion ist

grundwesentlich das Merkmal der Selbstthätigkeit in dem Bewußtwerden oder Erfassen der Ueberzeugung von einer höhern Ordnung der Dinge, oder des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit.

1. „Melius scitur Deus nesciendo!“ *Augustinus* de ord. I, 2. „Von Gott und der Welt wissen wir vor aller weitern wissenschaftlichen Bildung voraus, und lassen es uns nicht nehmen, daß Gott das absolut selbständige höchste Wesen sei, erhaben über die Welt. Wir wissen also voraus, daß eine jede Lehre von Gott irrig ist, welche Gottes Dasein einem Gesetze unterwirft, oder einem Schicksale; ebenso, daß jede solche Lehre falsch ist, welche eine totale oder partielle Weltvergötterung enthält.“ Fries über Fichte's und Schelling's neueste Lehren von Gott und der Welt S. 35. — Daß die Betrachtung der Natur, auf welche sich alles Wissen beschränkt, keineswegs den wahren Begriff Gottes in dem menschlichen Geist erzeugen kann, haben Kant und Fries in ihren Kritiken der Vernunft (insbesondere bei der Entkräftung des physikotheologischen Beweises vom Dasein Gottes) auf das strengste bewiesen; ferner Jacobi Werke II, 53. III, 425. Solger's Erwin I, 138. v. Ammon Fortbild. d. Christ. I, 52. Vgl. auch Herbart Einl. in d. Philos. S. 215. vgl. 185. (welcher ebenfalls anerkennt, daß der religiöse Glaube viel älter ist, und weit tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüth hat, als alle Philosophie, und welcher die „Anmaßungen solcher Systeme“ rügt, „die von Gott als von einem bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, die aber keine Flügel sind, wodurch wir uns zu einem Wissen erheben könnten, für welches uns nun einmal die Data fehlen — und vielleicht weislich versagt sind. Es wäre überdieß noch zu beweisen, daß der

Religion durch den Mangel eines solchen Wissens etwas Wesentliches abgehe; daß sie etwas gewinnen würde, wenn Gott in scharfen, speculativen Umrissen, deutlich dem strengen und wahrheitsliebenden Forscher, vor uns stände. Religion beruht auf Demuth und dankbarer Verehrung. Die Demuth wird begünstigt durch das Wissen des Nichtwissens. Die Dankbarkeit kann nicht größer seyn, als gegen den Urheber der Bedingungen unseres vernünftigen Daseins. Die Verehrung kann nicht höher hinaufschauen, als zu dem unermeßlich Erhabenen.")

2. „Unsere Begriffe von Gott, die wir hier uns auf das Gescheidteste machen, sind in der Ewigkeit ebenso viel Absürditäten und Skandale. Du, Gott, bist nur dir bekannt." Zinzendorf (Müllers Bekenntnisse III, 128.) vgl. Claudius Werke 1819. III, 2. S. 46. Crusius Einl. in d. Dogmatik S. 30, 55 ff. — „Es erscheint uns die Urseele auch als eine immer hellere, aber ewige Aurora am All; und diese Sonne geht nie auf, weil das Auge der Endlichkeit an der Sonne stürbe. Nur das göttliche Morgenroth sieht und verträgt den Menschenblick." Jean Paul Museum S. 162. — „Um Religion zu haben, kommt es nicht an auf Reinigkeit und Klarheit der Religionserkenntniß, sondern nur darauf, daß die Anerkennung als eine ursprüngliche mit zweifelloser Gewißheit die Seele durchdringe, und Anerkennung eines zugleich Heiligen und Ewigen, und doch dem Zeitlichen, vorzüglich dem Menschen, innigst Gegenwärtigen und Einigen sei. Das bestimmte Bewußtseyn von diesen wesentlichen Bestandtheilen des Gefühles der unbedingt inneren Gebundenheit braucht nicht da zu seyn, wenn nur das Gefühl selbst, alle in Durchdringung enthaltend, da ist. Hingegen wird alle wahre Religionserkenntniß durch dieses Gefühl als ihre Quelle

und ihren Inhalt bedingt. In sofern beruht die Religion auf dem Gefühle, ohne darum nur im Gefühle zu bestehen. Vielmehr muß, um Religion zu werden, das ursprüngliche Gefühl der innerlichen Gebundenheit in die That des Menschen übergehen, und sich darin als Selbstmäßigung aus der Tiefe des Innern offenbaren. Denn nur so kann sich die Lebendigkeit dieses Gefühles und die Aufrichtigkeit der ihm inwohnenden Anerkennung des Ewigen und Heiligen, und damit das Wesen der Religion erweisen. Nur daß nicht der Mensch im Eifer des Handelns sich zerstreue oder verliere! Er muß vielmehr das innere fromme Gefühl, als den Quell alles guten Thuns, in stetiger Selbstbewegung erhalten und öfter dahin zurück sich sammeln — nicht um sich zu versenken im Gefühle, sondern — um sich im Zeitlichen treu zu erhalten dem Ewigen, und um sich zu bewähren die Gewißheit des seligen Lebens. Denn an sich halten zwar will das Ewige den Menschen, aber nicht ihn in sich hineinreißen." Suabedissen Betrachtung des Menschen II, 297—99. — „Nicht der Götze macht den Götzendiener; nicht der wahre Gott den wahren Anbeter! F. H. Jacobi V. d. göttl. Dingen. („Ueberhaupt ist in Absicht des Aberglaubens und des Götzendienstes meine Meinung, daß es ganz einerlei sey, ob ich mit Bildern aus Holz und Stein, ob ich mit Ceremonieen Wundergeschichten, Gebehrden und Namen, oder ob ich mit philosophischen Durch- und Durch-Begriffen, kahlem Buchstabenwesen, leeren Einbildungsformen Abgötterei treibe; ob ich auf diese oder jene Weise die Gestalt zur Sache mache, am Mittel abergläubig hangen bleibe und mich um jeden wahrhaften Zweck betrüge. Ich fand auch unter den, einem mir ekelhaften Aberglauben ergebenen Menschen mehrere, denen dieser Aberglaube und ihr damit verknüpfter götzenfürchtiger Eifer

doch ebenfalls nur auf den Lippen wohnte, und die innerlich im Herzen und im Geiste mit ihren verkehrten Redensarten und wunderlichen Einbildungen doch das Wahre meinten." Jacobi Th. III. S. 301 und S. 51. [1]). — Daß eben derselbe, so wie Kant, Fries u. A. das Nichtige aller sog. (speculativen) Beweise vom Daseyn Gottes (welche ohnehin nach Fr. Schlegels treffender Bemerkung nur „Demonstrationen" im Sinn der militärischen Kunstsprache sind) nachgewiesen, ist bekannt.

---

1) „Sogar vor einem plumpen Heiligenbilde, meinen wir, könne ein Andächtiger, wenn nur das Herz in seiner Brust sich recht erhebe, von den erhabensten Empfindungen und Gedanken, von wesentlicher Wahrheit ganz durchdrungen werden und selbst geheiligt davon gehen. Es ist allerdings ein ekelhafter Anblick, das Knieen vor einem solchen Bilde, wenn man nicht weiß, was in dem Knieenden vorgeht, oder davon abstrahirt, und nur auf das Bild achtet. Ich stelle aber einen Philosophen daneben mit seinem bloßen reinen Begriffe von Gott. Dieser wettet nicht auf seinen Begriff, denn er weiß, dieser Begriff ist überschwenglich, und auf einen solchen Begriff, daß ihm ein Gegenstand entspreche, läßt sich philosophischer Weise nicht wetten. Also fällt er auch nicht vor diesem zweideutigen Gegenstande, den er nur seyn läßt aus Ursachen, ohne ihm das Dasein wirklich und in vollem Ernste einzuräumen — er fällt nicht vor diesem seinen eigenen ungewissen Gedanken nieder auf sein Angesicht. — Es wäre zu lächerlich! So beugt er auch nicht gefühlvoll vor ihm die Knie; die Empfindung und die Stellung verletzten seine Würde. Er bleibt bei kaltem Blute, wohl wissend, womit er es zu thun hat. Hoch aufgerichtet stellt er seinem Gotte sich gegenüber, um vor seinem Angesichte, mit vollkommener Gegenwart des Geistes — nur sich selbst zu achten! — Und dieser Anblick: wie wollen wir es nennen, was er uns empfinden läßt? — Ist nicht beides, der Götze und der Mensch, widerstehender in diesem Beter, als in jenem? und beides ist hier ganz inwendig." a. a. O. S. 303 — 4.

„Wer Gott nicht fühlt in sich und allen Lebenskreisen,
„Dem werdet ihr ihn nicht beweisen mit Beweisen.
„Wer überall ihn sieht, was wollt ihr dem ihn zeigen?
„Drum wollt mit euern Gottbeweisen endlich schweigen!"
Rückert III, 142.

3. „Die Religion besteht nicht darin, worein die gemeine Denkart sie setzt, daß man glaube — dafür halte und sich gefallen lasse, weil man nicht den Muth hat, es zu leugnen, auf Hörensagen, auf fremde Versicherung hin: „es sey ein Gott"; denn dieß ist eine abergläubische Superstition, durch welche höchstens eine mangelhafte Polizei ergänzt wird, das Innere der Menschen aber so schlecht bleibt, als es vorher war; sondern darin, daß man in seiner eigenen Person und nicht in einer fremden, mit seinem eigenen geistigen Auge, und nicht durch ein fremdes, Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze." Fichte Anweis. zum sel. Leben S. 36. vgl. S. 146. Vgl. Kant Verm. Schr. III, 171 ff. — „Wem der Gottesglaube in unsrer Brust nur als Traditionsglaube erscheint, dem kann er noch nicht in seiner Entschiedenheit und Herrlichkeit offenbar geworden seyn, — oder das Unwesentliche und Falsche muß in seinem Bewußtseyn und Leben sich nicht vom Wahren unterscheiden können." Crusius Einl. in d. Dogm. S. 73. Vgl. über den richtigen Begriff des Glaubens besonders Carus Moral- u. Relig. Phil. S. 327. (s. d. paränet. Anhang). Vgl. auch Schleiermachers energische Worte gegen die „Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft" (Reden S. 80.): „Glauben, was man gemeinhin so nennt, annehmen, was ein Anderer gesagt oder gethan hat, nachdenken und nachfühlen wollen, was ein Anderer gedacht oder gefühlt hat, ist ein harter und unwürdiger Dienst, und statt das Höchste in der Religion zu seyn, wie man

wähnt, muß er gerade abgelegt werden von Jedem, der in ihr Heiligthum dringen will. Einen solchen nachbetenden Glauben haben und behalten wollen, beweiset, daß man der Religion unfähig ist; ihn von Andern fordern, zeigt, daß man sie nicht versteht." — „Ihr habt Recht, die dürftigen Nachbeter gering zu achten, die ihre Religion ganz von einem Andern ableiten, oder an einer todten Schrift hängen, auf diese schwören und aus ihr beweisen. Jede heilige Schrift ist an sich ein herrliches Erzeugniß, ein redendes Denkmal aus der heroischen Zeit der Religion; aber durch knechtische Verehrung wird sie nur ein Mausoleum, ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, so würde er mehr mit Liebe und mit dem Gefühl der Gleichheit auf sein früheres Werk sehen, welches doch immer nur ein schwacher Abdruck von ihm seyn kann. Nicht Jeder hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern nur der, welcher sie lebendig und unmittelbar versteht, und ihrer daher für sich allein auch am leichtesten entbehren könnte." Schleiermacher Reden üb. d. Relig. 3. Ausg. S. 155. 4. Ausg. S. 107 ff. vgl. 307. — „Alles Hangen an Worten und buchstäblichen Lehren der Religion ist Lamadienst." Hamann (Jacobi's Briefwechsel II, 143.).

§. 149.

So ausgemacht es übrigens einerseits ist, daß die Wissenschaft das Recht der Subjectivität oder Individualität in Glaubenssachen anzuerkennen, sowie ihr eigenes Unvermögen, durch bloße Lehre Frömmigkeit hervorzubringen (vgl. auch §. 7. S. 26.) anzuerkennen hat, so steht ihr dagegen andererseits das Recht zu, alle die verschiedenen sog. positiven Religionen oder Glaubensarten theils

als gegebene Thatsachen der Geschichte zu beurtheilen und zu würdigen, theils so weit sie Lehrmeinungen (Dogmen) enthalten, mithin aus dem Gebiete des subjectiven Gefühls in das objective des Erkenntnißvermögens treten, in Hinsicht ihrer Wahrheit oder Begründung zu prüfen, da dem Auge der Wissenschaft sich nichts entziehen darf (oben S. 106.) und ihr die letzte Entscheidung über objective Wahrheit (Ueberzeugung aus objectiv zureichenden Gründen) zusteht, sowie das Recht, mittelbar durch allmälig fortschreitende (ächte) Aufklärung auf die Religion selbst zu wirken (was als Thatsache der Geschichte feststeht, vgl. ob. S. 115.). Ueberhaupt ist, insofern das vieldeutige Wort Vernunft im weitern Sinne das Höhere, charakteristisch den Menschengeist von der Thierseele Unterscheidende ausdrückt, im engern Sinne das höhere Erkenntnißvermögen der Ideen, oder übersinnlichen, nicht aus Sinneswahrnehmung oder Erfahrung geschöpften, und sich nicht auf die Sinnenwelt in Zeit und Raum (die Natur) beziehenden oder beschränkenden Vorstellungen (im Gegensatz gegen die aus sinnlicher Erfahrung abstrahirten gemeinen Begriffe des Verstandes) — alle Religion wesentlich Vernunftreligion, indem selbst bei der Annahme, daß Gott durch übermenschliche, höhere Wesen den Menschen religiöse Offenbarungen zu Theil habe werden lassen, doch es die menschliche Vernunft ist, die diese annimmt, und in sich ein Kriterium des Göttlichen haben muß, um theils überhaupt die Offenbarungen Gottes von denen eines bösen Geistes, sowie von menschlichen Zuthaten unterscheiden, theils unter den verschiedenen, geschichtlich als Thatsachen gegebenen göttlichen Offenbarungen die allein wahre oder doch vorzüglichere erkennen zu können. Aus gleichem Grunde ist auch die Uebereinstimmung der speciellen religiösen Lehrmeinungen mit der wissenschaftlich ausgebildeten Vernunft das

einzige und in letzter Instanz Entscheidende, über ihren Werth und ihre Wahrheit im objectiven Sinne. Auch insofern ist alle Religion Vernunftreligion¹, als ihre Erscheinung ganz an die Entwickelung des Menschen im Einzelnen und Großen gebunden und treuestes Abbild derselben ist. — Ebenso kann aber auch alle Religion (auch die sog. Vernunftreligion) insofern, oder in dem Sinne, als eine übernatürliche, von Gott selbst herrührende oder sog. offenbarte angesehen werden, insofern einerseits die Betrachtung der Natur nicht auf den wahren Begriff von Gott (vgl. ob. S. 499.) führen und der Mensch also von Gott doch nur durch Gott selbst etwas wissen kann, welcher eben unserer Vernunft mit dem Keime, Göttliches zu erkennen, ausstattete, — und insofern andererseits dieser Keim nur unter begünstigenden äußern Umständen sich entwickeln kann, deren Herbeiführung sowohl für die Einzelnen, als solche, als auch für die menschlichen Gesellschaften im Großen doch nur als Werk der allwaltenden Vorsehung und göttlichen Liebe anzusehen ist, die „sich keinem Menschen unbezeugt läßt," und will daß „keiner verloren gehe!"

1. „Thaten lehren den Menschen und Thaten trösten ihn — fort mit den Worten! — Daher soll auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern durch sein Thun zur Religionslehre emporheben. Denn es ist umsonst, daß du dem Armen sagest; es ist ein Gott, und dem Waislein: du hast einen Vater im Himmel; mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehest, das ist, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du ihn den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest." Pestalozzi (Lienhard und Gertrud). „Ce n'est pas la

tête qu'il *faut* se casser pour avancer dans la carrière de la vérité, c'est le *coeur*.“ *St. Martin* (Berlin 1833. S. 187.).

2. „Das Thier vernimmt nur Sinnliches; der mit Vernunft begabte Mensch auch Uebersinnliches, und er nennt dasjenige, womit er das Uebersinnliche vernimmt, seine Vernunft, wie er das, womit er sieht, sein Auge nennt. Das Organ der Vernehmung des Uebersinnlichen fehlt dem Thiere, und wegen dieses Mangels ist der Begriff einer bloß thierischen Vernunft ein unmöglicher Begriff. Der Mensch besitzt dieses Organ, und nur mit demselben und durch dasselbe allein ist er ein vernünftiges Wesen. Wäre das was wir Vernunft nennen, nur das Erzeugniß eines auf Sinneserfahrung allein sich stützenden Reflexionsvermögens, so wäre alle Rede von übersinnlichen Dingen nur Geschwätz; die Vernunft, als solche, wäre grundlos, ein dichtendes Gedicht. Ist sie aber wahrhaft offenbarend, so wird durch sie ein über den thierischen erhabener, von Gott, Freiheit und Tugend, vom Wahren, Schönen und Guten wissender, ein menschlicher Verstand. Ueber dem von der Vernunft erleuchteten Verstande und Willen ist im Menschen nichts, auch nicht die Vernunft selbst; denn das Bewußtsein der Vernunft und ihrer Offenbarungen ist nur in einem Verstande möglich. Mit diesem Bewußtsein wird die lebendige Seele zu einem vernünftigen, zu einem menschlichen Wesen.“ Jacobi, II, S. 9. — „Aber freilich, Gott müßt ihr im Herzen suchen und finden! Außer euch könnt ihr ihn nicht sehen, sondern nur wiedersehen in der naturhistorischen Offenbarung. Die andere historische und mündliche Offenbarung setzt das ganze Verständniß voraus, und ihr würdet nicht einmal das Unbegreifbare ohne ein Begriffenes annehmen können.“ Jean Paul Selina II, 127.

„Du hörst von einem Gott, du sprichst von ihm,
Die ganze Welt ist voll von ihm — und Niemand
Weiß nur, woher der Name Gottes stammt!
Die große, schöne Welt lehrt dich ihn nicht,
Nicht ihre Ordnung, Dauer, noch Verwandlung;
Und dennoch ahndest du, daß jener Name
Kein leerer Hall, nein, inhaltsschwerer Ausdruck
Vom Urgrund der unzähl'gen Wesen sei.
Ja, du hast recht geahndet, frommes Herz;
Im Herzen kündet sich die Gottheit an!"

L. Schefer, Laienbrevier I. S. 31.

„Gott ist für den Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennet Gott nur, insofern er den Menschen, d. i. sich selber kennt. Und ehret Gott nur, in sofern er sich selber ehrt, d. i. in sofern er an sich selber und an seinen Nebenmenschen nach den reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelt." Pestalozzi a. a. O. — „Willst du Gott schauen, wie er in sich selbst ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseit der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schau an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust Ihn an; ergieb dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust!" Fichte Anweis. zum sel. Leben S. 36. 146. Vgl. Hippel Kreuz- und Querzüge II, 90. Novalis Schrift. II, 264. (3. Ausg.)

3. „Offenbar kommen die Augen und das Sehen nicht von den Gegenständen, die gesehen werden, der Hunger nicht von der Speise, das Herz nicht von den Trieben, die es offenbart. Alles Empfinden und Streben geht vom Selbstseyn, Insichseyn, vom Leben aus; alles Vernehmen von etwas, das unmittelbar und wesentlich sich selbst vernimmt; zugleich und ebenso unmittelbar und wesentlich in demselben untheilbaren Au-

genblick Natur und Gott — Endliches und Unendliches, Ewigkeit und Zeit. — Wir wissen von Gott, weil wir aus Gott geboren, aus seinem Bilde geschaffen, seine Art und Geschlecht sind. Gott lebet in uns, und unser Leben ist in Gott verborgen. Wäre er uns nicht auf diese Weise gegenwärtig, unmittelbar gegenwärtig durch sein Bild in unserm Innersten selbst, was außer ihm sollte ihr uns kundthun? — Bilder, Töne, Zeichen, die nur zu erkennen geben, was schon verstanden ist? — Nach Gottes Bilde geschaffen, Gott in uns und über uns; Urbild und Abbild, getrennt und doch in unzertrennlicher Verbindung: das ist die Kunde, die wir von ihm haben, und die einzig mögliche; damit offenbart sich Gott dem Menschen lebendig, fortgehend, für alle Zeiten [1]). Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen, wie sie wollen, kann sich höchstens zur innern ursprünglichen nur verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. Ich sage, höchstens nur; und setze dem vorhergegangenen hinzu: So wenig ein falscher Gott außer der menschlichen Seele für sich da seyn kann, so wenig kann der wahre außer ihr erscheinen. Wie der Mensch sich selbst fühlt und bildet, so stellt er sich, nur mächtiger, die Gottheit vor. Darum ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihre Tugend, wie ihr sittlicher Zustand beschaffen gewesen [2]). — Nur durch sittliche Veredelung erheben wir uns zu einem

1) „Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
„Wie könnten wir das Licht erblicken?
„Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
„Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"
Göthe (Z. Farbenlehre Vorr.)

2) „Wie der Mensch, so sein Gott,
„Drum ward Gott so oft zu Spott." Göthe.

würdigen Begriffe des höchstens Wesens. Den Gott also haben wir, der in uns Mensch wurde, und einen andern zu erkennen, ist nicht möglich, auch nicht durch bessern Unterricht; denn wie sollten wir diesen Unterricht nur verstehen? Weisheit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, freie Liebe sind keine Bilder, sondern Kräfte, von denen man die Vorstellung nur im Gebrauche selbsthandelnd erwirbt. Es muß also der Mensch Handlungen aus diesen Kräften schon verrichtet, Tugenden und ihre Begriffe erworben haben, ehe ein Unterricht von dem wahren Gott zu ihm gelangen kann. Und so muß, ich wiederhole es, Gott im Menschen selbst geboren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott — nicht bloß einen Götzen — haben soll; er muß menschlich in ihm geboren werden, weil der Mensch sonst keinen Sinn für ihn hätte." Jacobi (W. III, 277.) Vgl. Lavater Leben v. Herbst S. 127.

4. „Les vérités divines sont infiniment au-dessus de la nature. *Dieu seul peut les mettre dans l'ame.* Il a voulu qu'elles entrent du *coeur* dans l'ésprit, et non pas de l'ésprit dans le coeur." *Pascal.* — Hierher gehört auch der uralte, allgemein übliche, bildliche Ausdruck: Gott habe sein Gesetz (die moralischen und religiösen Ideen) dem Menschen in das Herz geschrieben. (Psalm 27, 31. Sprüchw. 1, 3. Jesaia 51, 7. Jerem. 31, 33.), welche ganz unfehlbar und unbestreitbar göttliche Schrift sonach der Mensch in seinem eigenen Herzen zu lesen und womit gleichsam als Originaldocument er jede andere zu vergleichen hat.

§. 150.

Kein Kundiger wird es bestreiten, daß unter allen solchen Anstalten im Großen zur Erweckung und Ausbildung der Frömmigkeit, oder unter allen positiven Religio-

nen, die sich in der Geschichte der Menschheit vorfinden, das (wahre, ächte) Christenthum in seiner Idee und ursprünglichen Form die höchste, vollkommenste, der Menschheit auf allen Stufen ihrer Entwicklung angemessenste, der höhern Entwickelung oder Vervollkommnung des Geistes s. str. oder der Vernunft, wie des Herzens oder Gemüths und der Thatkraft oder des Willens auf gleiche Weise förderlichste, übrigens vorzugsweise auf das Practische, und zwar auf die Läuterung und Erhebung des ganzen Lebens berechnet, so wie eben deshalb zur allgemeinen Weltreligion geeignet und bestimmt ist. Vgl. Schleiermacher Reden üb. d. Rel. S. 408 ff. Fichte Staatslehre S. 211. (Schirmer) Kirchenrechtliche Untersuchungen 1827. passim. v. Ammon Fortbildung des Christenthums z. Weltreligion 1836. Zugleich ist dasselbe thatsächlich die geistige Basis, so wie der Gipfelpunkt der gesammten neuern wissenschaftlichen, ästhetischen, moralischen und selbst der politischen Bildung und Entwickelung, welche durchaus von seinem Geiste durchdrungen seyn muß, wenn sie wahren Werth haben soll. Daher muß auch jeder Studirende nicht nur sich ein klares Verständniß dieser wichtigsten aller Weltbegebenheiten, in der das Wort der Lösung des Räthsels der Weltgeschichte gegeben ist, zu verschaffen (worauf die frühere Einrichtung mancher Universitäten, z. B. Königsbergs, sich beziehen läßt, daß in der Stunde, in welcher Dogmatik gelesen ward, kein anderes Collegium gelesen werden durfte), sondern auch sein eignes Leben zu einem ächt christlichen zu gestalten suchen. Dazu verhilft freilich weder Collegienhören, noch blindgläubiges Annehmen und Nachbeten von Dogmen, sondern nur und allein, daß man durch eignes, selbstthätiges und unausgesetztes Streben sein Herz zu reinigen, seinen Willen zu bessern beflissen ist, und die einfache Vorschrift Christi befolgt, nach seiner

Lehre zu handeln, wo man dann schon erkennen werde, daß dieselbe göttlichen Ursprungs ist. Allerdings ist das Christenthum in so fern Lehre, als es unter allen Religionen zuerst an die Stelle von Religionsmythen, Religionslehren setzte (Garve üb. d. Princip. d. Sittenlehre S. 120.), keineswegs aber ein Dogmensystem, ein Inbegriff gewisser Lehrmeinungen, auf deren Annahme die Jüngerschaft Jesu (die Gemeinschaft mit ihm) beruhe, sondern eine freie, allen auf gleiche Weise zur Kindschaft Gottes berufenen Menschen offenstehende Anstalt zur Erweckung und Förderung des ächt religiösen Lebens, vorzugsweise eine Heilsordnung zur Erlösung aus den Banden der Sünde durch eigene Herzens- und Willensbesserung (nicht durch übernatürliche Gnadenmittel), und so zur Begründung eines Reiches Gottes auf Erden! vgl. Crusius Einl. in d. Dogm. S. 103 ff. Neander Allg. Gesch. d. chr. Relig. u. K. I. Abth. III. Vorr. S. IX. Ullmann Sündlosigkeit Jesu S. 148. Daher sind die historischen Urkunden des Christenthums, die heilige Schrift, das Bibelbuch, nicht an und für sich Gottes Wort, obwohl sie dasselbe enthalten („denn Gottes Wort kann nur sein, was als ewige, unbedingte, unwandelbare Wahrheit erkannt und anerkannt werden muß." Dav. Schulz Lehre v. Glauben S. 37.), sondern nur Mittel und Vehikel zur Erweckung des im Menschenherzen schlummernden Göttlichen („die menschliche Seele ist eine geborne Christin" Tertullian), und zwar keineswegs das alleinige, („die heiligen Schriften sind Bibel geworden aus eigner Kraft, aber sie verbieten keinem andern Buche auch Bibel zu seyn oder zu werden." Schleiermacher Reden üb. d. Rel. S. 422.). Daher ist auch der wahre christliche Glaube kein todter Buchstabenglaube, kein blindes Nachbeten von geheimnißvollen, von Pfaffen aller Art ersonnenen Dogmen

oder gar von s. g. Kirchenvätern fabricirter Glaubens=formulare, die jedem sie nicht annehmenden die ewige Seeligkeit abzusprechen unverschämt und lieblos genug sind, kein sclavisches Beharren bei s. g. symbolischen Büchern (von denen übrigens die protestantischen keineswegs als unabänderliche Glaubensvorschriften entstanden sind; vgl. Scheidler üb. d. Augsburg. Confession 1830.); sondern der wahre christliche Glaube besteht in der selbstthätigen, aus eigner innern Ueberzeugung hervorgehenden Ergreifung der in der Erscheinung Christi als Urbildes der Menschheit zu Theil gewordenen göttlichen Gnade durch wirkliche, thatsächliche Läuterung und Erhebung des ganzen irdischen Lebens! Daher ist auch das Christenthum nur in sofern als die Religion der Liebe, und diese als noch größer als der Glaube zu bezeichnen, als unter derselben nicht ein Schwelgen und Verschwimmen in dunkeln, meist weinerlichen, sympathetischen Gefühlen, sondern die aus freier Neigung (im Gegensatz gegen Mosaisches oder sonstiges sclavisches Gesetzeswerk) und uneigennütziger Begeisterung (in Gegensatz gegen katholische u. s. w. Werkheiligkeit) hervorquellende thatkräftige Erweisung des Göttlichen im Menschen durch Tapferkeit und Selbstverläugnung in dem Kampfe für das Wahre, Schöne, Gute und Heilige verstanden wird; in welcher Beziehung das Christenthum mit gleichem Rechte als die Religion der Mannheit oder Tapferkeit bezeichnet werden kann. Wie unser Dichter sagt:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem
„Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!"

Christus hat keine speciellen Dogmen, noch weniger ein in sich abgeschlossenes Dogmensystem aufgestellt, was ohnehin seiner ganzen Lehrart (in anregenden Ermahnun-

gen, Gleichnissen u. s. w.) widerspricht. Er sagte seinen Jüngern „gehet hin und belehret alle Welt", aber er sagte nicht: „lehret ihnen dieß oder jenes Dogma." Er hat auch den Seinigen „seinen heiligen Geist nur handelnd und lebend, nicht lehrend, verleihen wollen" (Crusius a. a. O. S. 108.). Er hat namentlich nicht das Dogma aufgestellt, als sei Er Gott dem Vater gleich, sondern er sagt ausdrücklich (Joh. 14, 28.) „der Vater ist größer, denn ich," und (Matth. 19, 17. Luk. 18, 17.) „Niemand ist gut, denn der einige Gott." (Vgl. 1 Cor. 11, 3; 15, 28.), und daß „der Geist der Wahrheit vom Vater ausgeht" (Joh. 15, 26.). Er hat nicht das Dogma von der s. g. Erbsünde aufgestellt oder auch nur veranlaßt, denn indem er die Gründung seines Gottesreichs mit dem Aufrufe begann: thut Buße! d. h. bessert euer Herz und eure Gesinnung, so setzte er eine in dem Menschen selbst liegende Kraft zur Erkenntniß des Guten und zur Willensverbesserung voraus! Er hat nicht die Annahme einer Glaubensformel zur Bedingung der Gemeinschaft mit ihm gemacht, sondern „den Glauben an den wahren Gott und an Ihn als dessen Gesandten" (Joh. 17, 3.), oder als „Ebenbild des unsichtbaren Gottes" (Coloss. 1, 15.) Er sagt (Matth. 7, 21.) ausdrücklich: „nicht die Herr, Herr! zu mir sagen, sollen in's Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun." — „Die da Gutes gethan haben, sollen hervorgehen zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan, zur Auferstehung des Gerichts." „Wer den Willen Gottes thut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter," (Joh. 5, 29; 15, 14. Matth. 7, 21, 24; 12, 50; 19, 17. Mark. 3, 35. Luk. 8, 21; 10, 16.). Er machte den Glauben an ihn selbst davon abhängig, daß Er die Werke Gottes (Thaten der Liebe) wirklich thue (Joh. 10, 37.); Er forderte gute Werke (natürlich

nicht im Sinne der katholischen opera operata) als die allein sicheren Beweise seiner Jüngerschaft („an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!"), und erkannte selbst diejenigen als Glieder des Gottesreichs an, die sich nicht zu der Gemeinschaft seiner Jünger hielten, aber doch für das Gute sich thätig zeigten, (Mark. 9, 38.); Er sagte; Wer nach meiner Lehre handelt, wird inne werden, daß sie von Gott ist ꝛc. — Ebenso verlangen die Apostel von Allem thatkräftige Liebe, und setzen diese weit über den bloßen sog. Glauben. 1 Cor. 13, 1—13. Jak. 2, 14. — „Wer recht thut, sagt Johannes, Christi Lieblingsjünger (1 Joh. 3, 7. 8.), der ist gerecht; wer da sagt, ich kenne Gott, und hält seine Gebote nicht, ist ein Lügner" (1 Joh. 2, 4.) „Christus ist erschienen, um die Menschheit vom Joche des tödtenden Buchstabens zu erlösen." 1 Joh. 3, 8. Tit. 2, 11. Röm. 14, 17. „Jaget nach der Heiligung, ohne welche wird Niemand den Herrn sehen." Hebr. 12, 14. — Petrus erklärt, daß unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, Ihm angenehm sei, und Paulus schärft dem Titus und Timotheus ein: In allen Dingen stelle dich selbst als Beispiel jeder Tugend dar, werde für die Gläubigen ein Muster in Lehre, Wandel, Liebe, Glauben, Keuschheit (Tit. 2, 7. 1 Tim. 4, 12.) — (Vgl. besonders hierüber die treffliche Schrift von D. Schulz, die Lehre vom Glauben, ferner Ullmann die Sündlosigkeit Jesu S. 68. Ackermann d. Christliche im Plato S. 279, 287.) — — Dieselbe Ansicht hatten die alten („handelnden") ächten Mystiker „vor deren Kraft und Weltüberwindung selber die Stoiker in Zwerge einschwinden" (Jean Paul Aesthetik III, 958.) und welche nicht mit den modernen jämmerlichen Frömmlern und Pietisten verwechselt werden dürfen, wie Tauler (medulla an. 36.) Thom. v. Kempis (imit. Chr.

I, 3. §. 5.) Staupitz (v. chr. Gl. c. 6, 10.) Fenelon (W. I, 160.), Arnd (wahr. Christ. I, 6.) Jak. Böhme. („O wie todt ist der jetzige Glaube? Es bleibt bei der Wissenschaft, und man meint, wenn man viel wisse von Gott zu reden, und von Christi Verdienst, Leiden und Tod für das menschliche Geschlecht, und sich deß tröste, das sei der Weg zum ewigen Leben. O nein, das Alles hilft nichts, daß du es weißt, und dich damit kitzelst. Der rechte Glaube in Christo ist gar ein anderes Ding; er liegt nicht bloß in der Historie und im Buchstaben, dieser ist nur ein Leiter und eine Unterweisung des Worts, welches lebendig ist und Geist hat. Der rechte Glaube ist der rechte Wille, der in des Lebendigen Wort eingehet. So du dich gleich des Leidens Christi tröstest, und dein Wille bleibt ein Schalk, so ist doch dein Geist, der aus deinem Willen ausgeht, ein Dieb und ein Mörder; anders lehrst du, anders thust du. Es ist kein anderer Wille in Gott, als selig zu machen, was verloren ist. Darum soll kein Mensch verzagen; denn so sich unser Geist recht erhebt, so ist er stärker, als der Höllen Abgrund, er kann Berge versetzen ohne Sturm, nur mit seinem Willen. So ist nun der Glaube nicht eine historische Wissenschaft, daß ihm der Mensch Artikel mache, und daran allein hange, und zwänge sein Gemüth in die Werke seiner Vernunft, sondern er ist ein Geist mit Gott, denn der heilige Geist herrscht in dem Geiste des Glaubens. Der wahre Glaube ist eine Macht Gottes und Ein Geist mit Gott; er wirke in Gott und mit Gott; er ist frei und an keine Artikel gebunden, als nur an die rechte Liebe, darin holt er seines Lebens Kraft und Stärke, und lieget nichts an menschlichen Wähnen. Er will, was Gott will, denn er schätzet das irdische Leben nichts, auf daß er in Gott lebe, und Gottes Geist in ihm sei, das Wollen und das Thun."

S. Jac. Böhmes Schriften v. Rätze S. 41—43. Eben so die großen Heroen der (aus dem praktischen oder Herzensbedürfniß hervorgegangenen) Reformation, (— die eben deshalb nur bei den Deutschen sich wahrhaft entwickeln konnte, s. Fichte Reden an d. deutsche Nation S. 184 —). „Also ist das Gesetz Christi nicht Lehre, sondern Leben, nicht Wort, sondern das Wesen, nicht Zeichen, sondern die Fülle selbst.“ Luther (vom Mißbrauch der Messen). — „Der Glaube ist nichts anders, denn das rechte, wahrhafte Leben in Gott.“ Derselbe. — Vgl. auch Ullmann Leben Wessels S. 282 — „Christum erkennen, heißt erkennen seine Wohlthaten, nicht aber, wie Mehrere lehren, seine Natur oder die Art der Fleischwerdung untersuchen. Nur dieses heißt Christum erkennen: wissen, was er uns befiehlt, und es thun.“ Melanchthon. — Eben so die ächten Gottesgelehrten der neuern und neuesten Zeit, von Spener an (der bekanntlich durch den ächten Pietismus Reformator der protestantischen Theologie ward, s. dessen Leben v. Hoßbach), von denen wir nur Herders Worte anführen wollen: (W. z. Rel. u. Th. XVIII, 280 ff., u. XIII, 133.) die besonders in unserer jetzigen Zeit allgemeinste Beherzigung verdienen, wo pietistisches Unwesen, Muckerei, todter Buchstabenglaube sogar hie und da von hochgestellten Kirchen- und Staatsbeamten begünstigt werden!!: „Ists Glauben, wenn ich eine Formel hersage, deren Sinn ich nie gefaßt, um den ich mich nie bekümmert habe? Eher sollte man dieß Unglauben nennen; denn meine Lippe spricht diese Formel, wie der Rabe ein gelerntes Wort. „„Ich glaube““ heißt sodann: „„ich lasse geschehen, daß Andere mit Ueberzeugung glauben; ich sage nach, was die Kirche sagt, bis auf Ungereimtheiten und Mirakel. Meine Ueberzeugung, mein innerstes Bewußtsein habe ich an sie abgetreten, und entschlags mich dessen förmlich;

d. h. ich glaube nicht, ich darf auch nicht selbst glauben."" Ists Wunder, daß ein solcher Glaube, wenn er die Larve abwirft, oder wider Willen verliert, mit dem frechsten Unglauben sich paaret? So glauben viele an die Bibel, ohne zu wissen, was in ihr steht; denken dabei aufs frechste und verfolgen! — Ein schrecklich Gespenst ist dieser Formularglaube auch schon dadurch, daß er an Wortschälle gewöhnt, die, wiederkommend in Zeiten des Dranges und der Gefahr, auf die erschütterte Phantasie heftig wirken. In jeder dunkeln Zeit waren Wortschälle, die man mit Zutrauen aussprach, von mächtiger, aber auch benebelnder, grausamer Wirkung. Und bei weitem sind diese Zeiten der Wortschälle noch nicht vorüber. Das Ohr des Pöbels, der abergläubigste Sinn hängt immer noch an ihnen; die bloßen Laute: Blut, Tod, Leiden, Sterben, Genugthuung, Sünde vergeben, Versöhnung u. s. w., ohne allen Verstand ausgesprochen, gebieten noch immer dem Ohr des christlichen Pöbels." — „Die Bibel ist ein Buch durch Menschen für Menschen geschrieben; menschlich ist die Sprache, menschlich die äußern Hülfsmittel, mit denen sie geschrieben und aufbehalten ist u. s. w. Die Bibel ist gewissermaaßen das menschlichste von allen Büchern; denn sie ist, ihrem größten Theile nach, beinahe das älteste. Es ging durch so viele Hände, Völker und Zeiten, und obgleich die Vorsehung durch natürliche Mittel ganz einzig für die Erhaltung desselben sorgte, wir auch im Ganzen seines Zwecks und Inhalts, sofern er für uns dient, vor seiner Unverfälschtheit sicher seyn können, so müssen wir doch diese nie a priori beweisen, als sey dieß Buch etwa im Himmel geschrieben worden und nicht auf Erden, von Engeln und nicht von Menschen. Durch solche Voraussetzungen thun wir der Bibel nicht Ehre an, sondern Schande und Schaden" u. s. w. — Auch ist das Christenthum keine phi-

losophische Disputirschule; eine lebendige Einrichtung war es zu Bildung fester Gesinnungen jedes Standes, jedes Verhältnisses und Characters. Allerdings befahl Christus zu lehren; aber was? „Seine Anordnungen halten." Nichts ist leichter, als lehren, nichts schwerer, als halten; gewiß auch nicht leicht, einzurichten, daß gehalten werde, daß jedes Menschengemüth Religion belebe. Formeln und Gebräuche thun dieß nicht, auch nicht das Hererzählen der alten oder neuen Lehre in Formeln und Dogmen. — Alles also wird und muß vom Christenthum wie ein dürrer Herbst abfallen, was nicht Ueberzeugung, Gewissen, reine Menschenreligion ist, oder mit sich führt. Einen Cultus Vergebung und Seligkeit bringender Formeln kennt es nicht; dem jüdischen und heidnischen Priesterthum ist sein Geist nicht nur völlig zuwider, sondern dazu eben wards gestiftet, daß in Ewigkeit hin keine Opferer und Priester, keine Zauberer und Götzendiener weder in Gebräuchen, noch Wortlarven seyn sollten! — Auch Lehrmeinungen sind also nicht Glaube; sie sind Wolken am Firmament, die vielgestaltig sich auf mancherlei Weise färben und in Kurzem nicht mehr sind. Es erweckt keinen großen Begriff von einem Lehrer des Christenthums, wenn er es, um es lieb zu gewinnen, in eine dem Volke fremde Sprache, den Zierrath seines Decenniums, hüllen muß, und es wie ein Marienbild zum neuen Marktfest kleidet. Es erweckt keinen größern Begriff von einem Lehrer, wenn er gegentheils alten Lehrmeinungen als solchen ohne Inhalt und Wesenheit nachläuft und wie ein Gespenst des 16. Jahrhunderts in verlebten Trachten umherzieht. Wer ist Paulus? wer ist Apollo? Diener sind sie; Einer ist Christus. Die Religion des Herzens (jeder drücke sich aus, wie er wolle) ist nur Eine. — „„Was ihr gethan habt dieser Geringsten einem, das habt ihr mir

gethan! Wer ein Kind aufnimmt, nimmt mich auf"" u. s. w. Das wars, was Christus Religion nannte. So lange die Menschheit Menschheit ist, werden diese Adern des Christenthums Glaube, Liebe, Hoffnung, und ihre Wurzel ächte Gewissenhaftigkeit die einzige und innige Menschenreligion bleiben." — „Die Lehre Jesu ist sehr kurz: „seid Himmel und nicht Erde! Seid wie Gott wirksam, gütig und verborgen, und lernt's an mir, seinem Bilde! Euer Wesen sei Leben, Liebe, Demuth, und der Weg dahin Selbstverläugnung, Reinigung und Tod!"

